

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Schwerpunkt

Politik in der Populärkultur

Sylvia Mieszkowski, Sigrid Nieberle (Hrsg.)

Anna-Lea Koch | Advertisements myth: commercialization of queer identity

Viktoria Rösch | Heimatromantik und rechter Lifestyle. Die rechte Influencerin zwischen Self-Branding und ideologischem Traditionalismus

Verena Sperk | Das Persönliche *politisch* erzählen. Queerfeministische Politiken des Persönlichen am Beispiel Stand-up-Comedy

Sandra Nuy | Die Neue Frau – Gender Politics in Fernsehserien über die Weimarer Republik

Hazel Rhodes | "Die Transvestiten haben das Wort": the politics of gender variation, sexual distinction and morality in the transvestite magazine *Das 3. Geschlecht*

Offener Teil

Doris Weichselbaumer, Leonie Kapfer, Sebastian Fitz-Klausner | Scheitern im Paradies. Die filmische Repräsentationsfigur der Sextouristin in *Paradies: Liebe und Vers le sud*

Christine Löw | Technologische Lösungen gegen Mangelernährung? Für eine Re-Politisierung von Hunger, Nahrungssouveränität und Geschlechterverhältnissen

Tanja Paulitz, Leonie Wagner | „Mit Geschlecht hat das aber nichts zu tun“. Über die Schwierigkeiten von Professorinnen, über Geschlecht (nicht) zu sprechen

Franziska Ohde, Birgit Blätzel-Mink, Claude Draude, Indra Spiecker gen. Döhmman | Geschlechtergerechtigkeit im Spannungsfeld von nachhaltiger und digitaler Transformation – eine interdisziplinäre Annäherung

2 | 23

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft | Journal for Gender, Culture and Society

Heft 2, 15. Jahrgang 2023

ISSN 1868-7245, ISSN Online: 2196-4467

Herausgegeben vom:

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (Koordinations- und Forschungsstelle)

Herausgeberinnen:

Dr.-Ing. Dr. hc. Corinna Bath, Prof. Dr. Carola Bauschke-Urban, Prof. Dr. Judith Conrads, Prof. Dr. Bettina Dennerlein, Prof. Dr. Elisabeth Holzleithner, Dr. Beate Kortendiek, Prof. Dr. Diana Lengersdorf, Prof. Dr. Sigrid Nieberle, Prof. Dr. Anne Schlüter

Redaktion: Dr. Sandra Beaufaÿs, Dr. Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek

Redaktionsanschrift:

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Redaktion GENDER

Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen

Tel. +49(0)201.183.2169/2655/6134, Fax +49(0)201.183.2118, redaktion@gender-zeitschrift.de, www.gender-zeitschrift.de

Beiträge:

Beiträge bitte über manuskripte@gender-zeitschrift.de einreichen. Aufsätze werden im double-blind peer review begutachtet. Richtlinien zur Manuskriptgestaltung bei der Redaktion oder auf www.gender-zeitschrift.de. Die Ausgaben der GENDER haben einen Heftschwerpunkt und einen Offenen Teil. Weitere Informationen dazu ebenfalls auf genannten Webseiten.

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Meike Sophia Baader, Prof. Dr. Gertrud M. Backes, Prof. Dr. Christine Bauhardt, Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt, Prof. Dr. Renate Berger, Prof. Dr. Ulrike Bergermann, Prof. Dr. Claudia Breger, Prof. Dr. Margrit Brückner, Prof. Dr. Jürgen Budde, Prof. Dr. Andrea D. Bührmann, Prof. Dr. Regina Dackweiler, Prof. Dr. Johanna Dorer, Prof. Dr. Walter Erhart, Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland, Prof. Dr. Harry Friebel, Prof. Dr. Gabriele Griffin, Prof. Dr. Rebecca Grotjahn, Prof. Dr. Sabine Hark, Prof. Dr. Gabriella Hauch, Prof. Dr. Sabine Hering, Prof. Dr. Barbara Holland-Cunz, Prof. Dr. Liisa Husu, Prof. Dr. Elke Kleinau, Prof. Dr. Gudrun Axeli Knapp, Prof. Dr. Ulrike Lembke, Prof. Dr. Ilse Lenz, Prof. Dr. Brigitte Liebig, Prof. Dr. Martin Lücke, Prof. Dr. Helma Lutz, Prof. Dr. Michiko Mae, Prof. Dr. Andrea Maihofer, Prof. Dr. Michael Meuser, Prof. Dr. Birgit Meyer, Prof. Dr. Sylvia Mieszkowski, Prof. Dr. Tanja Mölders, Prof. Dr. Mona Motakef, Prof. Dr. Julia Nentwich, Prof. Dr. Hildegard Nickel, Prof. Dr. Kerstin Palm, Prof. Dr. Tanja Paulitz, Prof. Dr. Andrea Pető, Prof. Dr. Ralf Poole, Prof. Dr. Susanne Rode-Breyman, Prof. Dr. Katja Sabisch, Prof. Dr. Ute Sacksofsky, Prof. Dr. Britta Schinzel, Prof. Dr. Sylka Scholz, Prof. Dr. Kyoko Shinozaki, Prof. Dr. Mona Singer, Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, Prof. Dr. Susanne Völker, Prof. Dr. Friederike Wapler, Prof. Dr. Christine Wimbauer, Prof. Dr. Heidemarie Winkel

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

GENDER erscheint dreimal jährlich mit einem Jahresumfang von rund 480 Seiten.

Das Jahresabonnement (print) kostet für Institutionen 56 €, für Privatpersonen 51 €, für Studierende 39,90 €, jeweils zzgl. Versandkosten.

Kündigungen bitte drei Monate vor Jahresende schriftlich (postalisch oder per E-Mail) an den Verlag. Ein Einzelheft (print) kostet 24,00 € zzgl. Versandkosten.

© 2023 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

www.budrich.de



Ausgenommen von dieser Lizenz sind jegliche Textauszüge, Abbildungen, Tabellen etc. aus anderen Quellen. Deren Verwertung ist außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlages bzw. des jeweiligen Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Ausgabe steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/gender.v15i1>).

Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

Die Open-Access-Finanzierung erfolgt in Zusammenarbeit mit dem BMBF-geförderten Projekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) im Paket Sozialwissenschaften. Die finanzierenden Konsorten für die Jahre 2023–2025 können hier eingesehen werden: <https://projekts.tib.eu/koala/konsorten/>.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disegno-kommunikation.de

unter Verwendung einer Grafik von fotolia.com/(c) Bocos Benedict

Satz: Susanne Albrecht-Rosenkranz, Opladen

Lektorat (Deutsch): Dr. Mechthilde Vahsen, Düsseldorf

Lektorat (Englisch): Ute Reusch, Berlin; Susanne Röltgen, Neustadt an der Weinstraße

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

Abonnements- und Anzeigenverwaltung:

Verlag Barbara Budrich, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen.

Tel. +49 (0) 2171.79491.50 – Fax +49 (0) 2171.79491.69 – info@budrich.de

www.budrich.de / www.budrich-journals.de

GENDER


**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 2

15. Jahrgang 2023

ISSN 1868-7245



Open Access © 2023 Autor*innen.  Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Vorwort 7

Schwerpunkt	Politik in der Populärkultur Sylvia Mieszkowski, Sigrid Nieberle (Hrsg.)	
Anna-Lea Koch	Werbemythen: die Kommerzialisierung queerer Identitäten	11
Viktoria Rösch	Heimatromantik und rechter Lifestyle. Die rechte Influencerin zwischen Self-Branding und ideologischem Traditionalismus	25
Verena Sperk	Das Persönliche <i>politisch</i> erzählen. Queerfeministische Politiken des Persönlichen am Beispiel Stand-up-Comedy	41
Sandra Nuy	Die Neue Frau – Gender Politics in Fernsehserien über die Weimarer Republik	56
Hazel Rhodes	„Die Transvestiten haben das Wort“: die Politik der Geschlechtervariation, sexuellen Unterscheidung und Moral in der Transvestitenzeitschrift <i>Das 3. Geschlecht</i>	71

Offener Teil	Analysen und Debatten	
Doris Weichselbaumer, Leonie Kapfer, Sebastian Fitz-Klausner	Scheitern im Paradies. Die filmische Repräsentationsfigur der Sextouristin in <i>Paradies: Liebe und Vers le sud</i>	86
Christine Löw	Technologische Lösungen gegen Mangelernährung? Für eine Re-Politisierung von Hunger, Nahrungssouveränität und Geschlechterverhältnissen	101

Tanja Paulitz, Leonie Wagner	„Mit Geschlecht hat das aber nichts zu tun“. Über die Schwierigkeiten von Professorinnen, über Geschlecht (nicht) zu sprechen	117
Franziska Ohde, Birgit Blättel-Mink, Claude Draude, Indra Spiecker gen. Döhmann	Geschlechtergerechtigkeit im Spannungsfeld von nachhaltiger und digitaler Transformation – eine interdisziplinäre Annäherung	132

Rezensionen

Petra Ahrens	Henriette Müller/Ingeborg Tömmel (Hrsg.), 2022: Women and Leadership in the European Union	148
Janne Krumbügel	Anika Wehling, 2021: Männer im Schwangerschaftskonflikt. Erfahrungen nach einem beunruhigenden pränatalen Befund	150
Almut Peukert, Ursula Offenberger	Julia Nentwich/Franziska Vogt (Hrsg.), 2021: (Un)doing Gender empirisch. Qualitative Forschung in der Kita	153
Sabrina Prem	Julia Cruschwitz/Carolin Heantjes, 2021: Femizide. Frauenmorde in Deutschland	156

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Introduction 7

Essays	Politics in populare Culture Sylvia Mieszkowski, Sigrid Nieberle (Eds.)	
Anna-Lea Koch	Advertisements myth: commercialization of queer identity	11
Viktoria Rösch	Romanticism and a far-right lifestyle – female far-right influencers between self-branding and ideological traditionalism	25
Verena Sperk	Personal storytelling in popular culture. The queer feminist politics of the personal in stand-up comedy	41
Sandra Nuy	New Women – gender politics in TV series about the Weimar Republic	56
Hazel Rhodes	„Die Transvestiten haben das Wort“: the politics of gender variation, sexual distinction and morality in the transvestite magazine <i>Das 3. Geschlecht</i>	71

Essays	Open Part	
Doris Weichselbaumer, Leonie Kapfer, Sebastian Fitz-Klausner	Despair in Paradise. The representational figure of the female sex tourist in <i>Paradies: Liebe</i> and <i>Vers le sud</i>	86
Christine Löw	Technological solutions against malnourishment? For a re-politicization of hunger, food sovereignty and gender relations	101

Tanja Paulitz, Leonie Wagner	“But it has nothing to do with gender”. About the difficulties of women professors to (not) talk about gender	117
Franziska Ohde, Birgit Blättel-Mink, Claude Draude, Indra Spiecker gen. Döhmann	Gender equality in the field of tension between sustainable and digital transformation – an interdisciplinary approach	132

Reviews

Petra Ahrens	Henriette Müller/Ingeborg Tömmel (Hrsg.), 2022: Women and Leadership in the European Union	148
Janne Krumbügel	Anika Wehling, 2021: Männer im Schwangerschaftskonflikt. Erfahrungen nach einem beunruhigenden pränatalen Befund	150
Almut Peukert, Ursula Offenberger	Julia Nentwich/Franziska Vogt (Hrsg.), 2021: (Un)doing Gender empirisch. Qualitative Forschung in der Kita	153
Sabrina Prem	Julia Cruschwitz/Carolin Heantjes, 2021: Femizide. Frauenmorde in Deutschland	156

Politik in der Populärkultur: Zur genderrelevanten Verhandlung von Un/Sichtbarkeit

Sylvia Mieszkowski, Sigrid Nieberle

Sichtbarkeit gilt als eine der wichtigsten Voraussetzungen, um soziokulturelle, politische und ökonomische Anerkennung zu erreichen. Damit stellt sich für soziale Bewegungen die Frage nach medialen Kommunikationsstrategien, die Vertreter_innen dieser Gruppen zu angemessener Repräsentation verhelfen können. Umgekehrt wird vom Umstand der Unsichtbarkeit auf soziopolitische Bedeutungslosigkeit, fehlende Anerkennung, geringe Wertschätzung und mangelndes Wissen geschlossen. Nicht nur für die digitale Sphäre hat sich aber gezeigt, dass Sichtbarkeit einen hohen Preis hat und mit (nicht) virtuellen Risiken verbunden sein kann. Dienstleistungsbetriebe bieten individuelles Visibility Management an, während Unterhaltungsindustrie und NGOs das feministische wie bürgerrechtliche Narrativ der Sichtbarkeit als Ziel gelingender Emanzipationspolitik aufgreifen. Filmproduktionen wie *Hidden Figures* (USA 2019), über unbekanntes schwarze Mitarbeiterinnen der NASA, oder das Filmprojekt *Invisible Battalion* (Ukraine 2017), das seit 2015 zum Einsatz ukrainischer Soldatinnen bei Terrorabwehr und Krieg entwickelt wurde, steigern die Sichtbarkeit ihrer Protagonistinnen. Damit führen sie die seit den 1970er-Jahren betriebenen feministischen Anstrengungen in die Gegenwart. Indessen konstatierten die Soziologinnen Rosalind Gill und Joan Acker, dass Sichtbarkeit und Selbstbestimmung das emphatische Konzept eines binär konzipierten, anti-patriarchalen Widerstandes korrumpieren und postkapitalistischen, neoliberalen Prämissen selbstoptimierter Genderidentitäten in die Hände spielen können.

Die politische Dimension feministischer, gender- und queerorientierter Anerkennungspolitik ist längst in der Populärkultur verankert. Von jeher wurde der Politik- und Regierungsbetrieb selbst zum Thema gemacht und mit seinen Strategien der (In)Transparenz ausgestellt. Die BBC-Politik-Sitcom *Yes Minister* (1980–1984) verdichtet in der Folge „Equal Opportunities“ Debatten um Frauenquoten und Diversity Management auf eine Sitzung von Staatssekretären und macht heuchlerisches politisches Handeln sichtbar, während keine einzige Figur im Bild die homogene Gruppe älterer weißer Herren aufbricht. Seither erfreuen sich Politikserien großer Popularität, die einen fiktionalisierten Blick hinter die geschlossenen Türen der Institutionen gewähren, um damit Sichtbarkeit herzustellen. So zeigen *The West Wing* (1999–2006), *House of Cards* (UK 1990 und USA 2013–2018), *Veep* (2012–2019), *Madame Secretary* (2014–2019), *Borgen* (2010–2022) oder *Thin Ice* (2020), welche Hürden aus Geschlechterkonventionen, Verwaltungsapparaten, machtpolitischen Intrigen und rücksichtslosen Wirtschaftsinteressen der Verhandlung aktueller gesellschaftspolitischer Themen entgegenstehen. Aus solchen Hindernisläufen lässt sich dann vermeintlich ableiten, warum die Verantwortlichen im Regierungsgeschäft demokratisch wählender Gesellschaften letztlich nur unzureichende Ergebnisse liefern können.

Auch Diskussionen um queere Sichtbarkeit in Verschränkung mit politischem Einsatz treten populärkulturell auf den Plan. Das Biopic *Milk* (USA 2008) erzählt vom kommunalen Engagement des ersten offen schwulen Regionalpolitikers, der in Kalifornien in ein politisches Amt gewählt wurde. Der Film hebt einerseits hervor, wie Allianzbildung



auf Basis gemeinsamer Interessen über die Grenzen von Gruppenidentitäten hinweg gelingen kann; andererseits zeigt er, welche Risiken sie birgt, sobald die Grenze zwischen Homosexualität und Homosexualität überschritten wird. Für Andrew Reynolds, Autor von *The Children of Harvey Milk* (2019), sind leicht zu übersehende Individuen die alles entscheidenden Katalysatoren der Gay-and-Lesbian-Rights-Bewegung. Derzeit spielt dabei der aktivistische Kampf um die Sichtbarkeit und angemessene politische Repräsentation von trans* und inter* Personen, ohne deren riskante Schritte ins Licht der Öffentlichkeit queere Anerkennungspolitik nicht dieselbe Kraft entfaltet hätte, eine zentrale Rolle.

Das populärkulturelle Dispositiv ist von institutionell, architektonisch, technisch und ökonomisch bedingter Massenmedialität geprägt. Dabei gehen der Mainstream und die antagonistische Subkultur insofern eine von der Industrie angestrebte Symbiose ein, als es die Aufgabe professioneller Trendscouts ist, neueste Entwicklungen subkultureller Milieus auf Vermarktungsmöglichkeiten abzusuchen. Dabei ist wichtig, dass Konsument_innen so lange wie möglich den Eindruck behalten, gerade *keinem* Trend zu folgen, sondern ihre individuelle Persönlichkeit im jeweiligen Produkt nur wiederzufinden. Die neueste Mode, das aktuelle elektronische Device oder die wachsende Produktauswahl der Gaming-Branche wollen dem Selbst als Vehikel dienen, sich zu ‚verwirklichen‘. Zugleich erhöht der Konformitätsdruck die Nachfrage. Die an kapitalistischen Wachstumsprämissen orientierte Populärkultur speist sich so aus gesellschaftskritischen Ideen, die von kleineren Kontexten auf die große Bühne gehoben werden, um Erreichbarkeit – bis hin zum global verfügbaren Produkt – zu steigern.

Die *Encyclopedia of Gender and Popular Culture* (2019), herausgegeben von Katie Milestone und Anneke Meyer, sowie der Reader *Gender & Pop Culture* (2014), ediert von Adrienne Trier-Bieniek und Patricia Leavy, demonstrieren anhand von Theoriekonzepten und Analysen, wie sich die Gender Studies innerhalb der letzten 50 Jahre um eine wissenschaftliche Reflexion von Musik, Film, Literatur, Werbung und Kommunikation bemüht haben. Angela McRobbie hatte bereits 2008 in *The Aftermath of Feminism* auf die Verstrickung des Feminismus mit populärkulturellen Mechanismen des Neoliberalismus hingewiesen und bestritten, dass Ansprüche der Gleichstellungs- und Anerkennungspolitik ohne maßgebliche Beeinflussung durch den Mainstream und seine Selbstverwirklichungsideologie aufrechterhalten werden können. Wie stark sich die ästhetische Kompetenz auf dem marktkonformen Kontinuum des *Populären Realismus* (2022) verändert, hat unlängst Moritz Baßler anhand der Literatur des Midcult thematisiert. Eine hauptsächlich Plot-orientierte, leicht lesbare und mit ethischem Imperativ operierende Gegenwartsliteratur hat zwar poetologische Defizite aufzuweisen, fungiert Baßler zufolge aber auch als Index eines demokratisierten Kulturzugangs; sie erfordert, die Produktions- und Rezeptionsbedingungen einer ‚demokratischen Überflusgesellschaft‘ zu überdenken. Der daraus entstehende Kurzschluss zwischen Sichtbarkeit, Verfügbarkeit und Demokratie trifft deren politische Konstitution im Kern: Wenn etwas sichtbar und in Massen sowohl verfügbar als auch nachgefragt ist, so der Trugschluss, dann ist es auch demokratisch. Beispiele aus der politischen Populärkultur zeigen hingegen, dass diese Prozesse nicht dichotom entlang der Grenzen zwischen Un/Sichtbarkeit, Auto-/Demokratie und Populär-/Elitärkultur organisiert sind.

Das Phänomen selektiver Sicht- oder besser *Hörbarkeit* im Feld der politischen Rhetorik wird im Konzept des Dog Whistling – zu Deutsch ‚Hundepfeifenpolitik‘ – be-

schreibbar. Die ‚Hunde‘ sind jene Anhänger_innen, die Töne zu hören vermögen, die allgemein nicht wahrnehmbar sind in einer von Politiker_innen codierten Sprache, die ihre Botschaften – oft rassistischer oder homophober Art – nur im Subtext transportiert. Die Stimmen gemäßigerer Wähler_innen können gewonnen werden, solange diese nicht wahrnehmen, was ihnen ideologisch untergeschoben wird. Was an der Oberfläche der politischen Rhetorik moralisch akzeptabel und konsensfähig erscheint, unterläuft so durchaus das der Populärkultur häufig entgegengebrachte Vorurteil der Eindimensionalität und Unterkomplexität. Das populistische Sprechen produziert im eigenen Register damit genau jene Destabilisierung und Verunsicherungen, die in populären Medien als ästhetische Effekte der Ambivalenz, der Uneindeutigkeit und des Subversiven kultiviert werden.

Die Beiträge dieses Heftschwerpunkts verhandeln Probleme der Sichtbarkeit und Anliegen der minoritären Anerkennungspolitik, die sie für die medialen Bedingungen der Zeitschrift, der TV-Serie, der Stand-up-Comedy und der konzerngesteuerten Werbeindustrie analysieren. Dabei zeigt sich, dass Sichtbarkeit weder durchgängig als positiver Wert noch als erstrebenswerter Zustand gelten kann. *Anna-Lea Koch* beobachtet die saisonale Aufmerksamkeit, die der Queer Community als Konsument_innen von der Werbeindustrie geschenkt wird und queere Life Styles kommerzialisiert. *Viktoria Rösch* geht in ihrem Beitrag den spezifisch als weiblich gekennzeichneten ideologischen Strategien der neuen Rechten nach, indem sie die Aktivitäten von Influencerinnen untersucht, die das Bild der traditionellen, am Erhalt von ‚Natur‘ und ‚Volk‘ interessierten Gefährtin (‚tradwife‘) reaktivieren. In *Verena Sperks* Beitrag steht am Beispiel von Hannah Gadsbys *Nanette* (2018) nicht nur das Verhältnis von ehemals subkulturellen Trends und ihrer inzwischen von Netflix massentauglich formatierten Stand-up-Comedy zur Debatte, sondern auch das Verhältnis von Persönlichem und Politischem. Mit den TV-Serien *Babylon Berlin* (2017) und *Eldorado KaDeWe* (2021), die beide die Zwischenkriegszeit als Periode der Neukonstitution einer demokratischen Gesellschaft aufrufen, diskutiert *Sandra Nuy* Konzepte heteronormativer Erzählung und mögliche Gegenentwürfe. Schließlich sind Sichtbarkeiten auch als risikoreich zu bezeichnen, wie *Hazel Rhodes* für die in der Weimarer Republik erschienenen Zeitschrift *Das 3. Geschlecht* diskutiert, wobei sie die allmähliche Ausbildung von Normen hervorhebt, die mit der zunehmenden Sichtbarkeit von trans* Personen bzw. ihrer Identitätsentwürfe einhergeht.

Offener Teil

Den Offenen Teil dieser Ausgabe eröffnen *Doris Weichselbaumer*, *Leonie Kapfer* und *Sebastian Fitz-Klausner* mit einer Analyse der filmischen Repräsentationsfigur der Sex-touristin. Am Beispiel der beiden Filme *Vers le sud* (2005) und *Paradies: Liebe* (2012) diskutieren die Autor_innen nicht nur die Differenzen zwischen den dargestellten Touristinnen und den lokalen Männern hinsichtlich *race*, *age* und *economic background*. Sie zeigen auch, wie trotz des Bestrebens, globale Beziehungen als ambivalente Machtgefüge kritisch auszustellen, sowohl in *Vers le sud* als auch in *Paradies: Liebe* einmal mehr konventionelle Geschlechterbilder aufgerufen und bekräftigt werden.

Unter dem Titel „Technologische Lösungen gegen Mangelernährung? Für eine Re-Politisierung von Hunger, Nahrungssouveränität und Geschlechterverhältnissen“ analy-

siert *Christine Löw* die Ernährungs- und Gesundheitssituation von mehrfach benachteiligten Frauen im globalen Süden. Vor dem Hintergrund des Aufstiegs von Nutritionismus zur dominanten Ideologie arbeitet sie die geschlechtsspezifischen Folgen technischer Lösungen gegen Mangelernährung für Schwangere und Mütter heraus. Dabei geht es auch darum, wie wissenschaftliche Autorität von verschiedenen entwicklungspolitischen Akteur_innen als Begründungsstrategie für Nahrungsmittelanreicherung genutzt wird.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Tanja Paulitz* und *Leonie Wagner* stehen die Schwierigkeiten von Professorinnen, über Geschlecht (nicht) zu sprechen. Dafür untersuchen die Autorinnen in einer qualitativen Studie an Hochschulen die Erzählungen von Professorinnen über alltägliche Erfahrungen und deren Einordnung in eine vergeschlechtlichte Organisationskultur. Die regelmäßige und proaktive Dethematisierung von Geschlecht, die ein zentrales Ergebnis ist, wird jedoch nicht als nahtlose Deskription einer heute erreichten Geschlechterseparierung, sondern als Praktiken der Statussicherung und der Bürgerschaft für eine vermeintlich erreichte geschlechterneutrale Hochschule gewertet.

In ihrem Aufsatz „Geschlechtergerechtigkeit im Spannungsfeld von nachhaltiger und digitaler Transformation – eine interdisziplinäre Annäherung“ richten *Franziska Ohde*, *Birgit Blättel-Mink*, *Claude Draude* und *Indra Spiecker gen. Döhmann* den Blick auf die blinden Flecken des aktuellen, global angelegten Nachhaltigkeitsdiskurses in Bezug auf die konsequente Bekämpfung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. In diesem Zusammenhang formulieren sie nicht nur Kritik an einem wenig reflektierten Umgang mit der digitalen Transformation, sondern zeigen auch Ansatzpunkte zur Bewältigung des identifizierten Spannungsfelds auf.

Die Ausgabe wird durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben. Zudem bedanken wir uns bei den Konsortialpartner_innen des Projekts KOALA, die den Open Access der Zeitschrift ermöglichen.

Anna-Lea Koch

Advertisements myth: commercialization of queer identity

Zusammenfassung

Werbemythen: die Kommerzialisierung queerer Identitäten

Die immer häufigere Darstellung von queeren Menschen in der Werbung lässt auf eine soziale Anerkennung von Queerness schließen. Insbesondere während der Pride-Monate füllen queere Werbespots westliche Bildschirme und Plakatwände. In diesem Beitrag möchte ich den Einfluss von queerer Sichtbarkeit in Werbung auf die Konstruktion queerer Identitäten untersuchen, indem ich Jean Baudrillards Konsumgesellschaft, Robert Goldmans und Anne Cronins Analyse von Werbung und Rosemary Hennessys Erkenntnisse über Queerness in Kapitalismen zusammenführe. Die kritische Analyse dieser Ansätze kommt zu dem Schluss, dass Kommerzialisierung von Queerness in Werben, basierend auf dem Konzept, dass Konsum eng mit Staatsbürgerschaft verbunden ist, oft als Anerkennung missverstanden wird. Darüber hinaus wird in diesen Werben Queerness durch den Versuch mystifiziert, die Fiktion einer kohärenten queeren Identität aufrechtzuerhalten. Dabei wird dieses missverstandene queere Subjekt entweder als 'abnormal' abgestempelt oder an Vorstellungen der dominanten Heteronorm angeglichen. Diese theoretischen Ergebnisse werden durch die Interpretation eines amerikanischen Werbenarrativs und einer kritischen Reflexion der Betrachtungsposition ergänzt.

Schlüsselwörter

Kommerzialisierung, Konsumgesellschaft, Queere Identität, Pink Capitalism

Summary

The ever more frequent appearance of queer folk in advertisements may suggest a social recognition for queerness. Especially during the Pride months – international celebrations of queer life including protest, parades, and parties – queer ads fill western screens and billboards. This paper wants to explore the impact of queer visibility in advertising on the (re)construction of queer identities in consumer societies by bringing together Jean Baudrillard's theory of consumption, Robert Goldman's and Anne Cronin's analysis of advertisements and Rosemary Hennessy's findings about queerness in capitalisms. I will argue that the commodification of queers in western mainstream advertising, framed through the concept that consumption is closely tied to citizenship, is often mistaken as recognition. Furthermore, queerness is mystified in advertising through an attempt to maintain the fiction of a coherent queer identity that contributes to the construction of either an 'abnormal' queerness or aims to soothe derivations from the heterosexual norm. These findings will be put into perspective by a critical examination of an American advertising clip and reflection on the viewer's position.

Keywords

commercialization, consumer society, queer identity, pink capitalism

1 'I am queer all year'

During the Pride celebrations of the last years a range of advertisements have caused an outcry in the queer scene – again. Leading banks, clothing retailers and various other companies have decorated their shopping windows and websites with Pride flags and queer advertisements. Their slogans can be seen on the wagons at Pride parades across the globe but have dominated American and European parades. Although, the reactions amongst queers have reached from appreciation to outrage, a feeling of consternation remains, because as soon as the Pride celebrations are over these advertisements and 'queer-themed' products vanish, only to be brought up again during the next Pride event. Certainly, queer advertising, as part of pink capitalism, is nothing new. The first company to explicitly market with advertisements featuring a queer identity in the United States was Absolut Vodka in 1979 and many more followed. This work wants to approach the issue of pink capitalism from a consumerist perspective and ask the following questions: How are queer identities in advertising constructed, formed, and consumed? And how does this construction relate to the liberation of queerness in late capitalism?

I will argue that the visibility of queers – mostly non-heterosexual cisgender individuals¹ – in western mainstream advertising, framed through the idea that consumption leads to citizenship, is often mistaken as recognition and does not bring the promised social and cultural liberation. In contrast to the heteronormative matrix in western capitalist society that organizes and enforces the emergence of devaluation of queer identities and queerphobic acts of hate, visibility may seem like a major accomplishment. However, many theorists have proposed a contrary argument: firstly, queer identities in advertising can be seen as another attempt to maintain the myth of a coherent, stable queer identity, and secondly, these appearances contribute to the construction of either an 'abnormal' queerness or aims to soothe derivations from the heterosexual norm. Yet, this is not a universal claim. Due to the focus, the limited length and the empirical examples chosen, this work only takes western capitalism into account and hence, only has a limited scope.

In the first two paragraphs of the following chapter, I will consider Jean Baudrillard's and Robert Goldman's theories of consumption, the relationship between advertisements and their target groups and the (re)construction of (queer) identity. Following this groundwork for a theory of queer identity as commodity, the third section will explore the evolution of pink capitalism and analyse issues of visibility and (mis)recognition. Additionally, an American advertising campaign will be considered to illustrate the theoretical implications of the concept of commercialization of queerness.

1 This paper will purposely focus on the topic of sexual orientation, because most advertisements that include queer identities incorporate homo-, bi- or pansexual individuals. The exploration of the (non)existence of trans identities in commercials would lead to a new, but nonetheless necessary discussion.

2 Queer identities in the consumer society

According to Jean Baudrillard the western postmodern lifeworld can be described as a consumer society in which everything is dominated by the laws of consumption and exchange (Baudrillard 1998: 43). However, while consuming the individual does not only annex the commodity itself, but also its figurative meanings, the meanings *behind* the good (Goldman 1992: 18). Robert Goldman argues that this additional sphere of consumption fosters the occurrence of the “commodity-sign” (Goldman 1992: 18) He explains:

“The commodity-sign is a composite of a signifying unit and a signified meaning. The signified unit or signifier could be a word, a picture, a sound or an object. The signified is a meaning (a mental image, concept of impression) suggested by a signifier. The precise relation between signifier and signified is not fixed but emerges out of a social practice.” (Goldman 1992: 18)

Therefore, consumption is guided not only by the utility of a product itself, but also by its ability to constitute to an individual’s identity and ‘their place in society’. Consequently, the logic of commodification has invaded every part of society and cannot be separated from individual, cultural, social, or political practices.

Likewise, consumer society has influenced our understanding of the relationship of capitalism² and democracy. Baudrillard exposes the common misconception, that “growth means affluence; affluence means democracy” (Baudrillard 1998: 51). Complementing Baudrillard’s thesis, Anne Cronin, a researcher of promotional culture, states that “within European nation-states individuals’ access to citizenship rights has been framed through discourses of consumerism” (Baudrillard 1998: 4) inspiring the myth that a democratic free choice is achieved through the act of consumption. Nonetheless, advertising seems to play a key role in promising an economic and social freedom as the consumer’s choice (Goldman 1992: 3). Thus, the focus must be shifted to this essential component of consumption that establishes a relation between marketing experts, commodities, identities, and consumers.

2.1 Advertising in relations

In the second chapter of *Advertising and Consumer Citizenship* Anne Cronin acknowledges the double-sided position of commercials in the consumer society. She argues – based on Goldman’s and Judith Williamson’s discussions about advertising – that even though advertisements are often commonly thought to have no meaning of their own, they are not only the bearer of meaning, but take part in (re)producing economic, social, and cultural meanings (Cronin 2000: 37f.). This (in)materiality of advertisements (Cronin 2000: 37) draws attention to the importance of advertising campaigns as a process of integral meaning-making and at the same time as the meaning-transmitting part of consumption. Albeit, these meanings are not simply created by advertising agencies, they are rather reassigned and reorganized to suit their new signifiers (Goldman 1992: 38).

2 Capitalism here is understood as a “mode of production characterized by the economic practice of extracting surplus value through commodity exchange” (Hennessy 1994: 33).

Cronin further claims that the consumption of meanings in advertisements includes performative aspects concerning individual and collective identity (Cronin 2000: 39). Consumption hence partly consists of communicative aspects to negotiate one's identity in affiliation to others (Goldman 1992: 18ff.; Cronin 2000: 40³) and to inform others about available and desirable identities. Baudrillard expands this relational understanding of advertising and argues advertisements "target everyone in their relation to others, in their hankerings after reified social prestige. It is never addressed to a lone individual but is aimed at human beings in their differential relations" (Baudrillard 1998: 64).

The differential mode of addressing various objective groups implies the necessity of identifying a target market. In order to identify a servable target market, a collective coherent identity needs to be envisioned first. However, target markets are not simply selected by marketing experts, they are fabricated ideals composed by marketing experts to be profited on (Cronin 2000: 52f.). Hence, advertising agencies need to come up with a coherent collective identity that can be ascribed to the target market.

2.2 'Queer identity' in mass media

Despite the well-fuelled myth that identity can be seen as a coherent aspect of one's individuality, this paper is committed to a postmodern understanding of identity, based on the conviction that identities are (re)constructed every day in various contexts and discourses that are governed by a complex hierarchy of social norms. These "discourses offer different subject positions: people are positioned by discourse or use it to position themselves and others" (Ladendorf 2010: 269), for example through the consumption of advertisements and commodities. This act of positioning is not necessarily a matter of one's own choice, but rather limited in its freedom by the narrow confinements of social expectations, which for example are also reflected by the "constraints of commercial enterprises" (Cronin 2000: 41) in advertisements. Hence, identity is neither a matter of one's individual assertiveness, nor of one's experience, but rather the result of domineering norms (Butler 1990: 17). While performing these norms through activity that is limited by them, one secures the legitimization of this implicit social arrangement. Cronin sums up the individual identity in relation to discourse as the following:

"'the individual' is not an entity formed prior to an engagement in discourse. [...] The self is constituted performatively in the very action of acting, mediated through discourse. Social contract is a particular discursive structure which frames individual agency through citizenship, belonging, entitlement and consumerism." (Cronin 2000: 36)

Considering these notions, a singular collective 'queer⁴ identity' cannot exist. At the same time, queer individuals' actions co-construct a meaning of what is perceived as a 'queer identity'.

3 Cronin also draws upon the ideas of Colin Campbell, who criticizes the one-sided nonperformative approach to the analysis of advertisements. For a detailed discussion see Cronin (2000: 38ff.).

4 Following the ideas of Judith Butler, Rosemary Hennessy states that the word 'queer' is often used to expose the myth about a supposed stable (queer) identity (see Hennessy (1994: 35) and Butler for further readings).

In order to make a 'queer identity' visible to consumers, marketing experts must face a problem. 'Queer identity' is not necessarily a matter of appearance; hence it may not be detectable straightaway. To make it noticeable to an audience queerness needs to be made explicit through 'queer' acts – e.g., kissing a person of the same-sex – or codes, like stereotyped behaviour or clothing (Ladendorf 2010: 274). The discursive construction of collective and individual identities and the consequence of the explication of 'queerness' through specifically 'queer' labelled acts leads Ladendorf to the conclusion that 'queer identity'⁵ is perceived as a free-floating signifier in mass media (Laclau/Mouffe 2001; Ladendorf 2010: 274), only to be visible through often stereotyped modes of behaviour. However, the signifier might not be as free-floating as it may seem. Goldman limits this idea, because even though the signifier may seem unbounded, it is restricted – under capitalism – by the need to render a profitable product (Goldman 1992: 9). Consequently, the free-floating signifier enables marketing experts to maintain the fiction of a coherent 'queer identity' and fill it with characteristics that will suit their marketing goals.

Skover and Testy have witnessed a transformation in 'homosexual male identity'. It has "formed radically from the 'sissies', 'fags' and 'losers' of the '50s and '60s, as it has been commodified into the newer style of buffed-out and erotically charged manliness" (Skover/Testy 2002: 241). The trend for the queer community indicates a similar picture: the depictions of 'queer identity' "are less pathetic, more admirable; less hateful, more lovable; less unlike, more equal, more 'normal'" (Skover/Testy 2002: 243). Over-normalizing the essence of queer identity is what Daniel Mendelsohn has called "the heterosexualization of gay culture" (Mendelsohn 1996: 26) in 1996 in the *New York Magazine*. However, if this analysis of 'queer identity' is appropriate in terms of reflecting and representing queer culture adequately, does not affect the mythmakers. From their perspective only the utility and profitability of the 'queer identity' displayed matters (Skover/Testy 2002: 246). Likewise, the true-and-false schema in commercials has been eradicated. For Baudrillard, the arbitrary assignment of truth is a constitutional aspect for the creation of an advertisement in consumer society. He argues that an advertisement's alleged 'truth' or 'falseness' does not matter, precisely because advertising "is beyond the true and the false" (Baudrillard 1998: 127).⁶ Thus, precisely *how* the free-floating signifier of 'queer identity' is constructed, is secondary for the marketing campaign itself, only the profit based on its coherence counts.

Furthermore, the creation of fictional identities is caused by "aspirational and regulatory reasons" (Skover/Testy 2002: 244). Considering aspiration, consumption is associated with true democratic epitomes of freedom and individual self-actualization (Skover/Testy 2002: 244) framed through citizenship. Through consumption one's individual self is allegedly revealed and manifested, which refers to the formerly mentioned Baudrillardian idea of consumption as democracy and happiness (Baudrillard 1992: 49). In contrast, the restrictive side contains the regulation of any derivations from socially manifested norms for any identities (Skover/Testy 2002: 244f.).

5 Ladendorf focuses her analysis on Lesbians in the TV series *The L Word*. I am proposing that her analysis can be transferred to other queer identities.

6 Baudrillard also concludes his nihilistic argument that there is no need to criticize advertisements, because of the commercial's location *behind the true-and-false-schema* (Baudrillard 1998: 127). For a detailed critique of Baudrillard see Bert van den Ven (2000: 162ff.).

‘Queer identity’ seems to have found its way into modern mass media. Since the 1980s, advertisements, series, talk shows, etc. featuring or centring around queer characters have appeared in the communications industry slowly heralding the advent of pink capitalism. ‘Queer’ marketing campaigns in their requirements of a relatively stable identity contribute to the creation and protection of a fictional collective identity that is then left to the (mis)interpretation of others.

2.3 Pink capitalism: Visibility as a panacea?

Advertisements addressing a gay target market have been around for nearly a century in the United States. Blaine Branchik sectioned the short history of gay advertisements into three different chapters. The *first* phase was the result of increasing “urbanization [and the] Industrial Revolution” (Branchik 2002: 88). Skover and Testy argue that capitalism has enabled the formation of a homosexual identity, because queer individuals were no longer reliant on their families (Skover/Testy 2002: 240). Their economic and social independence permitted a slightly more active enjoyment of their sexual identities that still complied with the social pressures of heteronormativity.⁷

Although a proper queer market had not been established by then, an increasing number of private hidden gay parties and gatherings took place promising a beneficial market sector to marketers (Branchik 2002: 88). During the *second* phase, the “community building” (Branchik 2002: 88) phase, the market grew. The Stonewall Riots and the general reformist mood of the 1960s fostered the possibilities of a more covert queerness in the city centres, but still there was no direct targeting. With the slow beginning of the *third* phase during the 1970s, the social tolerance of queerness and its visibility in society grew, hence advertisements targeting queer people were featured in mainstream mass media (Branchik 2002: 88). Martina Ladendorf further contends in her analysis of the homosexual market sector:

“In the early 1990s, advertisers started using these codes in what Clark calls a dual marketing strategy, where they tried using covert gay codes to reach a homosexual audience without alienating heterosexuals. [...] The ads encouraged queer readings, but did not restrict the readings to homosexual relationships or identities, creating open texts that could be read differently by different groups.” (Ladendorf 2010: 270)

Nonetheless, it is certainly debatable whether the presence of queer identity even implies that the advertisement is targeted at queers. These commercials could also be addressed at a potential target audience that wishes for the representation of queerness in the mainstream media. This imaginative audience could – but does not necessarily have to – consist of queer people or it may be composed of liberal humanists who want to see diversity in media for the sake of a confirmation of their own progressive open-mindedness. This idea corresponds to the consumption of intimacy in advertising highlighted by Baudrillard. He argues that advertising apes

7 “By targeting heteronormativity rather than heterosexuality, queer theory and activism also acknowledge that heterosexuality is an institution that organizes more than just the sexual: it is socially pervasive, underlying myriad taken-for-granted norms that shape what can be seen, said, and valued” (Hennessy 1994: 36).

"intimate, intimist, personal styles of communication. It attempts to speak [...] to each of us as our friend or our superego or as an inner voice in the confessional mode. It thus produces intimacy where there is none – either among people or between people and products – by a veritable process of simulation" (Baudrillard 1998: 161).

Consequently, this intimacy reassures the confirmation of one's own identity and in this fashion, the consumption of queer identities would function as a "commodity-sign" (Goldman 1992: 18). It is crucial to distinguish between advertisements featuring queer identity and advertisements that are targeted at queers. Hereafter, it is implicitly assumed that a 'queer advertisement' is meant to include queers and is at the same time directed at queer *and* non-queer liberal audiences.

Yet, the invasion of pink capitalism into the modern market sectors is still open to interpretation, and we need to pose questions about the social and political consequences: Does the increasing – covertly or blatantly queer-addressing – appearance of queer identity in advertisements truly generate the desired change, namely the formation of a safer, more friendly, more accepting environment for queers? The legal and social situation for queer people has drastically improved since the beginning of the 20th century in many countries worldwide. But the sellers' aim and capitalism's driving force is profit, not emancipation. Measured in terms of positive reactions to 'queer identity' in advertisements, this harsh reality is often denied by consumers, which further contributes to the creation of a fictional free choice in the consumer society. Baudrillard asserts that "the specific message of 'the language of advertising' is the denial of the economic rationality of commodity exchange" (Baudrillard 1998: 164).

Albeit with good reasons, critical voices come have been defending visibility for its beneficial consequences. The materialist feminist Rosemary Hennessy denotes that the growing visibility of queer identities in the communications industry has certainly had positive effects: It "can be empowering for those of us who have lived most of our lives with no validation at all from the dominant culture" (Hennessy 1994: 31). Is visibility per se therefore an accomplishment for queers? Is it a remedy for society's stereotypical pictures of queers and queerphobic acts of hate? The theoretical answers to these questions are as diverse as the reactions from within the queer community. Although, Hennessy acknowledges some positive effects of visibility, she also points out that the political intention of queer visibility movements is "not to include queers in the cultural dominant but to continually disclose the heteronormative" (Hennessy 1994: 36). Consequently, the idea of a queer critique is not to contribute to and at the same time legitimize the fiction of a fixed queer identity, but to expose these socially constructed rules of the heteronormative system that demands fixed identities. The heterosexual ideal creates the classification of what counts as 'normal' and desirable and what does not and thus, enforces implicit heteronormative boundaries for what an individual can or cannot be.

This process of othering has been explored by various critical theorists in multi-perspective academic fields of application (for early works see Hegel; de Beauvoir). Here, othering is understood as a mechanism of differentiation between two groups, which often includes a devaluation of identities, that differ from the implicit dominant group which constitutes 'the norm'. Concerning the process of othering within the heterosexual matrix, Hennessy recalls Diana Fuss' findings that "heterosexuality is not an original or pure identity; its coherence is only secured by at once calling attention

to and disavowing its ‘abject interiorized, and ghostly other, homosexuality’” (Fuss 1992: 732; Hennessy 1994: 46). Consequently, heteronormativity secures its dominance and superiority by deprecating queerness as distinct from ‘the norm’, which is triggered by othering.

Taking advertisements into account, the depiction of queer identity seems to have taken two contradictory paths, one that leads to the former-mentioned “heterosexualization of gay culture” (Mendelsohn 1996: 26) and another that orients itself towards the intensification of differences between the heterosexual norm and queer ‘abnormalities’, whereas queerness is not necessarily portrayed as negative.

Recalling the previously asked questions whether visibility is accomplishment for queer activism the answer appears to be: ‘no’. Either the “heterosexualization of gay culture” (Mendelsohn 1996: 26) or the othering of queers in advertisement stipulate the terms for the preservation of the myth of a coherent queer identity, which – as we have already concluded – cannot exist. A myth that is in itself paradoxical, due to the oppositional representations of queerness in mass media, may be explained by the fact that ‘queer identity’ is a (not quite) free-floating signifier that is utilized to bring about the sellers’ aims.

The sociologist Alan Sears offers a far more radical response to our question by recognizing in the emergence of pink capitalism a backdrop for queer liberation movements, because it succeeds in introducing itself as an achievement for queer civil rights and hence, leads to decreasing political activism amongst queers (Sears 2005: 101f.). However, he seems to forget that queer emancipation is not a task to be solved by queer people, but a problem that must be considered by society as a whole. Only if society meets this task, can a resolution of the queer myth be accomplished. Skover and Testy further argue that in the marketplace context the advertisement industry

“promises LesBiGays that their commodified identity will stretch the cultural canvas in creative and compelling ways, that they will get to push the parameters for the commercial culture. Not only will LesBiGays transform the culture, the myth goes, but they will also consume it as fully in/vested American citizens” (Skover/Testy 2002: 245).

This, however, is counterproductive because placing queers “into the mainstream [means] wrenching out of them any real potential for social transformation. [...] Commodification of their identities renders [queers] less powerful as a countercultural force” (Skover/Testy 2002: 245). Skover and Testy root this claim in the construction of the commodity identity that is not simply in the power of the queer but also shaped by the commercial stakeholders (Skover/Testy 2002: 39). Hence, queer activism would lose its revolutionary potential not simply due to becoming more visible and present in society, but because of being reduced to a commodity. Visibility, therefore, does not equal recognition.

Whereas Hennessy argues that visibility may function as a foundation for queer liberation (Hennessy 1994: 36), Skover and Testy refer to the positive effects of visibility, not as solid groundwork for change, but rather as an obstacle for queer transformative activism (Skover/Testy 2002: 245) because visibility is put right into the mainstream not as a means of counter-production but as a commodity. Although it is questionable that *every* queer transformative movement is “wrench[ed] out of [...] *any* potential for

social transformation” (Skover/Testy 2002: 245, emphasis L. K.), visibility may have led to a decrease of urging for change among queers at least to some extent caused by the confusion of consumer choice and democratic freedom.

But what if Hennessy is right, and visibility is indeed a genuine base for social redemption and acceptance of queer people? There are still other challenges to be met. A study conducted by Wan-Hsiu Tsai surveys reactions of lesbian and gay individuals to the appearance of homosexuals in advertisements (Tsai 2001: 87f.). She concludes that minorities “embrace consumer power as evidence of accomplishment and a rebuttal of marginality, while advocating active mainstream engagement through consumerist activism as a legitimate means for social reform” (Tsai 2001: 92), which corresponds to the decline of political activism amongst the queer community found by Skover and Testy.

Furthermore, Tsai also acknowledges consumer society’s myth-making structures, whilst she sees queer customers’ active position in performing “such myths to construct subjective positions that focus on acceptance and acclamation in consumer culture” (Tsai 2001: 92). The participants of her study falsely connected their buying capabilities as consumers with monetary citizenship to levitate their subordinated status, precisely because they are aware of their marginalized significance in consumer society (Tsai 2001: 93f.).

Congruent to the former inference of the paradox of queer identity amongst the antipodes of the mechanisms of othering and the “heterosexualization of gay culture” (Mendelsohn 1996: 26), Tsai argues that queer minority consumers are caught between “*subcultural distinctiveness* [...] and *mainstream assimilation*” (Tsai 2001: 94, emphasis in original). The constant certainty about the ongoing stigmatization of queer identity contributes to a defence of “*subcultural distinctiveness*”, although only limited to positive differences, like for example gayness as in colourfulness or uniqueness. Simultaneously, minority consumers want to overcome the gap between the dominant objective of the heterosexual ideal and their own inferior otherness through “*mainstream assimilation*” or the “heterosexualization of gay culture” (Mendelsohn 1996: 26). In her study, Tsai argues that queer identity as commodity in advertisements fosters a myth of visibility that leads minority consumers into thinking ‘they have made it’ into mainstream culture (Tsai 2001: 92ff.). As a result, they perform a balancing act between empowerment through assimilation, whilst paradoxically delimitating themselves from the conventional mainstream culture by emphasizing the positive distinctions.

Moreover, if the positive effects of visibility are appreciated, another aspect needs to be focused on. While the attention is directed to a certain group, a shift of invisibility may take place.

“Redressing gay invisibility by promoting images of a seamlessly middle-class gay consumer or by inviting us to see queer identities only in terms of style, textuality, or performative play helps produce imaginary gay/queer subjects that keep invisible the divisions of wealth and labor that these images and knowledges depend on.” (Hennessy 1994: 69)

In the same text, Hennessy affirms that queerness is characterized by various intersections, which further exclude other individuals from being visible (Hennessy 1994: 68f.). The dominant queer images hence correspond the expectation of a coherent queer identity, whilst the invisibility is shifted to poor, PoC, disabled, unemployed, etc. queer folk.

Yet, the shift of invisibility offers space for another misrecognition to emerge. Considering the free-floating signifier (Laclau/Mouffe 2001; Ladendorf 2010: 274) it is possible for queer identities to be constructed incorrectly by marketers and to be misinterpreted by consumers. Skover and Testy argue that people consume depictions of queerness in the mass media and understand these images as accurate and legitimate confirmation of the ‘essence of queerness’, although such an essence does not exist (Skover/Testy 2002: 253). At this point, a false confirmation of stereotypes could be dangerous. It is therefore important to appreciate that mass media depictions of *any* (queer) identity are always selective and limited to the medium, the message, and the time available. Hence, stereotyping and misrepresentation are to be expected.

Despite this negative approach to commodification of queer identity, is there any resolution in sight? Nancy Fraser distinguishes two different modes of injustice⁸: a “socio-economic injustice [e.g.] exploitation [...], economic marginalization [...] and deprivation” (Fraser 1995: 70); and a “cultural or symbolic [injustice that] is rooted in social patterns of representation, interpretation, and communication, [e.g.] cultural domination [...], nonrecognition [...], and disrespect” (Fraser 1995: 71). She also asserts that the subordination of queer people has its origin in a lack of recognition by society, which is governed by a cultural injustice that can be defeated by the recognition of queer. In her words, “overcoming homophobia and heterosexism requires changing the cultural valuations (as well as their legal and practical expressions) that privilege heterosexuality [...] and refuse homosexuality as a legitimate way of being sexual” (Fraser 1995: 77f.).

It is striking that Fraser uses the word ‘recognition’ here, rather than ‘visibility’. Recognition includes an active consumer who is engaged in the process of viewing. Albeit Cronin questions such approaches to an active consuming individual, as the interpretation of consumption is not left to the consumer itself, but rather a myth of free choice – as it was argued before – that leads consumers into thinking of themselves as agents of their own will. It is debatable whether recognition that includes an active consumer can even be performed concerning advertisements, or whether “the seeing subject is formed in those very processes of vision” (Cronin 2000: 89). If consumption itself produces the consumer, what and how the consumer consumes or ‘recognizes’ displayed identities is organized by consumption and not the consumer themselves. Active participation in the interpretation of ‘queer identities’ would be impossible according to this interpretation.

Hennessy takes a critical stance towards visibilities: “visibility in commodity culture is in this sense a limited victory for gays who are welcome to be visible as a consumer subject, but not a social subject” (Hennessy 1994: 32). How does this paradox accord with Cronin’s observations that consumption and citizenship go hand in hand (Cronin 2000: 4)? Branchik draws a similar picture: He argues that analogous to the evolution of a market targeted at queers, queer civil rights have unfolded (Branchik 2002: 86). Certainly, this chicken-and-egg problem will not be solved within the scope of this work but considering the still marginalized position of queers in society at large and the shift of invisibilities, it is questionable whether it even matters. Allowing the positive effects of visibility in, negative or stagnating developments are covered up. Even though visibility has had affirmative consequences on the legal position of queers,

8 Fraser asserts that this differentiation is merely for analytical purposes rather than exhibiting any practical implications (Fraser 1995: 72ff.).

Fraser stresses that only “transformative remedies” (Fraser 1995: 82) can bring about the desired social change. Rather than concerning the redemption of unjust results of the heteronormative society, such as the devaluation of queer identities, transformation aims at its targets, namely, to break with the mythical construction of coherent identities, which emerge from cultural hegemony (Fraser 1995: 83f.).

In conclusion, visibility of queerness in advertising, even if it seems like a major accomplishment, may also be considered an obstacle for queer rights activism and queer liberation. Rather than challenging the heterosexual matrix, representations of queer identity have redounded to the fiction of a coherent queer identity. This identity, as a free-floating signifier, has been filled by marketing agencies to suit their goals, namely, profit and utility. Paradoxically, the establishment of queer identity in the communications industry has been shifted in two opposing directions. On the one hand, queer identity has been ‘heterosexualized’ and hence, presents queer folk as ‘normal’, on the other hand, depictions of queers have stressed their otherness positively. Moreover, a shift of invisibilities to other marginalized consumers has taken place further questioning the exaggeration of visibility as a panacea for social injustice.

3 Analysing the American market: Honey Maid and selling otherness

Focusing on advertising as an integral meaning making part of pink capitalism has allowed us to frame queer identity as a commodity in western capitalisms. Despite this focus, advertising cannot be separated from its unique embeddedness in consumer society and analysed separately. According to Robert Goldman “in a society that is fundamentally structured by commodity relations – by relations of private property and wage labour – ads offer a unique window for observing how commodity interests conceptualize social relations” (Goldman 1992: 2). Taking a look through this window will allow the viewer to conceptualize the theoretical implications from the former embattled approach to queer identity as commodity.

In 2014, Honey Maid, a daughter company of Mondelez International, one of the world’s largest food companies, published a whole advertising narrative. Their original advertising clip shows happy family constellations, such as a Black family, a tattooed father, a single father and gay fathers with their sons, eating Honey Maid’s products (Honey Maid 2014a). Relaxing acoustic music plays in the background. Concerning Goldmanian semiotics, in the product in the commercial, Honey Maid’s crackers symbolise the family’s positive relationship as the signified unit. More precisely, the advertisement suggests the consumption of Honey Maid’s products will lead or at least contribute to a happy family life. Because the advertisement is targeted at parents who are able to buy these crackers, the signified could further be constituted of the concept ‘being a good parent’. Goldman argues that:

“A particular mental image of being a successful mother [or in this case parent] is detached from the total context of being a [parent] and attached to a particular product so that the image appears realizable through the purchase and consumption of the good: it might be attached to a toothpaste, mouthwash, detergent or frozen food” (Goldman 1992: 18)

... or – as in this case – Honey Maid’s products. Hence, buying them will eventually make you a good parent. Carefully embedded in the narrative of a “wholesome” (Honey Maid 2014a) family, the clip suggests it is maybe even mandatory to buy these products to achieve “wholesome” happiness of your family. Although Goldman argues that being a successful parent is segregated from its original meaning and connected to a commodity (Goldman 1992: 18), it can be observed that, in this commercial, the crackers become an integral part of enabling a good family life alongside with other parental activities that are displayed, such as cuddles, kisses, or shared fun. Hence, by buying the product, the consumer parents also consume the commodity-sign, namely the promise of a happy family.

However, how do these observations connect to the appearance of queer fathers? It is noticeable that exclusively ‘minority’ parents are featured in the advertisement. These protagonists have one thing in common: they are united in their distinctiveness. Even though the advertisement agency’s intent might have been to draw a positive picture of somewhat ‘different’ parents and their children, inadvertently their differences and stressed and accentuated. This emphasis gives room to the possible interpretation that, albeit their ‘otherness’, these parents could be successful *as* parents, if – and only if – they buy and prepare Honey Maid’s products for their family. Yet, at the same time and contrary to the accentuation of their otherness, the protagonists, and especially the gay men, are embedded in the heteronormative ideal of fatherhood. This phenomenon – as explored by Hennessy, Fraser, and Tsai – may appear paradoxical at first, as the advertising campaign tries to eradicate individual characteristics like sexual orientation by emphasizing these exact characteristics. The gay parents are good fathers through the consumption of Honey Maid’s products despite their ‘otherness’.

A few days after the release of Honey Maid’s first advertisement on YouTube, a second, nearly two-minute commercial clip titled “Honey Maid Documentary: Dad & Papa | Official” was issued. As the title suggests, it resembles a short documentary rather than a typical advertising clip. The commercial focuses on the essence of the family and the product, Honey Maid’s Graham Crackers. It seems like a trivial matter, but is apparently deeply rooted in the family’s tradition of coming together and talking about their day (Honey Maid 2014b: 00:15–00:26). The clip further introduces the ‘normality’ of the somewhat ‘different’ family. One of the fathers assures that “we [are] kind of traditional guys. Marriage and kids and having a family was always important to us” (Honey Maid 2014b: 00:43–00:50) while pictures of the family are displayed on screen. The two protagonists are portrayed as average fathers who just happen to be gay, while otherwise perfectly corresponding to the parental ideal of a conventional family constellation. Pictures like this may contribute to a “*mainstream assimilation*” (Tsai 2001: 94) and “heterosexualization of gay culture” (Mendelsohn 1996: 26), because they could be taken and interpreted as a universal image of a gay individual by viewers. Obviously, individual life choices are left to the individual. However, the (mis)interpretation of queerness as seen in the advertisement could lead to a manifestation of a single queer identity as ‘normal’. A coherent identity then could contribute to a deepened ditch between the “*subcultural distinctiveness* [...] and *mainstream assimilation*” (Tsai 2001: 94), rather than being a plea for acceptance of all queer identities whether they perform traditional gender roles or not.

Similar depictions of gay people as part of a traditional family can be found for example in other American commercials by Google (Made by Google 2017), Wells Fargo (Eze Free Viral Videos 2017), Campbell (NeuroPsyche 2016) and many more. Besides the formerly observed urge to acknowledge a company's selflessness in the release of queer advertisement, a trend trying to overcome "*subcultural distinctiveness*" through "*mainstream assimilation*" seemed to have evolved in mass media's commercials. A reduction of queer identity to Pride, and the enshrinement of queer identity to a singular subjective, have contributed to the constitution of a fictional single queer identity rather than to a social recognition of the diversity of queer life. Although the question of the impact of these findings on queer transformative movements (especially outside the western point of view) and their revolutionary powers remains unanswered, it seems that visibility alone does not lead to an accurate recognition of the diversity of queer identities.

4 Vetting the viewer – what is the 'queer' ad?

While working on this article, I came across various western advertisements that feature queerness in some way. All of them had one thing in common: queerness was visible. For the sake of this paper, queer identities obviously had to be visible to me, so I would be able to analyse it in some way. Hence, visibility was a requirement for advertisements to be mentioned here. However, as argued by Ladendorf, sexuality, being transgender, and queerness are not necessarily matters of appearance, thus, it needs to be made explicit to audiences in order for them to classify the protagonists as queer (Ladendorf 2010: 274). But is there such a thing as a 'queer act' which implicitly hints if a person is queer or not besides clear outings like 'I am gay/lesbian/...'? And adjacent thereto: what is a 'queer' ad?

If queerness is not a specific way of being – which it is certainly not, because every way of being is individualistic to some extent – then any advertisement could include queer individuals or some form of queerness. Queerness does not need to be visible in order to exist and consequently, queerness may exist without being visible to the viewer, in this case to me. Its visibility and recognition are independent consequences from its existence, which are in our society reliant on capitalism's aim to profit, rather than being an outcome of social transformation. My argument here is that if everybody were to understand that any advertisement could include queer individuals – visible or not – and hence, that anybody could be queer, the myth of a stable coherent identity could be dissolved providing room for social transformation, which is hindered by the heteronormative presumptions that the individual in advertisements is naturally not queer, because it is simply reduced to its visibility.

Annotation

I would like to thank Prof. em. Hanjo Berressem, Michael Göbel and Daniel Austerfield for their support and critical feedback on earlier versions of this paper.

References

- Baudrillard, Jean (1998). *The Consumer Society: Myths and Structures*. London: Sage Publications.
- Butler, Judith (1990). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Branchik, Blaine (2002). Out in the Market: A History of the Gay Market Segment in the United States. *Journal of Macromarketing*, 22(1), 86–97. <https://doi.org/10.1177/027467022001008>
- Cronin, Anne (2000). *Advertising and Consumer Citizenship: Gender, Images and Rights*. London, New York: Routledge.
- Eze Free Viral Videos (2017). *Wells Fargo Commercial Learning Sign Language*. Date of access: 25 February 2020 at <https://www.youtube.com/watch?v=1K9kgheftPg>.
- Fraser, Nancy (1995). From Redistribution to Recognition? Dilemmas of Justice in a ‘Post-Socialist’ Age. *New Left Review*, (212), 68–93.
- Fuss, Diana (1992). Fashion and the Homospectorial Look. *Critical Inquiry*, 18(4), 713–727.
- Goldman, Robert (1992). *Reading Ads Socially*. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203976944>
- Hennessy, Rosemary (1994). Queer Visibility in Commodity Culture. *Cultural Critique*, (29), 31–76.
- Honey Maid (2014a). *Honey Maid Documentary: Dad & Papa | Official*. Date of access: 25 February 2020 at <https://www.youtube.com/watch?v=3UMMn6oVtOc>.
- Honey Maid (2014b). *Honey Maid: This is Wholesome: 30 TV Commercial | Official*. Date of access: 25 February 2020 at <https://www.youtube.com/watch?v=2xeanX6xnRU>.
- Laclau, Ernesto & Mouffe, Charlotte (2001). *Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics*. London: Verso.
- Ladendorf, Martina (2010). Commercialization of Lesbian Identities in Showtime’s The L-word. *Culture Unbound*, 2(2), 265–282. <https://doi.org/10.3384/cu.2000.1525.10215265>
- Made by Google (2017). *Carpool | Google Home now supports multiple users*. Date of access: 25 February 2020 at <https://www.youtube.com/watch?v=RZNqSy-zFXo>.
- Mendelsohn, Daniel (1996). When Did Gays Get So Straight? How Queer Culture Lost Its Edge. *New York Magazine*, 24, 24–31.
- NeuroPsyche (2016). *Your Father 30s Campbell’s #RealRealLife*. Date of access: 25 February 2020 at <https://www.youtube.com/watch?v=yNkCp5vjYzs>.
- Sears, Alan (2005). Queer Anti-Capitalism: What’s Left of Lesbian and Gay Liberation? *Science & Society*, 69(1), 95–112. <http://doi.org/10.1521/isis.69.1.92.56800>
- Skover, David & Testy, Kellye Y. (2002). LesBiGay Identity as Commodity. *California Law Review*, 90(1), 223–255. <http://doi.org/10.2307/3481310>
- Tsai, Wan-Hsiu Sunny (2001). How Minority Consumers Use Targeted Advertising as Pathways to Self-Empowerment. *Journal of Advertising*, 40(3), 85–97. <http://doi.org/10.2753/JOA0091-3367400307>
- Ven, Bert van den (2000). Postmodernism and the Advertised Life: In search for an Ethical Perspective on Advertising. *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 1(2), 155–170. <http://doi.org/10.5771/1439-880X-2000-2-155>

Author’s details

Anna-Lea Koch, B. A., *1998, Department of American Literary and Cultural Studies at the University of Cologne. Research focus: queer theory and social justice.
Email: a-l-koch@web.de

Heimatromantik und rechter Lifestyle. Die rechte Influencerin zwischen Self-Branding und ideologischem Traditionalismus

Zusammenfassung

Die Populärkultur des 21. Jahrhunderts hat neue Protagonist*innen: Influencer*innen. Auch Akteur*innen der Neuen Rechten nutzen die medialen Praktiken des Influencer-Marketings mit dem Ziel, kulturelle Hegemonie zu erlangen, indem sie apokalyptische Zeitdiagnosen propagieren und sich gleichzeitig als hoffnungsvollen Gegenentwurf stilisieren. Der Beitrag gibt Einblick in die medialen Praktiken rechter Influencerinnen. Anhand des rechten Typus der Tradwife wird herausgearbeitet, wie die Integration des ideologischen Traditionalismus in die moderne Plattformkultur vorstättengeht. Die Analyse zeigt, dass ‚Sinn für Ästhetik‘ zentrales Element im Branding von ‚traditioneller‘ Weiblichkeit ist und gleichzeitig als Scharnier zwischen den Logiken der Sozialen Medien und (neu)rechter Ideologie dient.

Schlüsselwörter

Neue Rechte, Influencer*innen, Self-Branding, Ästhetisierung, Traditionelle Weiblichkeit

Summary

Romanticism and a far-right lifestyle – female far-right influencers between self-branding and ideological traditionalism

Popular culture has gained some new protagonists in the 21st century, namely influencers. New right activists also use influencer marketing media practices to achieve cultural hegemony. They are propagating apocalyptic diagnoses on the present and portray themselves as the desirable alternative. This article provides insights into the media practices of far-right activists as political influencers and elaborates how ideological traditionalism is integrated into modern platform culture through a kind of “tradwife”. The analysis shows that a “sense of aesthetics” is a central element in the branding of traditional femininity and, at the same time, acts as a hinge between the logics of social media and (new) right ideology.

Keywords

New Right, influencer, self-branding, aestheticization, traditional femininity

1 Einleitung

Junge Aktivistinnen der Neuen Rechten firmieren seit einigen Jahren als ‚Rechte Postergirls‘ im medialen Diskurs (u. a. Würger 2017; Ortman 2021). Das Berliner Theater Hebbel am Ufer hat die App „Loulu“¹ entwickelt, mit der auf spielerische Weise auf perfide Strategien neurechter Influencerinnen² aufmerksam gemacht werden soll, und in

1 <https://onlinetheater.live/project/loulu> [Zugriff: 20.07.2022].

2 In diesem Beitrag wird die gendersensible Schreibweise durch die Verwendung des Gendersterns umgesetzt. Bezieht sich eine Bezeichnung auf die Aktivistinnen der Neuen Rechten, wird das Femininum verwendet, da diese sich dezidiert in einer zweigeschlechtlichen Ordnung verorten. Wird explizit auf Akteure verwiesen, wird das Maskulinum verwendet.



einem Hannoveraner Tatort mit dem Titel *National feminin* (2020) mimt Emilia Schüle eine rechte Aktivistin und Bloggerin.

Dies sind nur einige Beispiele, wie junge rechte Frauen als Thema zunehmend auf der Bildfläche von Medien und Kulturproduktionen erscheinen. Dabei findet eine bemerkenswerte Exotisierung statt, die mit der Unterstellung einer spezifischen Perfidität einhergeht. Kurz gesagt: Hinter den attraktiven, lächelnden Frauen steckt das Teuflische. Die schönen Bilder und das in Szene setzen von alltagsweltlichen und zunächst nicht explizit politischen Themen würde die rechte Ideologie besonders hinterlistig verschleiern. Dass dabei eine gewisse Verwunderung über politisch aktive rechte Frauen mitschwingt, überrascht angesichts des Forschungsstandes zu Frauen in der extremen Rechten kaum. Struktureller Sexismus verleitet dazu, Frauen, insbesondere solche, die sich als ‚traditionell‘ bezeichnen, als apolitisch zu konstruieren (Lang 2016). Darüber hinaus werden sie nicht mit militanten Positionen und gefestigten Ideologien wie der Neuen Rechten in Verbindung gebracht (Köttig 2013: 157ff.).

Diese Beobachtung wird zum Ausgangspunkt genommen, um zu fragen, wie (neu) rechte Influencerinnen in den Sozialen Medien agieren und wie sich die Integration ideologischer Elemente in vermeintlich unpolitische Inhalte vollzieht. Als politische Influencer*innen fasse ich Accounts, die versuchen, mit Strategien des Influencer-Marketings politischen Einfluss zu erreichen. Konstitutiv für diese Praxis ist, dass die mediale Selbstinszenierung und die zu transportierenden politischen Inhalte eng miteinander verwoben sind und der Account als politische Marke etabliert wird (Lewis 2018: 28f.; Maly 2020: 12f.). Politische Influencer*innen definiere ich über die zu beobachtenden medialen Praktiken und nicht über Reichweite oder die Reaktionen anderer User*innen (Rösch 2023: 314).³

Akteure der Neuen Rechten (allen voran die Identitären, kurz: IB⁴) haben schon früh die Vermarktungschancen der Sozialen Medien erkannt (Speit 2018: 9f.). Insbesondere die Strategie der „Metapolitik“⁵ lässt sich gut mit den Logiken der Plattformen verbinden, auf denen ganz unterschiedliche Inhalte, von einer Meldung der Tagesschau bis zu Tipps für Workouts oder Kinderschminken, in unmittelbarer Nachbarschaft stehen. Gleichzeitig steht der der rechten Ideologie inhärente „antiindividualistische[] Kollektivismus“ (Pfahl-Traughber 2022: 34) im Widerstreit zu den Logiken individualistischer Selbstvermarktung, wie sie für das Influencing konstitutiv sind. Dieser Zwiespalt schlägt sich beispielsweise in der Figur der ‚Tradwife‘ („traditional wife“) nieder. Die (individuelle) Selbstinszenierung auf den Accounts folgt dabei einer medialen Verkörperung ‚traditioneller‘ (kollektivistischer) Feminität. Die Beiträge auf den Accounts behandeln vor allem Fragen nach einem ‚traditionellen‘ Lebensstil und Care-Arbeit und weniger (tages)politische Inhalte. Care-Arbeit wird positiv aufgeladen, stark ästhetisiert und damit aufgewertet.

Im vorliegenden Beitrag rekonstruiere ich diese Praxis und frage gleichzeitig danach, wie Influencing und die neoliberale Plattformkultur mit dem ideologischen Tra-

3 Gleichzeitig möchte ich dafür sensibilisieren, dass das Image, welches uns in Form eines kuratierten Accounts entgegentritt, nicht als Subjekt missinterpretiert wird.

4 Um die Selbstbezeichnung der ‚Identitären Bewegung‘ als Bewegung nicht zu stützen, wird in diesem Artikel der Begriff ‚Identitäre‘ oder das Akronym ‚IB‘ verwendet (vgl. dazu Haas 2020: 16).

5 „Metapolitik“ bezeichnet in der Sprache der Neuen Rechten die Strategie, außerhalb der politischen Institutionen einen kulturellen Wandel zu erwirken (vgl. Pfahl-Traughber 2022: 97f.).

ditionalismus⁶ in Einklang gebracht werden. Dafür arbeite ich die Ästhetik als zentrales verbindendes Element heraus. Das Branding⁷ einzelner Figuren ordne ich dafür ein in das ‚Mosaik-Branding‘ der Neuen Rechten als Gesamtkonzept, um im Anschluss die spezifische Rolle zu skizzieren, die junge Frauen darin spielen. Kern des Beitrags bildet die Rekonstruktion des Instagram-Profiles von ‚Freya Rosi‘, die sich als Tradwife inszeniert. Ich beginne mit einer näheren Bestimmung der medialen Praktiken politischer Influencer*innen.

2 Politische Influencer*innen – mediale Praktiken der Werbekörper

Der medientechnologische Wandel des 21. Jahrhunderts, evoziert durch das Aufkommen des Web 2.0 und insbesondere der Sozialen Plattformen, brachte ein neues Medienphänomen hervor: Influencer*innen. Zu Beginn noch ein Nischenphänomen, entdeckten Firmen das Werbepotenzial von User*innen mit hoher Reichweite. Influencer*innen porträtieren ‚sich selbst‘ und ‚ihr Alltagsleben‘ in den Sozialen Medien und integrieren Produktwerbung in ihren Auftritt. Im Gegensatz zu den Werbe-Testimonials des Zeitalters der Massenmedien werden die Influencer*innen selbst zu Marken. „Der Körper des Influencers [...] ist nicht allein als fleischgewordene Schaufensterpuppe zu verstehen, sondern er selbst kann zum Markenzeichen werden“ (Nymoen/Schmitt 2021: 79).

Diese Beobachtung kann ebenfalls auf politische Influencer*innen übertragen werden. Die medialen Praktiken sind dieselben, lediglich das Ziel des Einflusses (Kaufentscheidung vs. politische Meinung) divergiert. Im Folgenden skizziere ich die für das Phänomen konstitutiven Praktiken und erläutere darüber hinaus zentrale Funktionsweisen der Plattform Instagram.

2.1 Self-Branding

Die Etablierung des Selbst als Marke in den Sozialen Medien kann als Spitze einer Entwicklung verstanden werden, in der die eigene Individualität zunehmend nach Außen getragen wird (Bröckling 2007: 68). Auf der Ebene des Arbeitsmarktes wird propagiert, dass „der Einzelne sich als unverwechselbare *Marke-Ich* kreiert“ (Bröckling 2007: 68, Hervorh. im Original) Die Notwendigkeit des Self-Branding bleibt dabei nicht auf das Ökonomische beschränkt, sondern durchzieht auch alle anderen Lebensbereiche, etwa die Partner*innensuche (Illouz 2015: 113ff.). Aber nicht nur das Individuum, auch beispielsweise touristische Orte werden zu Marken aufgebaut (Boltanski/Esquerre 2019: 44f., Kap. 12).

6 „Tradition“ ist eine der zentralen Bezugspunkte der Neuen Rechten und ist untrennbar verbunden mit der „kulturellen Identität“, die bewahrt werden muss. Dieses Ziel kulminiert im Konzept des „Ethnopluralismus“ (vgl. Pfahl-Traugher 2022: 91f.).

7 Als Branding bezeichne ich die Etablierung einer Marke. Eine Marke zeichnet sich aus durch Einzigartigkeit und Wiedererkennungswert. Marken funktionieren dabei weniger als symbolische Botschaften, sondern vielmehr als ‚cultural platforms‘, die mit Narrationen, Emotionen gefüllt und verändert werden können (Carah/Angus 2018).

Self-Branding sowohl in der Produktion als auch in der Rezeption kann so als Teil des kulturellen Wissensbestandes gedeutet werden. Gleichzeitig geht das Phänomen Influencing nicht in den Konzepten des „Unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) oder der öffentlichen Selbtrepräsentation (Bublitz 2010) auf, wenngleich beide wichtige Impulse für seine Analyse bieten. Influencer*innen verkörpern in erster Linie einen ‚Lifestyle‘, ein Lebensgefühl. Sie zeichnen ein dem Publikum als erstrebenswert erscheinendes Leben und bedienen damit die Sehnsucht der Zuschauer*innen nach einem anderen Leben. Dabei ist das Verhältnis der Marke zum Lifestyle ein wechselseitiges. Influencer*innen stehen als (Personen-)Marke für den von ihnen repräsentierten Lifestyle und gleichzeitig ist der performierte Lebensstil konstitutiv für ihr Branding. Person und Lifestyle verschmelzen zu einem Werbekörper (Nymoen/Schmitt 2021: 45ff.) – bei kommerziellen wie bei politischen Influencer*innen. Über diesen Weg werden politische Botschaften zu „desirable cultural element[s]“ (Sorgenfrei 2022: 213).

Im Anschluss an Duguay (2019) verstehe ich das Influencing und darüber hinaus die Etablierung als Personenmarke als Form der Selbstrepräsentationsarbeit. Deren zentraler Modus ist „intimate affective labor“ (Duguay 2019: 5).

2.2 Intime Einblicke in das Privatleben

Im Zentrum eines Influencer*innen-Accounts steht die Performanz als ‚nahbare‘ Person. Es wird notwendig, als persönlich und intim gerahmte Details über sich selbst mit Follower*innen zu teilen. Dies bedient den Wunsch des Publikums nach Einblicken in das Alltagsleben der Influencer*innen (Duguay 2019: 6).⁸ Auf Instagram werden diese kleinen Einblicke häufig mittels der Funktion der „Stories“ gegeben. Die Funktion, die es seit 2016 auf der Plattform gibt, ermöglicht Beiträge (Fotos oder kurze Videos), die nur 24 Stunden auf dem Profil angezeigt werden. In politischen Kontexten sind nicht nur Einblicke in Beziehungen, Reisen, die letzte Mahlzeit oder andere Alltagssituationen Teil der Konstruktion von Nahbarkeit als öffentliche Privatperson,⁹ sondern auch die als persönlich gerahmten Beweggründe für die eigene politische Aktivität fungieren als Momente der Nahbarkeit. Neben den Einblicken ins Private ist auch der Aufbau einer ‚Community‘ für die Etablierung einer Marke zentral. Politische Influencer*innen müssen so auch Beziehungsarbeit zu ihrer Community leisten.

2.3 Beziehungsarbeit zur Community

Influencer*innen haben eine spezifische Kommunikationskultur etabliert. Die Follower*innen werden informell begrüßt und zumindest rhetorisch in die Inhalte mit einbezo-

8 Dies stellt auch keine Neuerung dar, in *Falsche Propheten* konstatierte Leo Löwenthal die Neugier des Publikums an privaten Enthüllungen. Die Radioagitator*innen der 1940er-Jahre inszenierten für ihre Zuhörer*innen ein „[ö]ffentliches Privatleben“ (Löwenthal 1982: 126).

9 Dabei ist die Grenzlinie von ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ gesellschaftlichen Aushandlungen unterworfen (vgl. Bublitz 2010: 10). So kann der These einer gänzlichen Verwischung dieser Binarität in der Figur des Influencers/der Influencerin (vgl. Nymoen/Schmitt 2021: 52) nur eingeschränkt zugestimmt werden. Die Binarität wird durch die Performanz von Privatheit reaktualisiert. Es besteht sogar die Notwendigkeit dieser Grenze für erfolgreiches Influencing. Denn die Lust am Einblick ins Private seitens der Zuschauer*innen macht den Content so attraktiv.

gen. So wird das Publikum als Freund*innen oder Familie adressiert (Baker 2022: 7). Auf diese Weise wird eine parasoziale Beziehung hergestellt (Baker/Rojek 2020: 67), die Kommunikation auf Augenhöhe zwischen Influencer*innen und ihrer Community suggeriert. Die einzelnen Follower*innen erwarten auch, dass die Influencer*innen mit den User*innen interagieren (Senft 2013: 350). Mittels verschiedener Techniken erzeugen die Influencer*innen diese „impression of accessibility“ (Baker/Rojek 2020: 67). Die Community wird mit einbezogen, indem sie um ihre Meinungen, Ideen oder Fragen gebeten wird. Zur Beziehungsarbeit gehört auch das zuvor genannte Teilen von privaten Einblicken mit dem Publikum (Baker/Rojek 2020: 71).

2.4 Performanz von Authentizität

Authentizität¹⁰ ist das zentrale symbolische Kapital in den Sozialen Medien und Marketingratgeber zu Influencing formulieren dies als zentrale Notwendigkeit für den Erfolg: „Authentische Beiträge sind das A und O für Influencer“ (Funke/Löwen 2020: 20). Politische Influencer*innen müssen die entsprechenden Fertigkeiten erarbeiten, um als ‚echt‘ wahrgenommen zu werden, und befinden sich damit im unauflösbaren Widerspruch zur performierten Authentizität (Reckwitz 2018: 247). Für die Authentizitätsherstellung haben sich mediale Praktiken etabliert, etwa die Zurschaustellung ‚spontaner‘ emotionaler Ausbrüche oder das Teilen persönlicher Offenbarungen (Baker/Rojek 2020: 69), das Nutzen von amateurhaften Ästhetiken (Schankweiler 2019: 45) oder von angeblichen ‚Behind-the-scenes‘-Aufnahmen, bei denen der Prozess der Entwicklung von Beiträgen dokumentiert wird (Lewis 2018: 18). Die Authentizität erhöht die Glaubhaftigkeit der Person und somit auch ihrer politischen Überzeugungen. Rebecca Lewis zeigt in ihrer 2018 erschienenen Studie zu rechtem Influencing in den USA auf, mit welchen Techniken authentisches Wissen performiert wird (Lewis 2018: 25ff.). Ein häufig vorkommendes Sujet sind Schilderungen von Erweckungserlebnissen ehemals ‚Linker‘. Ihre persönlichen Erzählungen fungieren dabei als angeblich authentischer Beweis für die Unfähigkeit und Fehler des politischen Gegners (Lewis 2018: 25ff.).

3 Das Mosaik-Branding der Neuen Rechten

Die ‚Neue Rechte‘ ist die Selbstbezeichnung eines politischen Milieus, das sich in der ideologischen Tradition der ‚Konservativen Revolution‘ versteht (Brauner-Orthen 2001: 10). Ihre zentralen ideologischen Eckpfeiler sind der ‚Ethnopluralismus‘ (Feit 1987: 122), die Konzeption des Menschen als triebgesteuert und daher von der Kultur zu zähmendes Wesen (Feit 1987: 94f.), die Kritik an der Moderne sowie Vorstellungen eines binären Geschlechterverhältnisses (Bruns/Glösel/Strobl 2017: 221ff.). Das erklär-

10 Authentizität verstehe ich dabei in Anlehnung an Schilling (2020) als Zuschreibung von Echtheit und Glaubwürdigkeit des Gegenübers an eine Person, einen Gegenstand, eine Marke. Authentizität ist somit die „Übereinstimmung einer Beobachtung mit einer Erwartung des Beobachters“ (Schilling 2020: 10). Für die Beschreibung des Phänomens Influencing ist es nicht notwendig, zu definieren, was Authentizität ausmacht, sondern lediglich, dass es das Ziel ist, von den Follower*innen als authentisch wahrgenommen zu werden.

te Ziel ist eine ‚Kulturrevolution von Rechts‘ im sogenannten ‚vorpolitischen Raum‘, das heißt außerhalb der klassischen politischen Institutionen (vgl. Feit 1987: 143ff.; Weiß 2017: 54f.). (Neu-)Rechte Ideen sollen, um dieses Ziel zu erreichen, in allen Lebensbereichen verankert und als kulturelle Form etabliert werden. Zentral ist dafür die Etablierung apokalyptischer Krisennarrative als integraler Bestandteil der Beschreibung der Moderne (Schilk 2021a).

Früh hat die Neue Rechte die Sozialen Medien als Betätigungsfeld (Speit 2018: 9f.) für ihre Hegemoniebestrebungen entdeckt (Maly 2020). In den letzten Jahren haben sich hierbei verschiedene Projekte entwickelt und Akteur*innen herauskristallisiert, die im Netz Angebote und Konsumsituationen für verschiedene Zielgruppen geschaffen haben. Diese Strategie möchte ich im Folgenden in Anlehnung an den Begriff der „Mosaik-Rechten“ (Quent 2017) als Mosaik-Branding bezeichnen. Verschiedene Personen und Gruppierungen etablieren sich als Marken, die gesamte Wirkung der medialen Strategie entfaltet sich aber erst im Zusammenspiel.

In den Sozialen Medien schaffen die Akteur*innen ‚intellektuelle‘ Angebote wie die „Gegenuni“ oder „Aufgeblättert. Zugeschlagen – Mit Rechten Lesen“ der Dresdner Buchhändlerin Susanne Dagen und der „theoretischen Impulsgeberin“ (Haas 2020: 166ff.) Ellen Kositzka. Daneben werden Unterhaltungsformate angeboten wie „Laut gedacht“, eine Art Late-Night-Show für die extreme Rechte, oder der Versuch, ein Videospiel mit dem Titel „Rebellion. Heimat Defender“ zu etablieren. Auf den Plattformen gibt es Info-Videos, die stark an Formate erinnern, mit denen sich der öffentlich-rechtliche Rundfunk an ein jugendliches Zielpublikum wendet. Im Format „Wir klären das“ erläutern die zwei AfD-Jungpolitikerinnen Marie-Thérèse Kaiser und Lisa Lehmann in bis dato 28 Folgen (Stand: 31.08.2022) politische Sachverhalte und Begriffe. Viele dieser Projekte sind dabei im Umfeld des Netzwerks „Ein Prozent für unser Land“ zu verorten, das entweder direkt als Produzent agiert oder indirekt durch personelle Überschneidungen involviert ist (Einprozent_HP-Projekte). Die Akteur*innen der Neuen Rechten versuchen systematisch, durch die Etablierung vielfältiger Formate anschlussfähig für verschiedene Zielgruppen zu werden (Schilk 2021b: 105f.).

Nicht nur einzelne Personen, auch Organisationen werden als Marken aufgebaut. Am deutlichsten wird das vollzogene Branding bei der IB (Bruns/Glösel/Strobl 2017: 269ff.). Auf vielen Ebenen versuchen die Identitären, sich pop- und jugendkultureller Codes zu bedienen und sich diese anzueignen (Weiß 2017: 93). Dabei zeigt sich eine visuelle Kohärenz, wie Wolfgang Ullrichs Analyse der auffällig häufig verwendeten (Achsen-)Symmetrie in den visuellen Produkten der IB zeigt (Ullrich 2019). Diese Ästhetik passt zum ideologischen Programm der Identitären, da Symmetrie kunstgeschichtlich als Ausdruck von Totalität gedeutet werden könne und „jede einseitige Veränderung oder Ergänzung des Symmetrischen als Störung der Einheit und insofern als Fremdkörper wirkt“ (Ullrich 2019: 43). Gleichzeitig wird durch die redundante Verwendung von visuellen Sujets ein Erinnerungswert geschaffen (Bruns/Glösel/Strobl 2017: 271f.).

Die Angebote richten sich nicht nur nach der anvisierten Zielgruppe, sondern auch nach der medientechnologischen Umgebung, die jeweils verschiedene Affordanzen (Zillien 2008) mit sich bringen. Instagram als Plattform rückt das Ästhetische in den Vordergrund, während Twitter vor allem impulsiven Meinungs austausch begünstigt

(Baker/Rojek 2020: 41). Das Bespielen von anderen, auch alternativen Kanälen hat neben markenstrategischen auch rein praktische Gründe. Durch verschiedene Wellen des Deplatformings rechter Akteur*innen sind diese bisweilen gezwungen, auf andere Plattformen auszuweichen (Rogers 2020) und stehen bei der Distribution ihrer Inhalte so immer wieder vor der Herausforderung, ihre ideologischen Positionen so zu vermitteln, dass sie von den Sozialen Medien nicht gesperrt werden. Dafür bieten sich insbesondere Akteurinnen als Influencerinnen der Neuen Rechten an, die im Folgenden näher beleuchtet werden.

4 Die Rolle rechter Influencerinnen im Mosaik-Branding

Die gesellschaftliche Deutungsstruktur der Sozialfigur ‚junge rechte Frauen‘ und die veränderte „Wahrnehmungsorganisation“ (Fielitz/Marcks 2020: 36) in Sozialen Medien strukturieren auch die Positionen, die die Aktivistinnen im rechten Netzwerk einnehmen. Rechte Influencerinnen werden häufig zu einem Sinnbild von Sicherheit in einer als hektisch wahrgenommenen, modernen Welt (Kisoyava/Veilleux-Lepage/Newby 2022: 41). Diese geschlechtliche Arbeitsteilung ist dabei nicht zufällig, sondern korrespondiert mit der Vorstellung eines binären Geschlechterverhältnisses, die der Ideologie der Neuen Rechten zugrunde liegt. Schönheit zu pflegen, einen Sinn für das Ästhetische zu kultivieren, Sorge zu tragen und Geborgenheit zu garantieren, werden zu primär weiblichen Aufgaben stilisiert. Insbesondere Instagram steht dafür als ideale Plattform zur Verfügung, da die Ästhetisierung des Lebens mit den Rezeptionsgewohnheiten der Instagram-User*innen kongruiert (Haas 2020: 65).

Dennoch darf nicht übersehen werden, dass die Frauen der Neuen Rechten und Influencerinnen der rechten Szene auch andere Themen besetzen. Bekannt geworden ist vor allem die #120db-Kampagne, die Gegenstand vielfältiger sozialwissenschaftlicher Analysen wurde (Drüeke/Klaus 2019; Sorce/Renz 2022; Wielens 2019). Im Anschluss an #Aufschrei versuchten junge rechte Frauen, auf sexualisierte Gewalt durch nicht-deutsche Männer aufmerksam zu machen und so antisexistische Narrative als Mittel der Migrationsabwehr einzusetzen. Die Frauen stehen mit ihrem Gesicht als Zeuginnen einer beunruhigten und verängstigten Gesellschaft ein und performieren so den ideologisch angestrebten Eindruck von Wehrhaftigkeit. Die Neue Rechte setzt also nicht ausschließlich auf die Repräsentation der Frau als ‚Heimchen am Herd‘, sondern schafft verschiedene Subjektivierungsangebote. In ihrer Studie zu „aktuellen Selbstbildern identitärer Frauen“ arbeitet Haas die beiden Pole des Figurationskontinuums neurechter Weiblichkeit, das „anständige Mädchen“ (Haas 2020:196) und die „selbstbewusste Rebellin“ (Haas 2020: 198) heraus.

Inhaltlich können vor allem vier Themengebiete genannt werden, die die rechten Influencerinnen bearbeiten: Kritik am modernen Feminismus und insbesondere am „Genderwahn“ (Liebhart 2021), Kritik an der doppelten Vergesellschaftung der Frau und der damit einhergehenden Nichtanerkennung von Reproduktionsarbeit und Mutterschaft (vgl Lang 2020), ‚importierte‘ sexualisierte Gewalt und die daraus resultierende fehlende Sicherheit im öffentlichen Raum (siehe die Kampagne #120db) und Kritik an der modernen Konsumwelt (allgemein zu rechter Konsumkritik: Hornuff 2019: 33f.).

Die politischen Influencerinnen verbinden diese Themen mit ihrer medialen Selbstdarstellung. Sie schaffen auf ihren Accounts eine Lebenswelt, die eine Ausflucht aus dem jetzigen Zustand verheißt. Ein Typus, der besonders mit den Sehgewohnheiten des Lifestyle-Influencing harmoniert, ist die bereits erwähnte ‚Tradwife‘, die ihren Ursprung in der US-amerikanischen Alt-Right-Bewegung hat (Kisoyava/Veilleux-Lepage/Newby 2022: 48). Ein Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum ist der Account ‚Freya Rosi‘, anhand dessen ich im Folgenden die Anschlussstellen zwischen (politischem) Influencing als medialer Praxis und neurechter Ideologie rekonstruiere.

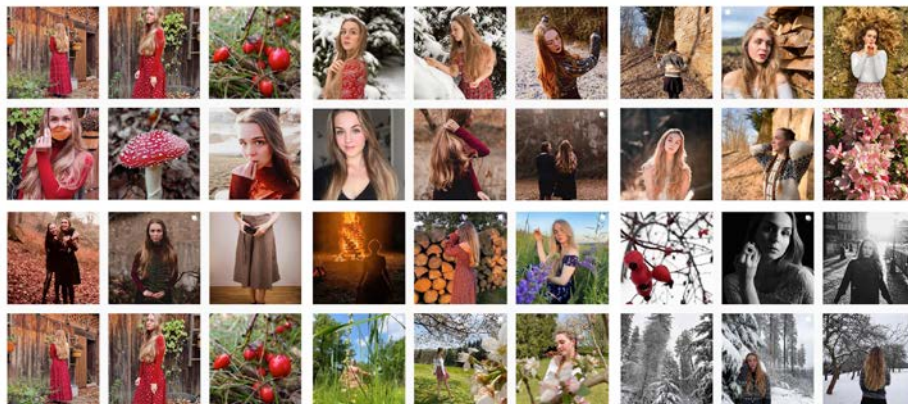
5 Figuration ‚traditioneller‘ Weiblichkeit auf Instagram

In einer Kolumne des rechten Magazins *Krautzone* greift die rechte Aktivistin Reinhild Boßdorf die in der Einleitung skizzierte Thematisierung rechter Influencerinnen durch die Medien auf und nimmt dies zum Anlass, Accounts vorzustellen, denen zu folgen sich lohnt. Unter dem Titel ‚Jung, weiblich, basiert‘ empfiehlt sie unter anderem den Account von Freya Rosi, die ‚ästhetisch ihre Weiblichkeit zelebrier[t]‘ (Boßdorf 2021: o. S.). Freya war bereits vor Start ihres Instagram-Accounts als Aktivistin in Erscheinung getreten, unter anderem im bereits erwähnten Video der Kampagne #120db und als Autorin im Blog ‚radikalfeminin‘ (Haas 2020: 74f.). Ihr Instagram-Profil umfasst zum Erhebungszeitpunkt (24.06.2022) 106 Beiträge sowie zwölf Rubriken mit insgesamt 221 Highlight-Stories¹¹. Auf dem gleichnamigen YouTube-Kanal befinden sich sechs Videos. Freya hat 3 938 Follower*innen, nutzt diesen Account aber nicht selbst als aktive Userin, sondern hat nur ein Profil abonniert.¹² In ihrem Steckbrief, im Instagram-Jargon auch besser bekannt als *Bio*, erfährt man die Kernanliegen des Accounts. ‚~ Weiblichkeit & traditionelleres Leben als junge Frau ~‘.

11 Die Storyfunktion auf Instagram bietet die Möglichkeit, Beiträge zu posten, die nur 24 Stunden sichtbar sind. Über die Funktion der Highlight-Stories können sie den Follower*innen auch längerfristig zugänglich gemacht werden. Die Stories können dabei in selbst gewählte Rubriken einsortiert werden.

12 Das einzige Profil, dem der Account folgt, ist ein Back-up-Profil (@freyarosibackup) für den Fall, dass der Hauptaccount gesperrt wird. Es findet sich im Feld auch noch ein zweiter Account mit einem Profilbild, auf dem Freya zu sehen ist, mit dem sie die Aktivitäten anderer Influencer*innen kommentiert. Vermutlich handelt es sich um ihr ‚privates‘ Profil. Beide Hinweise bestärken die These, dass dieses Profil aus strategischen Gründen etabliert wurde.

Abbildung 1: Ausschnitt aus dem Profil von Freya Rosi. Eigene Zusammenstellung



Quelle: <https://instagram.com/freyarosi/>, Aufnahmedatum: 24.06.2022.

Scrollt man durch den Instagram-Feed des Accounts von Freya Rosi, fallen die sorgfältig aufeinander abgestimmten Bilder auf. Der erste visuelle Eindruck ist geprägt von ästhetischen Fotografien (in) der ‚Natur‘. Im Fokus steht eine junge Frau mit langen blonden Haaren, die mal kunstvoll frisiert, mal offen getragen werden. Entlang des zeitlichen Verlaufs wird eine farbliche Nuancierung entsprechend den Jahreszeiten sichtbar. So dominieren im Herbst Braun- und Rottöne, im Frühjahr hingegen zarte Rosétöne. Auch klassische Selfies, Fotos von der Aufnahme von Videos und Bildern, die in Städten aufgenommen wurden, integrieren sich in das visuelle Gesamtkonzept. Das Resultat unterscheidet sich kaum von anderen professionalisierten Accounts auf Instagram. Eine politische Dimension ist zunächst nicht direkt auszumachen.¹³ Wirft man jedoch einen Blick auf die in Teilen sehr ausführlichen Bildunterschriften, wird auch das zentrale Thema sichtbar: Ratschläge und Hinweise für ein im Steckbrief angekündigtes ‚traditionell(er)es Leben‘. Dies reicht von der Thematisierung der Inhalte eines ‚traditionellen‘ Lebens über die Vorzüge von ‚Weiblichkeit‘ und ‚weiblicher Kleidung‘ bis hin zu Tipps für Second-Hand-Kleidung, Beauty-Routinen, regionale Ernährung und Entschleunigung. Wenig unterscheidet die Inhalte zunächst von Ratgeberliteratur. In Anknüpfung an die Arbeit von Baker und Rojek kann man formulieren, dass sich Freya Rosi als ‚Lifestyle-Guru‘ für ‚traditionelles‘ Leben geriert. Auch die verwendeten Hashtags wie #Entschleunigung (48-mal), #Selfcare (35-mal) oder #ganzheitlich (35-mal) legen dies nahe. Darüber hinaus finden sich wichtige Strukturelemente eines Lifestyle-Guru-Account in diesem Beispiel wieder: ein sorgsam aufgebautes mediales Selbst, eine überzeugende Erzählung und die ästhetischen Bilder (Baker/Rojek 2020: 59).

¹³ Einzige Ausnahme bildet ein Beitrag mit der Bildaufschrift „Für das Leben“, gepostet am Safe-Abortion-Day 2020.

5.1 Der Instagram-Account als Bildcluster

Instagramprofile verstehe ich als mediale „Bildcluster“ (Müller 2016). Der Instagram-Account als Repräsentation eines „curated self“ (Baker/Rojek 2020: 59) ist in diesem Sinne eine Bildzusammenstellung deren Ausdruck über die Summe der einzelnen Beiträge hinausgeht. „Als Bildmedientechnik fordern sie uns strukturell dazu auf, in den Modus des *vergleichenden Sehens* zu wechseln“ (Müller/Sommer 2021: 808f., Hervorheb. im Original) wie in Abbildung 1 deutlich wird. Durch das direkte Nebeneinander der Bilder bemerken wir Ähnlichkeiten und Unterschiede. Nicht der indexikalische Sinn einzelner Bilder steht an erster Stelle, sondern die sich darüber konstituierenden Ausdrucksformen (Müller 2016: 135). Darüber wird auch erklärbar, warum zunächst *unpolitisch* scheinende Einzelbilder in Bildclustern eine politische Bedeutung bekommen können (Müller/Sommer 2021).

Die Rekonstruktion des Accounts erfolgte in zwei Schritten: zunächst durch die Bildclusteranalyse (Müller 2016) aller Beiträge (nur jeweils die Anzeigebilder), dann durch die Bildbeschreibungen mittels des Kodiervfahrens der Grounded-Theory-Methodologie (Corbin/Strauss 2015: vor allem Kap. 5). Die aus der Clusteranalyse rekonstruierten visuellen Idiome wurden im nächsten Schritt mit den Kategorien aus der Analyse der Texte zu übergeordneten Bild-Text-Kategorien relationiert. Im Ergebnis zeigt sich, wie ‚Ästhetisierung‘ strukturbildend für den Account von Freya Rosi und ihrer Figuration von traditioneller Weiblichkeit ist.

5.2 Subjekt ästhetischer Erfahrung

Der Account selbst ist nicht nur ästhetisch ansprechend kuratiert, sondern Freya Rosi verkörpert in ihm die ästhetische Wahrnehmung. In 13 Beiträgen, die in verschiedenen Einstellungen Bäume, Blüten, Beeren oder Pilze abbilden, wird über Fotografien Freya Rosis ästhetisierender Blick auf die Natur vermittelt. Sie inszeniert dabei medial vermittelt den Genuss schöner Momente in der Natur. Natürliche Farbkontraste werden durch Bildbearbeitung in den Beiträgen besonders hervorgehoben und verstärken den Eindruck. Freya selbst kommentiert in einigen ihrer Beiträge ihren persönlichen Blick:

„Ich liebe die Ästhetik von Beeren im späten Herbst. Die Blätter verwelken, der Himmel ist grau, aus Allem weicht die Farbe... Nur die Beeren leuchten weiter reif und frisch in der Landschaft“ (Freya_20201122).

Sie reduziert in ihrer Darstellung den beobachteten Moment – die Beeren im späten Herbst – auf die ästhetische Dimension und zeigt dabei gleichzeitig, dass sie einen Sinn für diese Ebene hat und sich daran erfreut.

Abbildung 2: Vier Rückenfiguren aus dem Profil von Freya Rosi.
Eigene Zusammenstellung



Quelle: Freya_20200828, Aufnahmedatum: 24.06.2022; Freya_20210624, Aufnahmedatum: 18.05.2022; Freya_20200726, Aufnahmedatum: 24.06.2022; Freya_20210708, Aufnahmedatum: 18.05.2022 (von links nach rechts).

Ein dominantes visuelles Motiv innerhalb des Profils sind Rückenansichten von Freya. Die Rückenfigur ist in der Kunst ein weitverbreitetes Sujet (Prange 2010). Eines der seit der Romantik hierfür bekanntesten Werke ist Caspar David Friedrichs *Der Wanderer über dem Nebelmeer* (um 1818), das mit dem Wunsch nach Naturverbundenheit assoziiert wird. Diese Verbindung findet sich auch im Profil von Freya Rosi wieder. Durch das Motiv der Rückenfigur inszeniert sie sich selbst als „Subjekt der ästhetischen Erfahrung“ (Prange 2010: 144). Sie lenkt den Blick auf den Moment, den auch die Betrachtenden des Bildes wahrnehmen sollen. Gleichzeitig tritt sie in diesen Motiven als „Augenzeugin“ (Prange 2010: 143) in Erscheinung, die selbst den Moment genießt und die Szenerie beobachtet. Die betrachtende Freya findet sich vor Landschaften und Gärten ebenso wie vor Gebäuden oder einem Sonnenwendfeuer wieder. Gegenstand ihrer ästhetischen Erfahrung ist so nicht nur das vermeintlich Natürliche, sondern auch kulturelle Errungenschaften wie Architektur oder heidnische Bräuche. Sie erkennt so nicht nur das Besondere im Gegebenen, sondern lenkt den Blick auch auf die notwendige Kunstfertigkeit ästhetischer Erfahrung. Was zu einer weiteren zentralen Kategorie führt, der ästhetischen Care-Arbeit.

5.3 Ästhetische Arbeit als Care-Arbeit

Das Ästhetische ist nicht nur durch eine aktive Wahrnehmung gekennzeichnet, sondern bedarf auch gestalterischer Fertigkeiten und Arbeit. Die ästhetische Arbeit gilt „der Gestaltung seiner Umwelt und seiner Selbst“ (Freya_20201024). Das Profil gibt deshalb auch einen Überblick über verschiedene Praktiken, sich selbst „zu schmücken“ (Freya_20200806), Hinweise zu Haarpflege oder Flechtfrisuren und betont, wie wichtig die Pflege des Körpers und des Äußeren ist (Freya_20200806). In den Beiträgen wird das „Schönheitshandeln als Wohlfühlen ideologisier[t]“ (Degele 2004: 91). Die Beiträge dokumentieren kein ausschließlich individualisiertes Wohlfühlen an sich, sondern ein Wohlfühlen durch das Schönsein für andere: „Es ist gewissermaßen ein grundlegend evolutionärer Trieb, sozial akzeptiert werden zu wollen“ (Freya_20211218). Der Wunsch nach Anerkennung wird nicht problematisiert, sondern eingeehgt und als biologische Tatsache naturalisiert.

Der Account von Freya ist ebenfalls Ergebnis ästhetischer Arbeit (vgl. Abb. 1), die sie offen benennt (Freya_20200124). Inhaltlich geht der Account über die Care-Arbeit am Selbst und Selbstrepräsentationsarbeit hinaus und thematisiert die Notwendigkeit des weiblichen Sinns für Ästhetik für die Gemeinschaft.

„Der Sinn für Schönheit zeigt sich aber auch in ihrem Umfeld, ganz zentral in ihrem Heim: Dort dekoriert sie die Räume, hält wie [sic!] sauber und ordentlich, sodass sie Wärme und Geborgenheit ausstrahlen und einladend auf sie, ihre Liebsten und ihre Freunde wirken“ (Freya_20200830).

Damit wird der Ästhetik nicht allein ein individueller Wert, sondern ein für das gemeinschaftliche Zusammenleben konstitutiver Wert zugesprochen. Gleichzeitig findet eine Aufwertung reproduktiver Tätigkeiten statt. Nicht nur die Arbeit als solche wird gewürdigt, sondern auch die damit verbundenen Mühen werden anerkannt. Im gesamten Profil wird der Ästhetik als solcher ein Wert beigemessen und über sie werden auch negative Zeitdiagnosen eingehegt. So fehle moderner Architektur die „Seele“ (Freya_20200828) und die ästhetische Arbeit früherer Zeiten werde nicht bewahrt. Unklar bleibt bei allem, wodurch sich das Ästhetische auszeichnet. Es oszilliert zwischen Innerlichem und Äußerlichem, ist Eigenschaft von etwas oder etwas, das erst geschaffen werden muss. Dieses Ungreifbare wird besonders in dieser Aussage evident: „Frauen haben eine ganz besondere Fähigkeit, Dinge in ihrem Leben zu verschönern und ihnen ihre eigene Essenz einzuhauchen“ (Freya_20200830). Die angebliche Essenz steckt also nicht in den Objekten selbst, sondern kommt erst durch die Bezugnahme, einen Blick, durch das ästhetisierende Einfangen des Objekts durch Fotografie oder ein neues Arrangement zum Tragen. Setzen wir das obige Zitat in Bezug zu den Bildern des Profils von Freya Rosi, so bekommen die Bäume, Blüten und Beeren durch den fotografischen Blick ihre eigentliche Essenz.

5.4 Ästhetik als Weibliches

„Der Sinn für Ästhetik“ wird im Profil von Freya Rosi als eine der zentralen weiblichen Eigenschaften und Stärken neben „Sanftmut“ (Freya_20201009), „Hingabe“ (Freya_20200826) und „Soziatsinn“ (Freya_20200912) in den Vordergrund gerückt. Diese Eigenschaften werden essentialisiert. Ästhetischer Genuss wird dabei nicht als Formbares oder zu Erlernendes verstanden, sondern als „ein Gespür, was den Menschen innewohnt. Manche Menschen besitzen es, manche nicht“ (Freya_20201024). Plausibilisiert wird Ästhetik als weibliche Eigenschaft durch Biologisierungen, etwa indem eine Analogie zwischen dem weiblichen Körper und Ästhetik gezogen wird: „Das fängt schon bei dem weiblichen Körper an: Seine Form ist sanft geschwungen, äußerst ästhetisch“ (Freya_20200830). Im ‚tolerant‘ anmutenden Ineinandergreifen von Individual- und Kollektivkonzeptionen wird auch mittels des „Gespür[s] für Ästhetik“ an der heteronormativen Matrix gearbeitet:

„Auch, wenn es eher ein klassisch weiblicher Charakterzug ist, haben ihn auch manche Männer inne. Das macht sie nicht zu ‚schlechteren‘ Männern, es zeigt nur mal wieder, dass Männer immer auch einen gewissen Anteil klassisch weiblicher und Frauen einen gewissen Anteil klassisch männlicher Züge haben. Das Verhältnis variiert und so ist jeder Mensch auf seine Art einzigartig.“ (Freya_20201024)

Freya bleibt mit der häufigen Verwendung von Wörtern wie „eher“, „gewissen“, aber auch „klassisch“, „schlechteren“, „Verhältnis“ und „variiert“ in der Argumentation im Relativem und damit rhetorisch sehr vage, nahezu unsicher. Das resultiert aus dem Versuch, den „Sinn für Ästhetik“ einem geschlechtlichen Konstrukt zuzuschreiben. So kommt sie auch nicht umhin, anstatt eine konkrete Aussage zu treffen, das Gegenteil ihrer eigentlichen Botschaft zu plausibilisieren.

Weiblichkeit wird im ganzen Account als positiv bewertet und von Freya Rosi verkörpert. Die Vorzüge von Frauen werden erläutert und die Notwendigkeit ‚weiblicher Eigenschaften‘ für das Kollektiv herausgestellt. Das Profil wertet damit ‚Weiblichkeit‘ auf. Ästhetik und ästhetisches Handeln bilden das Scharnier zwischen Individuellem und Kollektivem, aber auch zwischen Sehgewohnheiten auf Instagram und rechter Ideologie.

6 Schlussbetrachtung

Auf Instagram verkörpert die Figur der *Tradwife* den Sinn für das Ästhetische und trägt damit zu einem Image des ‚traditionellen‘ Lebensstils bei. Die Profile bieten in ihrer Ästhetisierung des Alltags ein Gegenbild zur „Malaise“ (Löwenthal 1982: 29), wie Leo Löwenthal die Gefühlsstruktur nennt, die sich als Unbehagen mit der Moderne äußert. Die ästhetischen Bilder firmieren als Gegenstück zu den Zumutungen der Moderne. Statt Verbreitung und Verfestigung apokalyptischer Krisennarrative setzt die Neue Rechte mit Accounts wie dem von ‚Freya Rosi‘ auf ein positives Identifikationsangebot. Der Account und die dort porträtierte Frau werden zum Werbekörper ‚traditioneller‘ Weiblichkeit und Ästhetik. Die Ästhetik selbst ist dabei kein reiner Selbstzweck, sondern Teil des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Insbesondere Frauen übernehmen dabei für die Gemeinschaft konstitutive Care-Arbeit. Ästhetik ist nicht nur relevant für das Agieren und die Anerkennung als Frau, sondern wird zu einem zu bewahrenden Wert an sich. Somit wird die visuelle Kommunikationskultur auf Instagram in die eigene Ideologie integriert. Die zentralen medialen Praktiken (politischer) Influencer*innen (siehe Kap. 2), das Self-Branding, die Beziehungsarbeit zur ‚Community‘ und die ästhetische Arbeit, stellen die Verbindungslinie zwischen traditioneller Weiblichkeit auf der einen Seite und dem Phänomen des Influencing auf der anderen Seite her.

Der Account ‚Freya Rosi‘ porträtiert das vermeintlich unpolitische Alltagsleben. Die politische Botschaft wird dabei über die medialen Praktiken des Influencing in die private Sphäre transferiert. Dies funktioniert vorwiegend über die strategische Anrufung von Tradition. Ideologische Traditionalität, insbesondere hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses, ist zentraler Bestandteil neurechter Politik (Lang 2020). Die Strategie rechter Influencerinnen geht dabei nicht allein in der Bewertung als perfide auf. Die Inszenierung setzt lediglich konsequent das politische Programm und die politische Vision der Neuen Rechten um. Die inhaltlichen Angebote an ein breites Publikum machen darüber hinaus deutlich, dass sich die Ideologie der Neuen Rechten nicht außerhalb der Gesellschaft verorten lässt, sondern auf gesellschaftliche Strukturen und Wissensbestände aufbaut.

Literaturverzeichnis

- Baker, Stephanie A. (2022). Alt. Health Influencers: how wellness culture and web culture have been weaponised to promote conspiracy theories and far-right extremism during the COVID-19 pandemic. *European Journal of Cultural Studies*, (1), 3–24.
- Baker, Stephanie A. & Rojek, Chris (2020). *Lifestyle Gurus. Constructing Authority and Influence Online*. Cambridge: Polity Press.
- Boltanski, Luc & Esquerre, Arnaud (2019). *Bereicherung. Eine Kritik der Ware*. Berlin: Suhrkamp.
- Boßdorf, Reinhild (2021). Jung, weiblich, basiert – Rechte Influencerinnen auf Instagram. *Krautzone das Magazin*, 13.12.201. Zugriff am 09. Mai 2022 unter <https://kraut-zone.de/jung-weiblich-basiert-2/>.
- Brauner-Orthen, Alice (2001). *Die Neue Rechte in Deutschland. Antidemokratische und rassistische Tendenzen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bruns, Julian; Glösel, Kathrin & Strobl, Natascha (2017). *Die Identitären. Handbuch zur Jugendbewegung der Neuen Rechten in Europa* (3., überarb. Aufl.). Münster: Unrast.
- Bublitz, Hannelore (2010). *Im Beichtstuhl der Medien. Die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis*. Bielefeld: transcript.
- Carah, Nicholas & Angus, Daniel (2018). Algorithmic brand culture: participatory labour, machine learning and branding on social media. *Media, Culture & Society*, 40(2), 178–194. <https://doi.org/10.1177/0163443718754648>
- Corbin, Juliet & Strauss, Anselm (2015). *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory* (4. Aufl.). Los Angeles u. a.: SAGE.
- Degele, Nina (2004). *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Drücke, Ricarda & Klaus, Elisabeth (2019). Die Instrumentalisierung von Frauen*rechten in rechten Diskursen am Beispiel der Kampagne #120db. *GENDER*, 12(3), 84–99. <https://doi.org/10.3224/gender.v1i3.06>
- Duguay, Stefanie (2019). „Running the Numbers“: Modes of Microcelebrity Labor in Queer Women’s Self-Representation on Instagram and Vine. *Social Media + Society*, 5(3), 1–11. <https://doi.org/10.1177/2056305119894002>
- Feit, Margret (1987). *Die „Neue Rechte“ in der Bundesrepublik. Organisation – Ideologie – Struktur*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Fielitz, Maik & Marcks, Holger (2020). *Digitaler Faschismus. Die sozialen Medien als Motor des Rechtsextremismus*. Berlin: Duden.
- Funke, Sven-Oliver & Löwen, Jessica (2020). *Fame! Das Handbuch für Influencer*. Bonn: Rheinwerk.
- Haas, Julia (2020). „Anständige Mädchen“ und „selbstbewusste Rebellinnen“. *Aktuelle Selbstbilder identitärer Frauen*. Hamburg: Marta Press.
- Hornuff, Daniel (2019). *Die Neue Rechte und ihr Design. Vom Ästhetischen Angriff auf die Offene Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Illouz, Eva (2015). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus* (5. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kisoyava, Maria-Elena; Veilleux-Lepage, Yannick & Newby, Vanessa (2022). Conversations with other (alt-right) women: How do alt-right female influencers narrate a far-right identity? *Journal for Deradicalization*, 31, 35–72.
- Köttig, Michaela (2013). Rechtsextremer Terror NSU. Die Konstruktion von Genderstereotypen. In Imke Schmincke & Jasmin Siri (Hrsg.), *NSU Terror. Ermittlungen am rechten Abgrund. Ereignis, Kontexte Diskurse* (S. 155–166). Bielefeld: transcript.

- Lang, Juliane (2016). Mehr als die „emotionale Kompetenz“. Mädchen und Frauen in der extremen Rechten. In Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Rechte Gewalt in Deutschland. Zum Umgang mit dem Rechtsextremismus in Gesellschaft, Politik und Justiz* (S. 108–128). Göttingen: Wallstein.
- Lang, Juliane (2020). Zwischen Tradition und Moderne. Frauen in neuen rechten Gruppierungen. In Oliver Decker & Elmar Brähler (Hrsg.), *Autoritäre Dynamiken: Alte Ressentiments – neue Radikalität. Leipziger Autoritarismus Studie 2020* (S. 341–352). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lewis, Rebecca (2018). Alternative Influence: Broadcasting the Reactionary Right on YouTube. *Data&Society*, 18.09.2018. Zugriff am 27. Juli 2022 unter <https://datasociety.net/library/alternative-influence/>.
- Liebhart, Karin (2021). „Radikal Feminin.“ Eine multimodale Analyse des YouTube Videos „Frauen gegen Genderwahn“. In Roswitha Breckner, Karin Liebhart & Maria Pohn-Lauggas (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Analysen von Bild- und Medienwelten* (S. 195–223). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Löwenthal, Leo (1982). Falsche Propheten. Studien zum Autoritarismus. In Leo Löwenthal (Hrsg.), *Schriften 3. Zur politischen Psychologie des Autoritarismus* (S. 9–159). Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Maly, Ico (2020). Metapolitical New Right Influencers: The Case of Brittany Pettibone. *Social Sciences*, 9(7), 113, 1–22. <https://doi.org/10.3390/socsci9070113>
- Müller, Michael R. (2016). Bildcluster. Zur Hermeneutik einer sich veränderten sozialen Gebrauchsweise der Fotografie. *Sozialer Sinn*, 17(1), 95–142. <https://doi.org/10.1515/sosi-2016-0004>
- Müller, Michael R. & Sommer, Matthias (2021). Politisierung der Bilder – Politisierung durch Bilder. Die Produktion von Evidenz im politisch motivierten Bildvergleich. In Oliver Dimbath & Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), *Gewissheit. Beiträge und Debatten zum 3. Sektionskongress der Wissenssoziologie* (S. 808–830). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- National feminin (2020). Regie: Franziska Buch, Episode 1130. Deutschland.
- Nymoer, Ole & Schmitt, Wolfgang M. (2021). *Influencer. Die Ideologie der Werbekörper*. Berlin: Suhrkamp.
- Ortmann, Michael (2021). Die Postergirls der Rechtsextremen. Weiblich, sexy, gewaltbereit. *ntv*. Zugriff am 09. Juli 2022 unter <https://www.n-tv.de/politik/Die-Postergirls-der-Rechtsextremen-article22647239.html>.
- Pfahl-Traughber, Armin (2022). *Intellektuelle Rechtsextremisten. Das Gefahrenpotential der Neuen Rechten*. Bonn: Dietz.
- Quent, Matthias (2017). Mimikry oder Mosaik-Rechte? Ob rechter Durchmarsch oder letztes Abwehrgeschehen: Ein linkes Gegennarrativ lässt auf sich warten. In Friedrich Burschel (Hrsg.), *Durchmarsch von Rechts. Völkischer Aufbruch: Rassismus, Rechtspopulismus, Rechter Terror* (2., überarb. und erweiterte Aufl., S. 49–59). Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Reckwitz, Andreas (2018). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne* (6. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Rösch, Viktoria (2023). Politische Influencer:innen, die neuen Emotionsarbeiter:innen? In Andreas Wäger & Carsten Stark (Hrsg.), *Die Digitalisierung des Politischen. Theoretische und praktische Herausforderungen für die Demokratie* (S. 307–326). Wiesbaden: Springer VS.
- Rogers, Richard (2020). Deplatforming: Following extreme Internet celebrities to Telegram and alternative social media. *European Journal of Communication*, 35, 213–229. <https://doi.org/10.1177/0267323120922066>
- Schankweiler, Kerstin (2019). *Bildproteste. Widerstand im Netz*. Berlin: Wagenbach.
- Schilk, Felix (2021a). „Heroismus als Weg zur Transzendenz“. Metadiskursive Religionsbezüge und apokalyptische Diskurspraxis der Neuen Rechten. *Zeitschrift für Religion, Gesellschaft und Politik (ZRGP)*, 5(2), 445–469. <https://doi.org/10.1007/s41682-021-00085-x>

- Schilk, Felix (2021b). Rechte Hegemoniestrategien in Theorie und Praxis. In Wolfgang Schroeder & Markus Trömmel (Hrsg.), *Rechtspopulismus. Zivilgesellschaft. Demokratie* (S. 97–112). Bonn: Dietz.
- Schilling, Erik (2020). *Authentizität. Karriere einer Sehnsucht*. München: C. H. Beck.
- Senft, Theresa M. (2013). Microcelebrity and the Branded Self. In John Hartley, Jean Burgess & Axel Bruns (Hrsg.), *A Companion to New Media Dynamics* (S. 346–354). West Sussex: Blackwell.
- Sorce, Giuliana & Renz, Lea (2022). Exkludierend feministisch, solidarisch rassistisch: Die „120 Dezibel“-Kampagne auf YouTube. In Giuliana Sorce, Philipp Rhein, Daniel Lehnert & Tobias Kaphegyi (Hrsg.), *Exkludierende Soildarität der Rechten* (S. 133–150). Wiesbaden: Springer VS.
- Sorgenfrei, Simon (2022). Branding Salafism: Salafi Missionaries as Social Media Influencers. *Method & Theory in the Study of Religion*, 34, 211–237. <https://doi.org/10.1163/15700682-12341515>
- Speit, Andreas (2018). APO von rechts? Vorwort. In Andreas Speit (Hrsg.), *Das Netzwerk der Identitären* (S. 9–16). Berlin: Ch. Links.
- Ullrich, Wolfgang (2019). Symmetriezwang und Differenzangst. Zur Protest-Ikonografie der *Identitären Bewegung*. *Fotogesichte*, 39(154), 41–46.
- Weiß, Volker (2017). *Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Wielens, Alia (2019). „Wo bleibt euer Aufschrei?“ Rassistische Umdeutungen von #aufschrei und #metoo durch Identitäre Frauen. *femina politica*, 1, 111–120. <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v28i1.10>
- Würger, Takis (2017). Das Postergirl der neuen Rechten. *Der Spiegel*. Zugriff am 09. Juli 2022 unter <https://spiegel.de/politik/melanie-schmitz-der-star-der-ultrarechten-identitaeren-bewegung-a-3a3f3d21-4dfc-4c57-9c67-5c18808840a1>.
- Zillien, Nicole (2008). Die (Wieder-)Entdeckung der Medien – Das Affordanzkonzept in der Mediensoziologie. *Sociologica Internationalis*, 46(2), 161–181. <https://doi.org/10.3790/sint.46.2.161>

Quellenverzeichnis

- Einprozent_HP_Projekte. <https://einprozent.de/projekte> [Zugriff: 07.07.2022].
- Freya_20200806. <https://instagram.com/p/CDjSuKoqdZ1> [Zugriff: 24.06.2022].
- Freya_20200826. <https://instagram.com/p/CEXIyrJqRQm> [Zugriff: 24.06.2022].
- Freya_20200828. <https://instagram.com/p/CEhBsOqqYg> [Zugriff: 24.06.2022].
- Freya_20200830. https://instagram.com/p/CEg_d62KM_R [Zugriff: 24.06.2022].
- Freya_20200912. <https://instagram.com/p/CFCKuqEKZ2y> [Zugriff: 24.06.2022].
- Freya_20201009. <https://instagram.com/p/CGIL25xKPhV> [Zugriff: 24.06.2022].
- Freya_20201024. <https://instagram.com/p/CGu6sWxqbJH> [Zugriff: 23.05.2022].
- Freya_20201122. <https://instagram.com/p/CH53w5JKnkQ> [Zugriff: 23.05.2022].
- Freya_20211218. <https://instagram.com/p/CXoozMQtWyr> [Zugriff: 18.05.2022].

Zur Person

Viktoria Rösch, M. A., Frankfurt University of Applied Sciences. Arbeitsschwerpunkte: qualitative Methoden, Gender und extreme Rechte, Social Media.

Kontakt: Frankfurt University of Applied Sciences, Kompetenzzentrum Soziale Interventionsforschung (KomSI), Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt am Main

E-Mail: viktoria.roesch@fb4.fra-uas.de

Das Persönliche *politisch* erzählen. Queerfeministische Politiken des Persönlichen am Beispiel Stand-up-Comedy

Zusammenfassung

Im Format der Stand-up-Comedy betritt ein*e Komiker*in mit einer mehr oder weniger deutlich fictionalisierten Version von sich selbst die Bühne und erzählt humorvolle Geschichten aus dem Leben dieser Persona. Der folgende Beitrag greift dieses narrative und performative Charakteristikum der Stand-up-Comedy auf und fragt, ob persönliches Erzählen in geschlechterpolitisch informierter Populärkultur einen queer-/feministischen Begriff des Politischen, bei dem das Private zum Ort des Politischen wird, reaktualisieren kann. Dazu wird zum einen der Bedeutung des Persönlichen in queer-/feministischer Theorie und Politik nachgegangen. Zum anderen wird gefragt, auf welche Weise das Persönliche in neoliberal gerahmter Populärkultur in Erscheinung tritt und ob es dadurch eine Ent-/Politisierung erfährt. Abschließend wird anhand einer subjektivierungs- und affekttheoretischen Analyse des Stand-up-Comedy-Specials *Nanette* von Hannah Gadsby das Potenzial von Gefühlen für die Politisierung eines performativen ‚Sich-Erzählens‘ gezeigt.

Schlüsselwörter

Humor, Comedy, Queer-Feminismus, Affect, Populärkultureller Feminismus, Hannah Gadsby

Summary

Personal storytelling in popular culture. The queer feminist politics of the personal in stand-up comedy

Stand-up comedians embody a more or less clearly fictionalized version of themselves on stage. Performed comedic storytelling draws on the personal life of this stage persona. This article takes the narrative and performative characteristic of stand-up comedy and examines whether the use of the personal can be read as a re-actualization of the queer-/feminist notion of the political, where the private becomes the site of the political. I first explore the significance of the personal in queer-/feminist theory and politics. Second, I examine the role of the personal in neoliberally contextualized popular culture and whether this can be understood as a form of (de-)politicization of the personal. Drawing on theories of subjectivation and affect, I analyse *Nanette*, a stand-up comedy special by Hannah Gadsby. This analysis shows up the potential of feelings in the politicization of performative self-narration.

Keywords

humour, comedy, queer-feminism, affect, popular feminism, Hannah Gadsby

1 Einleitung

Der Bereich des Komödiantischen, des Kabarett, der Comedy ist – wie viele andere Bereiche der Populärkultur auch – von Ausschlüssen und Machtverhältnissen durchzogen, die auf vergeschlechtlichten und heteronormativen, aber auch auf rassifizierten, klassisierten und ableisierten Logiken beruhen. Diese Mechanismen stecken dabei den Rahmen ab, welche Körper auf welche Weise in komischen Genres sichtbar sind und auf wessen Kosten die erzielten Pointen gehen. Bisher war es meist *weiße*, heterosexuelle cis-Männlichkeit, die auf Comedy-Bühnen arrangiert wurde, während nichtnormative



Körper als Ziel gewaltsam zurichtender Witze dienten. Spätestens seit den 2000er-Jahren zeichnet sich diesbezüglich jedoch eine deutliche Veränderung im Feld komischer Populärkultur ab. So sind immer mehr Frauen*, queere und trans* Komiker*innen sowie People of Color Autor*innen und Protagonist*innen komischer und satirischer Formate, wie TV-Serien, Late Night Shows und Stand-up-Comedy, und verhandeln dabei häufig feministische, queere und geschlechterpolitische Debatten in diesen Medienproduktionen (Mizejewski 2014: 6). Dazu gehören beispielsweise im US-amerikanischen Raum Stand-up-Komiker*innen wie Tig Notaro, Margaret Cho, Wanda Sykes, Sarah Silverman, Amy Schumer und Ali Wong, deren Auftritte in medial vermittelter Form als Stand-up-Comedy-Specials auf dem Streaming-Dienst *Netflix* globale Reichweite erhalten. Linda Mizejewski stellt in diesem Zusammenhang folgende Tendenz fest: „[W]omen’s comedy has become a primary site in mainstream pop culture where feminism speaks, talks back and is contested“ (Mizejewski 2014: 6). Für Mizejewski wird also mit der massiv gesteigerten Präsenz von geschlechterpolitisch informierter (Stand-up-)Comedy seit den 2000er- und 2010er-Jahren diese zu einem bedeutenden Aushandlungsort für populärkulturelle Queer-/Feminismen¹.

Dabei erscheint insbesondere die Position der Stand-up-Komiker*in als interessant. Sie ist nämlich nicht nur komische Darsteller*in, sondern meist auch Autor*in des dargebrachten komischen Materials. Dabei betritt sie mit einer mehr oder weniger deutlich fikionalisierten Version ihrer selbst die Bühne und erzählt humorvolle Geschichten aus dem Leben ihrer Bühnen-Persona (Brodie 2014: 88). Die enge Verweislogik zwischen autobiografischer Person und dargebrachter Persona sowie die geschlechterpolitischen Fragestellungen, die in dieser Form des performativen ‚Sich-Erzählens‘ aufgeworfen werden, können für eine queerfeministisch orientierte Analyse von Populärkultur einen Erkenntnisgewinn bringen. In meinem Aufsatz werde ich daher dieses narrative und performative Merkmal von Stand-up-Comedy aufgreifen und danach fragen, ob und auf welche Weise ein solches ‚Sich-Erzählen‘ möglicherweise einen queer-/feministischen Begriff des Politischen, bei dem „das Private zum Ort des Politischen“ (Bargetz 2016: 84) wird, reaktualisiert.

Hierfür werde ich in einem ersten Schritt zeigen, welche Rolle persönliches Erzählen in Stand-up-Comedy spielt und wie diese Form des Erzählens begrifflich gefasst werden kann. Um persönliches und (semi)autobiografisches Erzählen als queer-/feministische Praxis beschreibbar zu machen, zeichne ich in einem nächsten Schritt die Bedeutung des Persönlichen innerhalb von Queer-/Feminismen nach. Anschließend werde ich danach fragen, auf welche Weise das Persönliche in kapitalistisch und neoliberal gerahmter Populär- und Medienkultur mobilisiert wird und ob diese Mobilisierung als (Ent-) Politisierung des Persönlichen gelesen werden kann. Abschließend soll anhand einer subjektivierungs- und affekttheoretisch angeleiteten Analyse des breit rezipierten *Netflix* Stand-up-Comedy-Specials *Nanette* der australischen Komikerin Hannah Gadsby gezeigt werden, wie das ‚Sich-Erzählen‘ in seiner Beziehung zu Affekten, zu Spaß und Spaßverderben und nicht zuletzt zu Komik und Lachen als eine Politisierung des Persönlichen in Populärkultur gelesen werden kann.

1 Mit der Schreibweise „Queer-/Feminismen“ bzw. „queer-/feministisch“ möchte ich sowohl auf die Unterschiede als auch auf die Kontinuitäten und Gemeinsamkeiten queerer, feministischer und queerfeministischer Theorien und Praxen verweisen.

2 Das persönliche Erzählen in Stand-up-Comedy

Bei Stand-up-Comedy handelt es sich um ein sehr reduziertes Bühnenformat, das häufig auch in medial vermittelter Form, beispielsweise im Fernsehen und bei Online-Streaming-Diensten, Verbreitung findet. Es zeichnet sich dadurch aus, dass eine Person mit einem Mikrofon auf einer Bühne steht und vor einem Publikum belustigende Geschichten erzählt. Häufig basieren diese Geschichten auf Beobachtungen aus dem Alltag bzw. aus dem persönlichen Leben der verkörperten Bühnen-Persona. Diese Persona kann dabei erkennbar fiktiv sein – also eine offensichtlich erfundene Figur darstellen – oder aber auch eine mehr oder weniger deutliche, manchmal nur scheinbare Nähe zum Leben der Komiker*in selbst aufweisen (Brodie 2014: 14f.; Luckhurst 2019: 53ff.). Ian Brodie beschreibt in diesem Zusammenhang das performative Darbringen autobiografischen Erzählens als ein gängiges Merkmal von Stand-up-Comedy. Es biete für Komiker*innen die Möglichkeit, ein Alleinstellungsmerkmal zu entwickeln und zugleich eine gewisse Bindung zwischen Komiker*in und Publikum zu erzeugen. Es stellt demnach für Brodie eine Erzählstrategie unter anderen dar (Brodie 2014: 88).

Joanne R. Gilbert sieht hingegen diese Form des persönlichen Erzählens insbesondere in Stand-up-Comedy von Frauen* als Modus, um die Alltäglichkeit gesellschaftlicher Marginalisierung aufgrund von Geschlecht, aber auch aufgrund von Sexualität, Klasse, *race* oder Disability sichtbar und verhandelbar zu machen (Gilbert 1997: 317f.). Gilbert versteht das Aufgreifen von Autobiografischem also nicht nur als narrative Strategie, sondern auch als ein performatives Mittel, um die Verwobenheit von Selbst und Kultur oder – in anderen Worten – von Subjektivierung und gesellschaftlichen Machtverhältnissen darbringen zu können.

„The work of female stand-up comics is a significant form of autobiographical performance. In the tradition of one-person shows and predating performance art, stand-up comedy, like both of these forms, allows the performer to perform both self and culture – to embody the interconnections and contradictions that such autobiographical performance necessarily entails. Stand-up comedy employs autobiography almost exclusively in the service of social critique“ (Gilbert 1997: 328).

Die Performativität des Autobiografischen erzeugt in Stand-up-Comedy eine enge Verweislogik zwischen den verkörperten On- und Off-Stage-Personae der Komiker*innen. Dieses Merkmal möchte ich in meinem Aufsatz aufgreifen und danach fragen, auf welche Weise ein solches (*semi*)*autobiografisches* bzw. *persönliches* Erzählen in Stand-up-Comedy von als queer-/feministisch rezipierbaren Komiker*innen genutzt wird. Dabei verstehe ich beides als Formen von *selbstbezüglichem lebensgeschichtlichen Erzählen*, in denen ein Ich über das eigene Leben berichtet und dieses Ich mit der erzählenden Person ident zu sein scheint. Hier beziehe ich mich auf den weit gefassten Begriff des (*Self*) *Life Writing*, der im anglo-amerikanischen Raum in Abgrenzung zu einem klassischen Verständnis von *Autobiografie*² verwendet wird. *Life Writing* bezeichnet weniger eine literarische Gattung als jegliche Formen des Schreibens, die sich mit einem Leben

2 Klassische Theorien von *Autobiografie* verstehen diese als literarische Gattung, die insbesondere während der Aufklärung an Bedeutung gewann und eng mit einem westlich-modernen und androzentrischen Subjektbegriff verknüpft ist (vgl. dazu genauer Smith/Watson 2010: 2ff.; Babka/Seitz 2016: 43ff.).

beschäftigen. Dazu gehören u. a. (Auto-)Biografien, Memoiren, Reiseliteratur, Tagebücher, aber auch lebensgeschichtliche Erzählungen in Form von Romanen (Smith/Watson 2010: 4). Um schriftliche Praktiken von solchen in anderer medialer Gestalt zu unterscheiden, differenzieren Sidonie Smith und Julia Watson zwischen (*Self*) *Life Writing* und (*Self*) *Life Narrative*³ (Smith/Watson 2010: 4). Durch diese Differenzierung werden auch (audio)visuelle, performative und digitale Formen des lebensgeschichtlichen Erzählens berücksichtigt. Autobiografische Praktiken sind dabei ein Teil von *Life Writing* und *Life Narratives*. Diese möchte ich als Praktiken denken, bei denen Geschichten von einem Leben und von einem Selbst narrativ und performativ dargebracht werden. Sidonie Smith hält mit Rückgriff auf Judith Butlers Begriff von Performativität in diesem Zusammenhang fest: „There is no essential, original, coherent autobiographical self before the moment of selfnarrating“ (Smith 1995: 17). Das Selbst, das dem autobiografischen Erzählen vorgängig zu sein scheint, werde also durch dieses Erzählen letztlich erst hervorgebracht.

Wenn Stand-up-Komiker*innen auf der Bühne (semi)autobiografisches oder persönliches Erzählen nutzen, möchte ich dieses daher als ein narratives und performatives ‚Sich-Erzählen‘ fassen. Dieses werde ich in meiner Analyse von Hannah Gadsbys *Nanette* anhand Judith Butlers (2001, 2018) Überlegungen zur Frage, wie ein Subjekt von sich Rechenschaft ablegen kann, konzipieren. Zuvor möchte ich im Folgenden jedoch persönliches Erzählen als queer-/feministische Praxis beschreiben. Dafür werde ich im nächsten Abschnitt zeigen, auf welche Weise es in queer-/feministischer Theorie und Politik Mobilisierung erfährt.

3 Das Persönliche in queer-/feministischer Politik und Theorie

In ihrer Studie *Ambivalenzen des Alltags* (2016) umreißt Brigitte Bargetz die Grundlagen eines feministischen Begriffs des Politischen. Ein solcher fußt demnach zum einen auf der Kritik an einem engen Politikverständnis, das Politik lediglich auf staatliche und öffentliche Institutionen beschränkt, und zum anderen auf einer Kritik der Gegenüberstellung und damit einhergehenden Trennung von *öffentlich* und *privat* als herrschaftsförmige Konstruktion (Bargetz 2016: 84). Aus einer feministischen Perspektive wird also auch das „Private zum Politikum“ und ein „Begriff des Politischen dahingehend [erweitert], dass Körper, Gefühle, Intimität, Geschlecht, Sexualität, Alltag sowie familiäre und freundschaftliche Beziehungen darin eingeschlossen werden“ (Bargetz 2016: 84). Bargetz knüpft hier an Theorien, Konzepte und Begriffe in der Tradition feministischer Bewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre an (Bargetz 2016: 84). Der Slogan „The Personal is Political“ (Hanisch 2006 [1969]) wurde dort zu einer zentralen These, um im (vermeintlich) Privaten erlebtes Unrecht als Teil vergeschlechtlichter, aber auch als Teil heteronormativer und rassifizierter Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse analysieren und zum Ausgangspunkt für politische Kämpfe nehmen zu können. Dazu

3 Übersetzbar als (*selbstbezügliches*) lebensgeschichtliches Schreiben sowie (*selbstbezügliches*) lebensgeschichtliches Erzählen.

zählten die Kritik an der vergeschlechtlichten Verteilung von Sorgearbeit innerhalb heteronormativer Familienkonstellationen, der Kampf um reproduktive Rechte sowie das Anprangern von Gewalt und Vergewaltigung in der Ehe und in Intimbeziehungen (vgl. Wischermann 2020: 249; Bargetz 2016: 84).

Ausgehend von einer solchen Kritik an der Trennung und Polarisierung von Privatem und Politischem ist die Mobilisierung des Persönlichen in Formen des (semi-) autobiografischen Schreibens und Erzählens für Feminist*innen, für Women* of Color sowie für Aktivist*innen der LGBTIQ*-Community seit den 1970er- und 1980er-Jahren bedeutender Teil theoretischer und politischer Praxis (Mitchell 2020: 208ff.). Beides findet nicht nur in klassischen Textsorten wie Memoiren und (Auto-)Biografien statt, sondern auch in experimentelleren Varianten von (semi)autobiografischen Essays, Lyrik und Romanen. Sidonie Smith und Julia Watson nennen hier beispielhaft Schriften von Audre Lorde, Gloria Anzaldúa und Adrienne Rich, in denen persönliches Schreiben und Erzählen zum Ausgangspunkt für eine Reflexion der historischen und gesellschaftlichen Bedingungen von vergeschlechtlichter Identität und Subjektivität werden (Smith/Watson 2016 [1998]: 62). Darüber hinaus ermöglicht persönliches Schreiben, die Vulnerabilität bestimmter gesellschaftlicher Gruppen u. a. gegenüber Armut, Beziehungsgewalt oder Krankheit ausgehend von vermeintlich Privatem sichtbar und politisch verhandelbar zu machen.

Das Persönliche und Private wird also nicht nur Gegenstand queerer und feministischer Theoriebildung, sondern in Form persönlichen Schreibens teilweise sogar zur „Forschungsmethode“ (Cvetkovich 2012: 74ff.). Ann Cvetkovich verknüpft beispielsweise in ihrem Buch *Depression: A Public Feeling* (2012) kritische Essays zu Depression mit ihren persönlichen Memoiren. Auf diese Weise möchte sie die zähe Gewöhnlichkeit von Depression im alltäglichen Leben zeigen und als politisches Gefühl lesbar machen (Cvetkovich 2012: 79). Die Bewegung zwischen dem persönlichen Schreiben der Memoiren und dem analytischen Schreiben des Essays sieht Cvetkovich dabei als zwei unterschiedliche Modi der Kritik, die jeweils eigene Perspektiven auf den Gegenstand ermöglichen (Cvetkovich 2012: 17).⁴ Das vermeintlich Private kann also einen Ort des Erkenntnisgewinns darstellen und zum Ausgangspunkt für intersektionale Theoriebildung werden, wie es auch exemplarisch die persönlichen Schriften von bell hooks, Paul B. Preciado und Sara Ahmed zeigen.

Das Persönliche bleibt also seit den 1960er- und 1970er-Jahren wichtiger Bezugspunkt für feministische, aber auch queere Theorie und Politik. Durch Formen des persönlichen Schreibens und Erzählens können vergeschlechtlichte und heteronormative Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse im vermeintlich „Private[n] ins Öffentliche hinein [ge]tragen und politikfähig“ (Wischermann 2020: 248f.) gemacht werden. Allerdings bedeutet nicht jegliche Auseinandersetzung mit dem Persönlichen dessen Politisie-

4 Cvetkovich formuliert allerdings auch Zögern und Skepsis gegenüber der Form des autobiografischen Schreibens (Cvetkovich 2012: 75f.). In den 1980er-Jahren fokussierte sowohl die theoretische als auch die politische feministische Auseinandersetzung mit autobiografischem Schreiben von Frauen* in erster Linie dessen Potenzial, eine geteilte *weibliche Erfahrung* auszudrücken und dadurch ein Sprechen für *Frauen* als Gruppe zu ermöglichen. Diese Perspektive wurde aus post-strukturalistischer und postkolonialer Perspektive als essentialisierend und naturalisierend kritisiert bzw. die Annahme einer universalen Kategorie *Frau* problematisiert (vgl. für einen historischen Überblick ausführlicher Smith/Watson 2017 [1998]).

rung. Vielmehr kann diese auch „in der Veröffentlichung von Intimen [sic!] stecken“ (Wischermann 2020: 248) bleiben. Die Produktion und Rezeption von neueren Populär- und Medienkulturen ereignen sich innerhalb kapitalistischer und neoliberaler Konstellationen. Es stellt sich daher die Frage, wie dort unter solchen Vorzeichen das Persönliche in Verbindung mit Queer-/Feminismen in Erscheinung tritt.

4 Die (Ent-)Politisierung des Persönlichen in Populär- und Medienkultur

Seit den 2010er-Jahren sind in komischer Populär- und Medienkultur nicht nur vermehrt geschlechterpolitisch informierte Stand-up-Comedy-Shows, sondern auch queer-/feministisch lesbare TV-Produktionen präsent. Einige davon sind ebenfalls im Bezugsrahmen des Autobiografischen situiert. In den TV-Serien *Girls* von Lena Dunham (HBO, 2012), *Insecure* von Issa Rae (HBO, 2016) und *Feel Good* von Mae Martin (Channel 4/Netflix, 2020) fungieren Dunham, Rae und Martin nicht nur maßgeblich als Drehbuchautor*innen, sondern auch als Hauptdarsteller*innen. Die Serien enthalten teils explizit, teils implizit das Angebot, die Handlung als semiautobiografisch oder zumindest autofiktional zu rezipieren. Ist das Offenlegen von Persönlichem und Privatem möglicherweise Teil eines – vielleicht sogar feministischen – Zeitgeistes in der Populärkultur geworden (Banet-Weiser 2018: 7)?

Leigh Gilmore beobachtet eine ähnliche Popularisierung des Autobiografischen im literarischen Bereich und stellt für das populäre Genre der Memoiren seit Anfang der 1990er-Jahre einen regelrechten „memoir boom“ (Gilmore 2017: 85, 100ff.) fest. Als Folge dieses Aufschwungs erhielt auch das persönliche Schreiben von Frauen* – u. a. angeregt durch *Oprah's Bookclub* – erheblich mehr Aufmerksamkeit (Gilmore 2017: 85). Um den Reiz und Erfolg von Memoiren und des Autobiografischen im Allgemeinen zu erklären, beschreibt Gilmore diese in der Begrifflichkeit von Lauren Berlant als Teil *intimer Öffentlichkeit* (vgl. Gilmore 2017: 85; Berlant 2008: 5ff.). Demnach werden in Populärkultur Fantasien von scheinbar geteilten Lebensweisen und Werten kreiert, die zwischen ansonsten unbekanntem Menschen ein Gefühl von Verbindung und Gemeinsamkeit erzeugen (vgl. Gilmore 2017: 85; Berlant 2008: 5ff.). In lebensgeschichtlichem Erzählen sieht Berlant daher immer auch die Frage verhandelt, was es überhaupt bedeutet, ein Leben oder eher ein *gutes* Leben zu führen. Folglich bergen Genres des (Auto-)Biografischen zum einen das Potenzial, queere und feministische Gegenerzählungen zu hegemonialen Lebensnarrativen zu schaffen (Berlant/Prosser 2011: 181) und somit möglicherweise zu einer Art von *Gegenöffentlichkeit* zu werden (Warner 2005). Zum anderen werden in lebensgeschichtlichen Genres immer auch Erzählungen normativer Lebensereignisse, -verläufe und -ziele gefestigt (Berlant/Prosser 2011: 182).

Persönliches Erzählen in Populär- und Medienkultur kann also Leben, die von der gesellschaftlichen Norm abweichen, Sichtbarkeit und Repräsentation verschaffen. Es kann aber auch durch das Fortschreiben von normativen Lebensnarrativen ebenso zur Unsichtbarkeit von davon abweichenden Lebenserzählungen beitragen. In queer-/feministischen und postkolonialen Auseinandersetzungen mit Medienkultur wurde vielfach auf die Wirkmächtigkeit von – in erster Linie visueller, aber durchaus auch narrativer – Un-/Sichtbar-

machung hingewiesen, was vor allem die Hervorbringung und die Verwerfung von Subjektpositionen betrifft (vgl. u. a. Thomas/Grittmann 2018; Maier 2018). Es wurde jedoch nicht nur auf die Potenziale von Sichtbarkeitspolitiken aufmerksam gemacht, sondern es wurden auch die Ambivalenzen gezeigt, die damit einhergehen (Schaffer 2008). Insbesondere in Debatten der feministischen Cultural Studies zu Postfeminismus (vgl. McRobbie 2016; Gill 2007), zu neoliberalen Feminismus (Rottenberg 2018), zu populärem Feminismus (Banet-Weiser 2018) und zur Kommodifizierung von Feminismus (Mukherjee/Banet-Weiser 2012) haben verschiedene Theoretiker*innen argumentiert, dass unter den Bedingungen neoliberaler kapitalistischer Verhältnisse nur bestimmte, mit diesen Verhältnissen kompatible Formen von Weiblichkeit*, von Queerness und von Feminismus in Populärkultur Sichtbarkeit erhalten. *Weiß*e, mittelschichtszugehörige und cis-geschlechtliche Körper erfahren in diesem Zusammenhang nicht nur mehr Repräsentation, sondern sie unterliegen einer anderen Bewertung als nichtnormative Körper. So kann ein Mehr an Sichtbarkeit für von der Norm abweichende Körper auch mit einem Mehr an Vulnerabilität einhergehen (Banet-Weiser 2018: 25).

Die in den vergangenen Jahren neu in Erscheinung getretenen Queer-/Feminismen in der Populär- und Medienkultur werden in Studien zu Postfeminismus daher häufig als kommodifizierbares Element einer neoliberalen Formation beschrieben. Diese beinhalten demnach mit dieser Logik kompatible Anrufungen wie (sexuelle) Selbstbestimmung, Empowerment und Resilienz (vgl. McRobbie 2020; Gill 2016). Angela McRobbie beobachtet insbesondere in Bezug auf die Diskurse rund um Resilienz und Self-Care im persönlichen Schreiben von Selbsthilferatgebern ein Ausblenden von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zugunsten der Fokussierung des Individuums. Die in den Ratgebern verhandelten individuellen Strategien, robuster gegenüber Abwertungen zu werden – auch aufgrund einer marginalisierten gesellschaftlichen Positionierung –, spiegeln gewissermaßen eine neoliberale Sensibilität wider. Abhängigkeit von anderen Menschen oder vom Wohlfahrtsstaat wird zu etwas Schamhaftem (McRobbie 2020: 56ff.).

Auf ähnliche Weise sieht Sarah Banet-Weiser den Ruf nach Empowerment in populären Feminismen nicht in der Kritik an gesellschaftlichen Machtverhältnissen situiert, sondern vielmehr als einen individuellen Akt der Befreiung von nicht weiter spezifizierten Bürden verhandelt (Banet-Weiser 2018: 17). Dadurch werde letztlich die Fokussierung auf das Individuum mit der Politisierung des Persönlichen gleichgesetzt: „Here, the historical feminist politics of ‚the personal is the political‘ are often understood in the reverse, as ‚the political is the personal‘“ (Banet-Weiser 2018: 17). Ausgehend davon stellt sich aus der Perspektive einer queerfeministisch orientierten Analyse von Populärkultur die Frage, ob und wie die in den vergangenen Jahren neu in Erscheinung getretenen Queer-/Feminismen in ihrer ambivalenten Mobilisierung des Persönlichen auch politische Potenziale bergen können (Keller/Ryan 2018). Denn die Kritik an deren neoliberaler Vereinnahmung sollte nicht die Möglichkeiten, die sich in ihnen auftun, verstellen:

„[I]t is unproductive to simply dismiss popular feminism as just another branding exercise that serves the ever-expanding reach of neoliberal markets, or to try to determine the authenticity of certain feminisms over others. Rather, the overlaps and intersections of affect, desire, critique, and ambivalence that characterize popular feminism are potentially opening spaces for, and connections to, mobilizing feminist practice“ (Banet-Weiser 2018: xf.).

Aus meiner Sicht steckt das Potenzial populärer Queer-/Feminismen in der Art und Weise, *wie* das Persönliche mobilisiert wird, und nicht nur, *dass* es mobilisiert wird. Dies möchte ich im Folgenden anhand von Stand-up-Comedy und dem dazu ausgewählten Beispiel *Nanette* der australischen Komikerin Hannah Gadsby zeigen.

5 Die Politisierung des Persönlichen in Stand-up-Comedy

Hannah Gadsbys *Nanette* wurde 2017 als Live-Show in Australien uraufgeführt und ist seit 2018 als Stand-up-Comedy-Special über den Online-Streaming-Dienst *Netflix* weltweit verfügbar. Gadsby erhielt dadurch nicht nur internationale Reichweite, sondern konnte auch kommerziellen Erfolg erzielen. Darüber hinaus wurde *Nanette* sowohl von Kritiker*innen und Publikum als auch von akademischer Seite breit rezipiert und diskutiert, was auf die zentrale Prämisse zurückzuführen ist, die Gadsby *Nanette* zugrunde legt: „I must quit comedy“ (Gadsby 2018: 01:06:02–01:06:03). Es handelt sich gewissermaßen um eine Meta-Comedy-Performance, die das eigene Genre auf den Prüfstand stellen möchte. In der Forschung wird Gadsbys wütend dargebrachte Comedy daher als „refractive“ (Bennett 2022), „difficult“ (Jenzen 2020) oder humorlos (Balkin 2020) bezeichnet. Dabei beziehen sich diese Studien auf Sara Ahmeds Überlegungen zur Rolle der *feminist killjoy* (Ahmed 2010), die durch ihr Unbehagen an den Verhältnissen sich dem Vergnügen ihrer Umgebung in den Weg stellt. Dies tut Gadsby in *Nanette* durch ihr unerwartetes Erzählen und Verkörpern von Wut und Scham innerhalb einer Stand-up-Comedy-Show. Während manche Studien die mobilisierte Wut als eine Neuausrichtung von Gadsbys Bühnen-Persona zum Zweck der Intervention in ein cis-männlich dominiertes Genre analysieren (vgl. Luckhurst 2019; Balkin 2020), setzen sich andere Studien mit der potenziellen (Ent-)Politisierung von Wut in populären Queer-/Feminismen auseinander (vgl. Kay 2021; Jenzen 2020). Jilly Boyce Kay verortet Gadsbys dargebrachte Wut innerhalb eines größeren medienkulturellen Phänomens, das sie als „celebrity anger“ (Kay 2021: 75) bezeichnet. Sie führt diesen Begriff ein, um die gesteigerte Sichtbarkeit weiblicher* Wut innerhalb einer auf *#MeToo* reagierenden Celebrity Culture zu beschreiben. Kay gesteht dieser Form medialisierter Wut zwar ein gewisses feministisches Potenzial zu, doch sei dieses innerhalb einer größeren Architektur kapitalistischer Medienkultur äußerst begrenzt (Kay 2021: 87). Olu Jenzen hingegen versteht die von Gadsby verkörperte Wut und Scham als ein behutsam arrangiertes, aber dennoch risikoreiches Unterfangen. Sie erkennt darin eine Form queerfeministischer Praxis, die durch eine Haltung der Verweigerung und durch die Zirkulation negativer Gefühle einen queeren Raum erzeugen kann (Jenzen 2020: 42f.).

Auch wenn ich Kays Bedenken über die kapitalistische Konstellation von Populär- und Medienkultur teile, möchte ich mich dennoch Jenzens Einschätzung zur Bedeutsamkeit negativer Gefühle darin anschließen. In meiner Analyse von *Nanette* werde ich diese jedoch als Bausteine einer Politisierung des Persönlichen innerhalb von queerfeministischer Stand-up-Comedy lesen. Sie sind dabei eng mit der performativen Praxis des lebensgeschichtlichen Erzählens verbunden, anhand dessen Hannah Gadsby die Möglichkeiten erkundet, wie Leben erzählt werden kann. Die zentrale Frage in *Nanette* ist, ob Gadsby Stand-up-Comedy als Erzählform hinter sich lassen soll. Dies begrün-

det sie damit, dass die Mobilisierung des Autobiografischen in Stand-up-Comedy in der herkömmlichen Form nur einen eng abgesteckten Rahmen dafür zulässt, was darin auf welche Weise erzählbar ist und was nicht. Auch ihre Coming-out-Geschichte habe Gadsby deshalb immer wieder auf belustigende Art und Weise erzählt, wodurch für sie die schmerzlichen Aspekte wie beispielsweise die damit verbundene Scham und Angst keinen Platz in der Geschichte hatten. Stattdessen habe sie in ihren Auftritten häufig sich selbst zum Ziel der Pointen gemacht und wichtige Lebensereignisse in Form von selbsterabsetzenden Witzen erzählt. Diese Art des persönlichen und des komischen Erzählens möchte sie deshalb hinter sich lassen.

„I have been questioning this whole comedy thing. I don't feel very comfortable in it anymore. [...] I built a career out of self-deprecating humor. [...] And I don't want to do that anymore. Because do you understand what self-deprecation means when it comes from somebody who already exists in the margins? It's not humility, it's humiliation. I put myself down in order to speak, in order to seek permission to speak. And I simply will not do that anymore“ (Gadsby 2018: 00:17:02–00:18:17).

Gadsby wendet sich in *Nanette* jedoch weder gänzlich von der Stand-up-Comedy noch von der Form des persönlichen Erzählens ab, sondern mobilisiert beides auf eine andere Art und Weise, die ich in der folgenden Analyse zeigen möchte. Zentrale Themen in *Nanette* sind zum einen ihre Erfahrungen, als lesbische Frau* in Tasmanien aufzuwachsen, wo Homosexualität bis 1997 kriminalisiert war. Zum anderen spielt auch die Geschichte von Gadsbys Coming-out im Verlauf der Show immer wieder eine wichtige Rolle. Zu Beginn erzählt sie davon noch überwiegend anhand komischer Mittel und in einem heiteren Ton:

„You know, last year, my grandma asked me if I had a boyfriend. And I realized, in that moment, that I'd... quite forgotten... to come out to Grandma. [...] I thought, 'I'll wait till it comes up in conversation'. But it never does. But finally, it did. But I did not take the opportunity! No, I deflected it like a real man. I said, 'No... No, Grandma. No, I don't have time for boyfriends.' Plural. Confident, wasn't I? 'But if I had time, heaps!'“ (Gadsby 2018: 00:12:44–00:13:44)

Zentraler Bezugspunkt für die Pointe in dieser Szene ist Gadsbys ausbleibendes Coming-out gegenüber ihrer Großmutter, dessen Thematisierung sie mit einer phatischen Phrase umgeht. Nicht nur die Großmutter innerhalb der erzählten Geschichte, sondern auch das Publikum in der Situation des Erzählens wird durch eine humorvolle Wendung abgelenkt. Der eigentliche Grund, warum Gadsby sich gegenüber ihrer Großmutter nicht outet, bleibt in dieser heiteren Szene unausgesprochen. Im weiteren Verlauf von *Nanette* unterbricht Gadsby jedoch das belustigende Erzählen einer Stand-up-Comedy-Show mehrmals, um auf ernste Weise und ohne Pointen auch von schmerzlichen Momenten in ihrem Leben zu erzählen. Sie spricht von erlebter körperlicher und sexualisierter Gewalt; schildert, wie die homofeindlich geführte öffentliche Debatte über – in erster Linie männliche* – Homosexualität ihr eigenes Coming-out lange verzögerte, und artikuliert deutlich die damit verbundenen Gefühle von Angst und Scham. Zwar geht sie in ihren Erzählungen stets von ihrem individuellen Erleben aus, verortet dieses jedoch auch innerhalb gesellschaftlicher Normen und Herrschaftsverhältnisse. Diese Verortung enthält allerdings gewisse Leerstellen. So bleiben die Mechanismen von Rassismus und Klassenverhältnissen in Bezug auf heteropatriarchale Gewalt bei

Gadsby unbenannt (Halberstam 2019). Es gelingt Gadsby aber, gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse als vergeschlechtlich und heteronormativ erkennbar zu machen. Beispielsweise greift sie die zuvor heiter erzählte Anekdote mit ihrer Großmutter noch einmal auf, um sie in einen anderen Rahmen zu setzen.

„I didn't come out to my grandma last year because I'm still ashamed of who I am. Not intellectually. But, right there, I still have shame. [...] Because the closet, for me, was no easy thing... to come out of. From the years 1989 to 1997[.] This is ten years. Effectively my adolescence. Tasmania was at the center of a very toxic national debate about homosexuality and whether or not it should be legalized. [...] Seventy percent of the people... I lived amongst... believe that homosexuality should be... a criminal act. Seventy percent of the people who raised me, who loved me, who I trusted, believed that homosexuality was a sin[.] I paid dearly for a lesson that nobody seems to have wanted to learn. And this is bigger... than homosexuality. This is about how we conduct debate in public about sensitive things“ (Gadsby 2018: 00:40:57–00:43:39).

Gadsby begründet ihr ausgebliebenes Coming-out gegenüber ihrer Großmutter mit der anhaltenden Scham, die sie seit ihrer Kindheit begleitet. Daran anschließend beschreibt sie, wie sie ihre Kindheit und Jugend im Tasmanien der beginnenden 1990er-Jahre erlebt hat. Zu dieser Zeit erstarkte zwar einerseits die lokale LGBT-Bewegung und erhielt hinsichtlich der angestrebten Entkriminalisierung von Homosexualität wachsenden Zuspruch aus der Bevölkerung. Jedoch ging mit diesen Erfolgen andererseits auch ein rhetorisch aggressiver Backlash von religiös-konservativer Seite einher (Croome 2006). Die Schilderungen Gadsbys könnten demnach als ein Versuch gelesen werden, die eigene Lebensgeschichte innerhalb einer gesellschaftlichen und diskursiven Ordnung zu situieren, die auf rigiden Mechanismen von Heteronormativität aufbaut. Aus meiner Sicht mobilisiert Gadsby in *Nanette* also das Persönliche nicht losgelöst von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, sondern zeigt vielmehr, wie diese in ihrem individuellen Lebensverlauf sichtbar werden. Ein solches ‚Sich-Erzählen‘ in Stand-up-Comedy könnte mit Judith Butler als eine Auseinandersetzung mit jenen Normen gedacht werden, die die Entstehungsbedingungen des Subjekts darstellen. Da diese Normen dem Subjekt immer vorausgehen, kann es deshalb weder seinen Ursprung kennen noch sich jemals vollständig erzählen. Vielmehr muss es bei dem Versuch, sich zu erzählen, den gesellschaftlichen Bedingungen seiner Hervorbringung nachgehen.

„Wenn das ‚Ich‘ versucht, über sich selbst Rechenschaft abzulegen, kann es sehr wohl bei sich beginnen, aber es wird feststellen, dass dieses Selbst bereits in eine gesellschaftliche Zeitlichkeit eingelassen ist, die seine eigenen narrativen Möglichkeiten überschreitet. Ja, wenn das ‚Ich‘ Rechenschaft von sich zu geben sucht [...], die seine eigenen Entstehungsbedingungen einschließen muss, dann muss es notwendig zum Gesellschaftstheoretiker werden“ (Butler 2018 [2002]: 15).

Die Rolle der Stand-up-Komiker*in könnte auf diese Weise mit Butler als „Gesellschaftstheoretiker[*in]“ gedacht und beschrieben werden: zumindest, wenn davon ausgegangen wird, dass das Erzählen jeder „Geschichte von sich selbst [...] zugleich die Geschichte [der] Beziehung [des ‚Ichs‘] zu bestimmten Normen ist“ (Butler 2018 [2002]: 15). Für Butler kann das Subjekt seine Lebensgeschichte nicht erzählen, ohne zu fragen, wie diese gesellschaftlich hervorgebracht wurde. Wenn Hannah Gadsby in *Nanette* über die Einbettung ihrer eigenen Lebensgeschichte in soziale Normen sowie vergeschlechtlichte und heteronormative Macht- und Herrschaftsverhältnisse nach-

denkt, könnte dies also auch als ein Versuch gelesen werden, sich mit den Bedingungen der eigenen Subjektivität auseinanderzusetzen. Diese Beschäftigung mit dem gesellschaftlichen Gewordensein von Subjektivität schließt aus meiner Sicht an einen queer-/feministischen Begriff des Politischen an, bei dem „das Private zum Ort des Politischen“ (Bargetz 2016: 84) wird. Aber auch durch die narrative und performative Mobilisierung von Gefühlen wird in *Nanette* das vermeintlich „Private zum Politikum“ (Bargetz 2016: 84).

„I sat soaking in shame... in the closet, for ten years. Because the closet can only stop you from being seen. It is not shame-proof. [...] When I came out [...], I didn't have any jokes. The only thing I knew how to do was to be invisible and hate myself. It took me ten years to understand I was allowed to take up space in the world. But, by then, I'd sealed it off into jokes like it was no big deal. I need to tell my story properly“ (Gadsby 2018: 00:42:26–00:43:22).

In dieser Sequenz schildert Gadsby in ernstem Ton, wie die in ihrer Kindheit erlebte Scham ihr Coming-out erheblich erschwert und sie später diese autobiografischen Elemente für belustigende Pointen in ihrer Stand-up-Comedy genutzt hat. Sie schließt ihre Ausführungen mit dem Wunsch, ihre Geschichte „richtig“ erzählen zu wollen. Was sie damit genau meint, wird im weiteren Verlauf bald offensichtlich. Mit deutlicher Wut berichtet sie von erlebter körperlicher und sexualisierter Gewalt, ohne dem Publikum die erwartete komische Entlastung von Witzen zu bieten. Die dabei geschaffene affektive Disharmonie innerhalb einer Stand-up-Comedy-Show positioniert Hannah Gadsby – in der Begrifflichkeit von Sara Ahmed – als *feminist killjoy* bzw. *affect alien* (Ahmed 2010). Beide dieser Figuren wenden sich nicht nur selbst von erwartetem Glück ab, sondern stellen sich gewissermaßen auch dem Glück von anderen in den Weg. In Stand-up-Comedy werden Anekdoten und Beobachtungen aus dem eigenen Leben meist mit überraschenden und belustigenden Wendungen geschildert, wodurch Persönliches pointiert erzählt und in ein Gefühlsskript von Vergnügen, Freude und Unterhaltung eingepasst wird. Gadsby unterbricht in *Nanette* diese Gefühlsskripte mehrfach, um der Beharrlichkeit und dem Fortbestehen erlebter Gefühle wie Angst, Scham und Frustration in ihrer Lebensgeschichte nachzuspüren. Das erzeugte Unbehagen innerhalb der zuvor noch belustigenden Comedy-Show reflektiert auf diese Weise Gadsbys eigenes Unbehagen bezüglich normativer Erwartungen an ein gutes Leben, ein *glückliches* Leben (vgl. Ahmed 2010). Lawrence Grossberg sieht als eine zentrale Dimension von Populärkultur deren Beziehung zu Affektivität. Populärkultur bietet demnach „Stätten von Entspannung, Privatsphäre, Lust, Wohlfühlen, Spaß, Leidenschaft und Emotion“ und wirkt „an der Schnittstelle zwischen Körper und Emotionen“ (Grossberg 2010: 84). Populärkultur hält also einen affektiven Modus bereit, den Hannah Gadsby in *Nanette* für ihr persönliches Erzählen politisierend mobilisiert. Indem sie für das Erzählen ihrer Lebensgeschichte auch unerwartete „Ugly Feelings“ (vgl. Ngai 2007) wie Wut, Frustration und Traurigkeit aufgreift, interveniert sie gewissermaßen in normative Gefühlsordnungen eines an bestimmten Formen von Glück ausgerichteten Lebens.

„If we do not assume that happiness is what we must defend, if we start questioning the happiness we are defending, then we can ask other questions about life, about what we want from life, or what we want life to become. Possibilities have to be recognized as possibilities to become possible“ (Ahmed 2010: 218).

Indem normative Glücksversprechen, die nicht für alle Menschen mit Glück verbunden sind, abgewendet werden, eröffnen sich aus Ahmeds Sicht neue Möglichkeiten, zu leben und Leben zu denken (Ahmed 2010: 218ff.). Weil Hannah Gadsby mit erwarteten Gefühlsordnungen und persönlichen Erzählweisen bricht, wird es ihr möglich, den engen Spielraum des Autobiografischen in Stand-up-Comedy zu erweitern. Die Politisierung des Persönlichen findet in *Nanette* daher auf zwei Ebenen statt: *Erstens* auf einer narrativen Ebene, indem Gadsby erlebte sexualisierte und homofeindliche Gewalt innerhalb gesellschaftlicher Normen und vergeschlechtlichter Macht- und Herrschaftsverhältnisse situiert sowie darüber hinaus der Wirkung von diskursiven Normen und Anrufungen in Bezug auf die eigene Subjektivität nachgeht. *Zweitens* auf einer performativen Ebene, indem sie innerhalb ihres Comedy-Specials verschiedene, auch unerwartete Gefühle mobilisiert und auf diese Weise affektive Brüche erzeugt, wodurch normative Gefühlsordnungen irritiert werden. Die Politisierung des Persönlichen erfolgt in *Nanette* also nicht nur in Bezug darauf, *was* erzählt wird, sondern auch, *wie* es erzählt wird. Stand-up-Comedy stellt folglich ein populärkulturelles Genre dar, in dem das Autobiografische und das Affektive eine bedeutende Rolle spielen und beides zu einem *Motor des Politischen* (Bargetz 2016: 251ff.) werden kann.

6 Persönliches Erzählen als relationales Erzählen. Ein Ausblick

Abschließend möchte ich noch ein weiteres Schlaglicht auf das Autobiografische in Stand-up-Comedy werfen. Hannah Gadsby beendet ihren Auftritt in *Nanette* nämlich mit einem gewissen Vorbehalt gegenüber der Mobilisierung von Gefühlen. So hätten diese zwar eine verbindende Kraft, die allerdings auch eine abgrenzende und polarisierende Wirkung entfalten könnte.

„I don't want to unite you with laughter or anger. I just needed my story heard, my story felt and understood [...]. Because, like it or not, your story... is my story. And my story... is your story. I just don't have the strength to take care of my story anymore. [...] All I can ask is just please help me take care of my story. Do you know why we have [Vincent van Gogh's, V. S.] sunflowers? It's not because Vincent van Gogh suffered [for his art, V. S.]. It's because Vincent van Gogh had a brother who loved him. Through all the pain, he had [...] a connection to the world. And that... is the focus of the story we need. Connection“ (Gadsby 2018: 01:07:03–01:08:09).

Gadsby wendet sich in dieser Sequenz mit direkter Anrede an ihr Publikum und rückt die menschliche Verbundenheit im Erzählen einer persönlichen Geschichte – gewissermaßen als ethische Dimension dieses Erzählens – in den Vordergrund. Die direkte Adressierung ist in Stand-up-Comedy zwar nicht unüblich, macht die angesprochene Verbundenheit an dieser Stelle jedoch noch deutlicher. Gadsby betont: Ihre Geschichte richtet sich an ein Gegenüber, in dessen Obhut sie diese Geschichte geben möchte und das sie darum bittet, für diese Geschichte zu sorgen. Mit Butler könnte diese Szene als ein Anerkennen der grundlegenden Relationalität des Subjekts gelesen werden, das immer schon in Beziehung zu einem anderen steht (Butler 2018 [2002]: 30). In diesem Zusammenhang bezieht sich Butler auf die Literaturwissenschaftlerin Adriana Cavarero.

„Cavarero argues that we are beings who are, of necessity, exposed to one another, and that our political situation consists in part in learning how best to handle this constant and necessary exposure. [...] In her view, one can only tell an autobiography, one can only reference an 'I' in relation to a 'you': without the 'you', my own story becomes impossible“ (Butler 2001: 24).

Dem Subjekt gehen also nicht nur soziale Normen voraus, die seine Entstehung bedingen, sondern auch die Beziehung zu einem Gegenüber. Diesem anderen ist das Subjekt von Beginn an ausgesetzt, worin eine fundamentale Abhängigkeit entsteht. Das Subjekt kann also niemals gänzlich über seine eigene Lebensgeschichte verfügen und bleibt von dieser gewissermaßen enteignet. Das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte könnte demnach auch als ein Erzählen der menschlichen Verletzbarkeit gelesen werden. Die Einsicht, dass wir voneinander abhängig sind, stellt für Butler die Bedingung ethischen Handelns dar (Butler 2018 [2002]: 44ff.). Diese grundlegende Relationalität eröffnet eine neue Perspektive auf das persönliche Erzählen als ein politisches Erzählen (vgl. auch dazu Smith/Watson 2010: 86ff., 216ff.), das Lebensgeschichte als eine Geschichte in Beziehungen denkt. Die Analyse von Stand-up-Comedy als autobiografische Form, bei der eine Person ihre Geschichte einem Publikum darbringt, könnte diesbezüglich Erkenntnisgewinne für queerfeministische Theoriebildung ermöglichen.

Anmerkung

Ich möchte mich bei Tanja Vogler, Leonie Kapfer, Sandra Tausel und Zoe* Steinsberger sowie bei Michaela Ralser und Christian Quendler für die Diskussionen und die hilfreichen Rückmeldungen zu diesem Beitrag bedanken. Mein Dank gilt auch den Herausgeberinnen Sylvia Mieszkowski und Sigrid Nieberle sowie den anonymen Gutachter*innen für die wichtigen Anmerkungen zum Text.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2010). *The Promise of Happiness*. Durham, London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822392781>
- Babka, Anna & Seitz, Sergej (2016). Autobiographie. In Anna Babka & Gerald Posselt (Hrsg.), *Gender und Dekonstruktion. Begriffe und kommentierte Grundlagentexte der Gender- und Queer-Theorie* (S. 43–45). Wien: Facultas. <https://doi.org/10.36198/9783838547251>
- Balkin, Sarah (2020). The Killjoy Comedian. Hannah Gadsby's Nanette. *Theatre Research International*, 45(1), 72–85. <https://doi.org/10.1017/S0307883319000592>
- Banet-Weiser, Sarah (2018). *Empowered. Popular Feminism and Popular Misogyny*. Durham, London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9781478002772>
- Bargetz, Brigitte (2016). *Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839425398>
- Bennett, Kiah E. (2022). The Refractive Comic. Nanette and Comedy from Inside Identity. *Television & New Media*, 24(2), 139–155. <https://doi.org/10.1177/15274764221093600>
- Berlant, Lauren (2008). *The Female Complaint. The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture*. Durham, London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822389163>
- Berlant, Lauren & Prosser, Jay (2011). Life Writing and Intimate Publics. A Conversation with Lauren Berlant [Life Writing & Intimate Publics]. *Biography*, 34(1), 180–187. <https://doi.org/10.1353/bio.2011.0008>

- Brodie, Ian (2014). *A Vulgar Art. A new Approach to Stand-up Comedy*. Jackson: University Press of Mississippi. <https://doi.org/10.14325/mississippi/9781628461824.001.0001>
- Butler, Judith (2001). Giving an Account of Oneself. *Diacritics*, 31(4), 22–40. <https://doi.org/10.1353/dia.2004.0002>
- Butler, Judith (2018 [2002]). *Kritik der ethischen Gewalt* (5. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Croome, Rodney (2006). Gay Law Reform. In Alison Alexander (Hrsg.), *The Companion to Tasmanian History*. Zugriff am 09. August 2022 unter https://utas.edu.au/library/companion_to_tasmanian_history/G/Gay%20Law%20Reform.htm.
- Cvetkovich, Ann (2012). *Depression: A Public Feeling*. Durham, London: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11smrx4>
- Gilbert, Joanne R. (1997). Performing Marginality. Comedy, Identity, and Cultural Critique. *Text and Performance Quarterly*, 17(4), 317–330. <https://doi.org/10.1080/10462939709366196>
- Gill, Rosalind (2007). Postfeminist Media Culture. Elements of a Sensibility. *European Journal of Cultural Studies*, 10(20), 147–166. <https://doi.org/10.1177/1367549407075898>
- Gill, Rosalind (2016). Post-Postfeminism? New Feminist Visibilities in Postfeminist Times. *Feminist Media Studies*, 16(4), 610–630. <https://doi.org/10.1080/14680777.2016.1193293>
- Gilmore, Leigh (2017). *Tainted Witness. Why We Doubt What Women Say About Their Lives*. New York: Columbia University Press. <https://doi.org/10.7312/gilm17714>
- Grossberg, Lawrence (2010 [1992]). *We gotta get out of this place. Rock, die Konservativen und die Postmoderne*. Wien: Löcker.
- Halberstam, Jack (2019). *Just Joking. Notes on the Comedy of Hannah Gadsby*. Zugriff am 19. Dezember 2022 unter <https://bullybloggers.wordpress.com/2019/08/09/just-joking-notes-on-the-comedy-of-hannah-gadsby-by-jack-halberstam/>.
- Hanisch, Carol (2006 [1969]). *The Personal is Political*. Zugriff am 09. August 2022 unter <http://carolhanisch.org/CHwritings/PIP.html>.
- Jenzen, Olu (2020). A Queer Tension. The Difficult Comedy of Hannah Gadsby's Nanette Live. *Film Studies*, 22(1), 30–46. <https://doi.org/10.7227/FS.22.0003>
- Kay, Jilly Boyce (2021). Celebritised Anger. Theorising Feminist Rage, Voice, and Affective Injustice Through Hannah Gadsby's Nanette. In Anthea Taylor & Joanna McIntyre (Hrsg.), *Gender and Australian Celebrity Culture* (S. 75–90). London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429430442-4>
- Keller, Jessalynn & Ryan, Maureen E. (Hrsg.). (2018). *Emergent Feminisms. Complicating a Postfeminist Media Culture*. New York, London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781351175463>
- Luckhurst, Mary (2019). Hannah Gadsby. Celebrity Stand-up, Trauma, and the Meta-Theatrics of Persona Construction. *Persona Studies*, 5(2), 53–66. <https://doi.org/10.21153/psj2019vol-5no2art916>
- Maier, Tanja (2018). Von der Repräsentationskritik zur Sichtbarkeitspolitik. In Ricarda Drüeke, Elisabeth Klaus, Martina Thiele & Julia Elena Goldman (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaftliche Gender Studies. Zur Aktualität kritischer Gesellschaftsanalyse* (S. 77–90). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839438374-006>
- McRobbie, Angela (2016). *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-14828-7>
- McRobbie, Angela (2020). *Feminism and the Politics of 'Resilience'. Essays on Gender, Media and the End of Welfare*. Cambridge: Polity Press.
- Mitchell, Kaye (2020). 'This is not a Memoir'. Feminist Writings from Life. In Jennifer Cooke (Hrsg.), *The New Feminist Literary Studies* (S. 208–221). Cambridge/UK: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/9781108599504.016>
- Mizejewski, Linda (2014). *Pretty/Funny. Women Comedians and Body Politics*. Austin: University of Texas Press. <https://doi.org/10.7560/756915>

- Mukherjee, Roopali & Banet-Weiser, Sarah (Hrsg.). (2012). *Commodity Activism. Cultural Resistance in Neoliberal Times*. New York, London: New York University Press.
- Ngai, Sianne (2007). *Ugly Feelings*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Rottenberg, Catherine (2018). *The Rise of Neoliberal Feminism*. New York: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780190901226.001.0001>
- Schaffer, Johanna (2008). *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839409930>
- Smith, Sidonie (1995). Performativity, Autobiographical Practice, Resistance. *Auto/Biography Studies*, 10(2), 17–33. <https://doi.org/10.1080/08989575.1995.10815055>
- Smith, Sidonie & Watson, Julia (2010). *Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives* (2. Aufl.). Minneapolis, London: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/minnesota/9780816669851.001.0001>
- Smith, Sidonie & Watson, Julia (2017 [1998]). Introduction. Situating Subjectivity in Women's Autobiographical Practices. In Sidonie Smith & Julia Watson (Hrsg.), *Life Writing in the Long Run. A Smith & Watson Autobiography Studies Reader* (S. 3–86). Ann Arbor: Michigan Publishing. <http://dx.doi.org/10.3998/mpub.9739969>
- Thomas, Tanja & Grittmann, Elke (2018). Anerkennung und Sichtbarkeit. Impulse für kritische Medienkulturtheorie und -analyse. In Tanja Thomas, Lina Brink, Elke Grittmann & Kaya de Wolff (Hrsg.), *Anerkennung und Sichtbarkeit. Perspektiven für eine kritische Medienkulturforschung* (S. 23–46). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839440117-003>
- Warner, Michael (2005). *Publics and Counterpublics*. New York: Zone Books.
- Wischermann, Ulla (2020). Einleitung. Privatheit und Öffentlichkeit in feministischer Theorie. In Tanja Thomas & Ulla Wischermann (Hrsg.), *Feministische Theorie und kritische Medienkulturanalyse. Ausgangspunkte und Perspektiven* (S. 243–257). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839440841-021>

Quellenverzeichnis

- Gadsby, Hannah (2018). *Nanette* (Netflix Comedy Special). Netflix. Regie: Madeleine Parry, Jon Olb.

Zur Person

Verena Sperk, Mag.a Mag.a, Universitätsassistentin im Lehr- und Forschungsbereich Kritische Geschlechterforschung am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: Komik, Humor und Lachen, queere und feministische Theorie, Affect Studies.

Kontakt: Universität Innsbruck, Institut für Erziehungswissenschaft, Liebeneggstraße 8, 6020 Innsbruck, Österreich

E-Mail: verena.sperk@uibk.ac.at

Die Neue Frau – Gender Politics in Fernsehserien über die Weimarer Republik

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht, wie weiblich gelesene Geschlechterrollen als Doing Gender in die Narrationen der beiden deutschen Fernsehserien *Babylon Berlin* (Sky/ARD 2017) und *Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit* (ARD 2021) eingehen und diese dadurch politisieren. Zunächst wird das Verhältnis von Erzählen und Gender skizziert. Die dann folgende Analyse der beiden Serien zeigt Erzählmuster auf und beschäftigt sich mit den Kernelementen Zeit, Ort und (Erzähl-)Perspektive. Gezeigt wird, dass *Babylon Berlin* Fragen nationaler Identitätsbildung in den Fokus stellt und Weiblichkeitskonzepte reformuliert, ohne die Geschlechterhierarchie aufzulösen. *Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit* hingegen reflektiert Genderidentitäten als kontingent und wandelbar. Die Serie schafft mit ihrer Erzählung über die Weimarer Republik einen Gründungsmythos für eine genderfluide Politik der Diversität.

Schlüsselwörter

Geschichtsserie, *Babylon Berlin*, *Eldorado KaDeWe*, Erzählen und Gender, Neue Frau

Summary

New Women – gender politics in TV series about the Weimar Republic

This article discusses how gender roles that are read as female have an influence on the narratives of the two German TV series *Babylon Berlin* (Sky/ARD 2017) and *Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit* (ARD 2021) as a form of doing gender, thereby politicising them. First, the relationship between narrative and gender is outlined. The analysis of the two series that follows shows up narrative patterns and looks at the core elements of time, place and (narrative) perspective. I argue that *Babylon Berlin* focuses on questions of national identity formation and reformulates concepts of femininity without dissolving the gender hierarchy. By contrast, *Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit* reflects gender identities as contingent and changeable. With its narrative about the Weimar Republic, the latter creates a foundational myth for a gender-fluid politics of diversity.

Keywords

historical series, *Babylon Berlin*, *Eldorado KaDeWe*, narrative and gender, New Women

1 Einleitung

Als der Sechsteiler *Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit* im Dezember 2021 von der ARD in der Mediathek veröffentlicht und anschließend im linearen Programm ausgestrahlt wurde, löste er ein gemischtes Presseecho aus. So entdeckte *die tageszeitung* ein „Serienjuwel“, welches zeige, dass öffentlich-rechtliches Fernsehen die Produktionen der Streaming-Anbieter „im Hinblick auf Diversität und Kühnheit im Erzählen“ überreffen könne (Wintermayr 2021: o. S.). Demgegenüber konstatierte *Zeit Online*, dass sich die Serie nicht von dem „großen ARD/Sky-Vorbild“ *Babylon Berlin* „freimachen“ könne (Ströbele 2017: o. S.). Lose basierend auf historischen Kriminalromanen von Volker Kutscher taucht *Babylon Berlin* in die Jahre der Weimarer Republik ein, verwi-



ckelt Kommissar Gereon Rath und seine (spätere) Assistentin Charlotte Ritter in komplexe Kriminalfälle und thematisiert zugleich – wenn nicht sogar vornehmlich – den Aufstieg des Nationalsozialismus. Zeitlich ähnlich situiert, zeichnet *Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit*¹ vordergründig die Geschichte des legendären Berliner Kaufhauses des Westens nach, erzählt aber vor allem von der queer-lesbischen (Sub-)Kultur Berlins. Kaum eine Rezension zu *Eldorado KaDeWe* kam ohne Rekurs auf *Babylon Berlin* aus; einen unterstellten Vorbildcharakter zu beleuchten ist jedoch weniger interessant, als erzählerische Unterschiede der Produktionen in den Blick zu nehmen und damit auch Unterschiede im Umgang mit Genderkonzepten. Als historische Serien, die in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts spielen, sind *Babylon Berlin* und *Eldorado KaDeWe* Bestandteile einer „visuelle[n], symbolisch verdichtete[n] Geschichtskultur“ (Dörner 2012: 82), die im Modus des Erzählens aushandelt, wie Personen und Ereignisse, aber auch Sozialfiguren, Rollen und Mentalitäten gedeutet und erinnert werden sollen. Der mit dem Erzählen verbundene Prozess der Sinnstiftung ist dabei nicht nur relevant für die Verständigung über Lesarten der Vergangenheit, sondern auch für die Identitätsbildung von Individuen und Kollektiven. Weil Narrationen im Aushandlungsprozess kollektiv geteilter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster ihren festen Platz einnehmen, sind sie entscheidend an der Anerkennung einer politischen Ordnung und der Legitimierung von Herrschaft beteiligt (vgl. dazu Koschorke 2017; Müller-Funk 2002). Folglich können Erzählungen als konstitutiv für die Ausbildung einer politischen Kultur gelten, verstanden als symbolische Ordnung, die innerhalb eines Gemeinwesens den Gestaltungsspielraum für politisches Handeln vorgibt und eine identitäts- und gemeinschaftsstiftende Wirkung entfaltet. Die historische Dimension der politischen Kultur, die sich in Geschichtserzählungen niederschlägt, sucht einerseits Orientierung in der Vergangenheit, rekonstruiert aber andererseits eben diese Vergangenheit aus der Gegenwart heraus.

So gilt die Weimarer Republik in politischen Diskursen zumeist als negative Referenz für die Instabilität eines politischen Systems, das offen gegenüber rechtspopulistischen, respektive faschistischen Bewegungen ist. Die *Goldenen Zwanziger* hingegen, die die Jahre von 1924 bis zur Weltwirtschaftskrise 1929 beschreiben, sind mehr oder weniger zum Mythos geronnen, zu einer kollektiven Erzählung über künstlerische Avantgarde und gesellschaftlichen Aufbruch: In Großstädten wie Berlin distanzieren sich (junge) Frauen von traditionellen Erwartungen, entwickeln neues Selbstbewusstsein und qua Berufstätigkeit wirtschaftliche Unabhängigkeit – ihr Lebensstil verdichtet sich zur Sozial- und Medienfigur der Neuen Frau (vgl. dazu Brauerhoch 2007; Liptay 2007). Androgyne Konzepte in der Mode ermöglichen darüber hinaus ein Spiel mit Geschlechterrollen, das sich dank eines florierenden Nachtlebens in den zahlreichen Berliner ‚Damenclubs‘ zu einer Blütezeit lesbischer und queerer Kultur auswächst.

Die hier nur äußerst skizzenhaft dargestellten politischen, sozialen und kulturellen Signaturen der 1920er-Jahre werden in *Babylon Berlin* und *Eldorado KaDeWe* sowohl narrativ als auch ästhetisch aufgegriffen und in unterschiedlicher Intensität auf die Gegenwart bezogen. Die an Siegfried Kracauer angelehnte These, dass zeitgenössische Diskurse in die beiden Serien projiziert werden und letztere daher mehr über die Zeit, in der sie produziert wurden, vermitteln als über die Zeit, in der sie spielen, scheint evident

1 Der Serientitel wird im Folgenden zu *Eldorado KaDeWe* abgekürzt.

(vgl. Kracauer 2021 [1927]: 281). Die Serien werden im Folgenden dahingehend befragt, was sie über (gegenwärtige) Genderdiskurse aussagen: Wie werden weiblich gelesene Geschlechterrollen in den Erzählungen verhandelt? Zur Beantwortung der Frage wird in einem ersten Schritt Erzählen als „eine Form des *doing gender*“ (Nieberle/Strowick 2006: 7, Hervorh. im Original) umrissen. Im zweiten Schritt werden die beiden Serien unter einer genderorientierten, narratologischen Perspektive verglichen. Im Fokus stehen dabei Erzählmuster und -perspektiven sowie der Umgang mit Zeit und Ort.²

2 Gender und serielles Erzählen

Erzählen ist konstitutiv für das menschliche Zusammenleben und eine anthropologische Konstante – oder wie es der Erzähltheoretiker Albrecht Koschorke formuliert: „Wo immer sozial Bedeutsames verhandelt wird, ist das Erzählen im Spiel“ (Koschorke 2017: 19). Erwartungen an Geschlechterrollen und Vorstellungen über eine Geschlechterordnung sind zweifellos von sozialer Bedeutsamkeit und werden folglich ebenfalls über Narrationen tradiert, legitimiert, aber auch kritisiert und modifiziert.

„Geht man von der Prämisse aus, dass es sich bei Gender um ein soziokulturelles Konstrukt handelt, dann lässt sich Erzählen als Prozess begreifen, der maßgeblich an der Herstellung, Dissemination und Perpetuierung von Geschlechtervorstellungen auf individueller wie auch auf kollektiver Ebene beteiligt ist“ (Gymnich 2017: 326).

Eine gegenwärtig dominante mediale Form des Erzählens findet sich in seriellen Formaten, nicht nur, aber vor allem in der hier in Rede stehenden fiktionalen Fernsehserie (einen Überblick zu gendertheoretischen Zugängen bieten Milevski et al. 2018). Indem sie die Abstraktheit von Normen und Wertvorstellungen versinnlichen und audiovisuell zur Anschauung bringen, fungieren Fernsehserien als Verhandlungsorte für Identität, die immer auch geschlechtlich bestimmt ist (vgl. Nieberle/Strowick 2006: 7). Gesellschaftliche Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, mithin der Kategorie *Gender*, werden ebenso durch das Fernsehen geprägt wie Konzepte von *Sex* (dem ‚biologischen‘ Geschlecht) und *Sexuality*. Im Folgenden wird – mit Allrath und Gymnich an Judith Butler anschließend – davon ausgegangen, dass Gender, Sex und Sexuality „keine prädiskursiv gegebenen Größen darstellen, sondern fortwährend diskursiv erzeugt werden“ (Allrath/Gymnich 2006: 240). Auch in den seriellen Erzählungen des Fernsehens werden somit Sex, Gender und Sexuality nicht repräsentiert, sondern in performativen Akten generiert (vgl. Allrath/Gymnich 2006: 241). Ein *Doing Gender* ist dem Erzählen dabei insofern inhärent, als die Kategorie Geschlecht Erzählpositionen und -perspektiven einerseits präfiguriert und andererseits im Akt des Erzählens überhaupt erst hervorgebracht wird (vgl. Nieberle/Strowick 2006: 8). Insbesondere in den audiovisuellen Erzählungen von Film und Fernsehen erfolgt die Konstruktion von Geschlechtervorstellungen nicht allein auf der inhaltlichen Ebene – dem *Was* der Erzählung –, sondern im Zusammenspiel mit dem formästhetischen *Wie* der Erzählung. Neben Sprache sind es

2 Eine Einführung in die genderorientierte Erzähltextanalyse, die sich – medienspezifisch modifiziert – auch auf die Analyse audiovisueller Erzählungen übertragen lässt, findet sich bei Nünning/Nünning (2004).

Bilder, Gesten, Bewegungen und Töne sowie die Kombination all dessen in Mise-en-scène und Montage, die den audiovisuellen Discourse³ ausbilden und an der Aushandlung von Geschlechterrollen und -identitäten beteiligt sind.

Der Prozess des Erzählens wird medienunabhängig durch die Beziehungen zwischen Zeit, Ort und Perspektive geordnet. Für meine Fragestellung einer (gender)politischen Lesart zweier historischer Serien bietet es sich an, der Analyse diese Faktoren als Leitlinien zugrunde zu legen, da *Eldorado KaDeWe* die Erzählung und damit auch das Doing Gender in einem unkonventionellen Raum-Zeit-Gefüge positioniert.

Wie in Geschichtsserien üblich, kombinieren *Babylon Berlin* und *Eldorado KaDeWe* Faktisches und Fiktionales, wenn auch in unterschiedlichem Maße. Beide Serien erzählen horizontal, d. h., dem Publikum werden folgenübergreifende, fortlaufende Handlungsstränge präsentiert. Fortsetzungsserien wie *Babylon Berlin* und *Eldorado KaDeWe*, die mehrere Handlungsstränge über mehrere Folgen entwickeln, genreübergreifend erzählen und über ein differenziertes, großes Figurenensemble verfügen, werden in der neueren film- und fernsehwissenschaftlichen Diskussion dem komplexen Erzählen (vgl. Mittell 2014) zugeordnet (für *Babylon Berlin* vgl. dazu Weber 2020). Dieser narrativen Komplexität gilt es nun mit Fokus auf der Inszenierung von Geschlechterkonzepten auf die Spur zu kommen.

3 Erzählmuster und Erlebensperspektiven

Bislang wurden von *Babylon Berlin* 40 Folgen in vier Staffeln veröffentlicht. Die vorliegende Analyse beschränkt sich auf die ersten beiden Staffeln (16 Folgen à 45 Minuten), die als narrative Einheit konzipiert sind und auch ohne größere Unterbrechung nacheinander ausgestrahlt wurden.⁴ Als Autoren und Regisseure zeichnen Tom Tykwer, Henk Handloegten und Achim von Borries verantwortlich. Das Trio ist als Kollektiv zu verstehen, denn die Episoden wurden nicht aufgeteilt, sondern jeder war an jeder Folge des Drehs beteiligt, wie sie auch jede Szene des Drehbuchs gemeinsam verfasst haben (vgl. Ströbele 2017).

Die Handlung setzt im (Früh-)Jahr der Wirtschaftskrise ein; eine Texttafel informiert mit goldener Schrift auf schwarzem Grund über Ort und Zeit: Berlin 1929. Der Bildschirm ist dunkel und hellt sich nur langsam auf. Die ersten klar erkennbaren Bilder zeigen zwei Männer in einer halbnahen Kameraeinstellung in der Interaktion. Über die Tonspur wird deutlich, dass hier eine Hypnosesitzung zu sehen ist. Die Kamera zoomt auf das Gesicht des Hypnotisierten; es ist der Protagonist Gereon Rath (gespielt von Volker Bruch). Die Hypnosesitzung, die Rath von seinem Weltkriegstrauma befreien soll, bildet die Rahmenhandlung der ersten beiden Staffeln. Die erzählten Ereignisse erscheinen somit in der Rückblende als abgeschlossen und in der Vergangenheit liegend.

3 Der vorliegende Beitrag folgt der Terminologie des amerikanischen Filmwissenschaftlers Seymour Chatman: „In simple terms, the story is the *what* in a narrative that is depicted, discourse the *how*“ (Chatman 1978: 19, Hervorh. im Original). Darauf aufbauend führt Chatman den Begriff des Plots ein, als Abfolge der Ereignisse der Story innerhalb des Discourse (Chatman 1978: 42f.).

4 Nach der Premiere auf dem Pay-TV-Sender Sky 1 vom 13. Oktober bis 3. November 2017 (Staffel 1) bzw. 10. November bis zum 1. Dezember 2017 (Staffel 2) folgte die Ausstrahlung in der ARD vom 30. September bis 11. Oktober 2018 (Staffel 1) bzw. 18. Oktober bis 8. November 2018 (Staffel 2).

Allerdings bleibt im Unklaren, wer hier erzählt – oder ob die Erzählung (innerhalb der Fiktion) überhaupt der Wahrheit entspricht. Ist Gereon Rath ein zuverlässiger oder unzuverlässiger Erzähler, der in Trance die Ereignisse Revue passieren lässt oder sie zu seinen Gunsten umdeutet? Flüstert ihm am Ende der Hypnotiseur die Erzählung ein? Möglicherweise ist es auch die Kamera, die hier als Erzählinstanz etabliert wird, da sie eine beobachtende Position einnimmt (vgl. Weber 2020: 90).

Zwar eröffnet die Serie mit der Rahmenhandlung „narrative Möglichkeitsräume und damit Vieldeutigkeit“ (Weber 2020: 89), aber mit Blick auf ein narratives Doing Gender lässt sich recht eindeutig konstatieren, dass bereits der filmische Einstieg darauf verweist, dass im erzählerischen Zentrum von *Babylon Berlin* das Erleben von Männlichkeit (und deren Krise) steht. Der verlorene Weltkrieg, das Trauma des Schlachtfeldes, Revisionismus, Faschismus als Männerbündelei und die Polizei als männliche Institution sind Leitmotive der Erzählung. Anders ausgedrückt ist der Plot männlich dominiert. Vorherrschend ist das Erzählmuster des (Polizei-)Krimis mit einem ermittelnden Kommissar im Zentrum, der in Whodunit-Manier einen Fall zu lösen hat. In der ersten Staffel steht die Suche nach kompromittierendem Filmmaterial, das den Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer bei Sexspielen zeigt, im Mittelpunkt. Gereon Rath wurde eigens von Köln nach Berlin beordert, um die Negative zu finden und aus dem Verkehr zu ziehen, was sich als schwierig erweist. Die zweite Staffel erweitert die Erzählung über Korruption, Erpressung und mafiöse Politik um eine revisionistische Verschwörung unter Beteiligung der Polizei. Kommissar Rath hat sich entschieden, in Berlin zu bleiben, und verhindert durch seine Ermittlungen einen Staatsstreich. Erzählerisch wird hier das Narrativ vom selbstlosen Helden aufgegriffen, der sich in Gefahr bringt, um das Kollektiv zu retten. Die Staffeln werden ebenso wie die verschiedenen Handlungsstränge durch die handlungstreibende Suche nach dem Gold der russischen Familie Sorokin verbunden, an dem Trotzlisten, die Berliner Unterwelt, das Militär und auch die Polizei großes Interesse haben.

Die doppelte Kontrolle über den Plot – männlich codierte Lebenswelten auf der einen und die handlungslogische Fokalisierung⁵ eines männlichen Ermittlers auf der anderen Seite – bedeutet nicht, dass es in *Babylon Berlin* keine als weiblich lesbaren Fokalisierungsfiguren gibt, aber sie treiben die Handlung seltener voran. Wird etwa die Erlebensperspektive von Charlotte ‚Lotte‘ Ritter (gespielt von Liv Lisa Fries) eingenommen, findet mehr Milieuschilderung – vom Prekariat über das Nachtleben bis zur Prostitution – als Plotentwicklung statt. Lotte wird insbesondere dann als Fokalisierungsfigur eingesetzt, wenn es darum geht, sie als Neue Frau im Berlin der 1920er-Jahre zu charakterisieren (s. Abschnitt fünf). Zwar ermittelt sie verschiedentlich auf eigene Faust und wird als selbstbewusst handelnd dargestellt, muss dann aber doch – span-

5 Die Begrifflichkeit folgt dem Filmwissenschaftler Jörg Schweinitz, der Gérard Genettes literaturwissenschaftliche Terminologie für den Film adaptiert hat. Genettes *Wer sieht?* ist, Schweinitz folgend, für filmische Narrationen zu modifizieren in: „*Wer erlebt?*, oder: *Die Erlebensperspektive welcher Figur wird narrativ repräsentiert?*“ (Schweinitz 2007: 88, Hervorh. im Original). Da Filme und TV-Serien in Bildern erzählen, ist nach Schweinitz von einer „doppelten Fokalisierung“ (Schweinitz 2007: 95) auszugehen, die eine bildlogische Fokalisierung als visuelle Wahrnehmungsperspektive einerseits und die handlungslogische Fokalisierung andererseits unterscheidet. Diese Dopplung verläuft nicht parallel, sondern in Überschneidungen. Die bildlogische Fokalisierung wird jedoch in der vorliegenden Analyse vernachlässigt.

nungssteigernd auf die Folgen sieben und acht verteilt – von Gereon Rath in letzter Minute vor dem Ertrinken bewahrt werden. Anders ausgedrückt, setzt die Seriedramaturgie trotz (oder wegen?) der Stärke der Figur zur Spannungssteigerung auf das Motiv der *damsel in distress* – eine gut aussehende, hilflose junge Frau wird bedroht und muss von einem männlichen Helden gerettet werden.⁶ Dass sich zwischen Charlotte Ritter und Gereon Rath darüber hinaus eine Liebesgeschichte entspinnt, ist zwar erwartbar, trägt aber durchaus zur Komplexität der Erzählung bei, da für diesen Handlungsstrang Genre-Elemente des Melodrams in den historischen Krimi, der bisweilen zum Politthriller tendiert, integriert werden.

Auch die Serie *Eldorado KaDeWe* arbeitet dramaturgisch mit Erzählmustern verschiedener Genres. Verantwortlich für das Erzählkonzept ist Regisseurin Julia von Heinz, die auch das Drehbuch geschrieben hat, gemeinsam mit John Quester, Sabine Steyer-Violet und Oskar Sulowski. In Abweichung vom Schemaschema wurde *Eldorado KaDeWe* in einem ungewöhnlichen Format ausgestrahlt: Die ARD zeigte am 27. Dezember 2021 alle sechs Folgen (à 45 Minuten) hintereinander.⁷

Die chronologisch verlaufende Handlung orientiert sich an der Geschichte des von Adolf Jandorf gegründeten und 1907 eröffneten „Kaufhaus des Westens“ (kurz: KaDeWe) in der Tauentzienstraße am Berliner Wittenbergplatz. Zeitlich beginnt der Plot nach dem Ende des Ersten Weltkriegs mit der Rückkehr des traumatisierten Veteranen Harry Jandorf (Joel Basman), der rasch wieder in die Geschäftsleitung des väterlichen Warenhauses einsteigen möchte. Dort trifft er auf den Prokuristen Georg Karg (Damian Thüne), der andere Vorstellungen vom Management des Unternehmens hat. Gleichwohl entwickelt sich zwischen den beiden unterschiedlichen Männern eine – wenn auch schwierige und von Konkurrenz geprägte – Freundschaft. Während Harry Jandorf und Georg Karg historisch verbürgte Personen sind, wurden die Protagonistinnen eines weiteren Handlungsstrangs eigens für die Serie konzipiert: Fritzi Jandorf (Lia von Blarer), Tochter des Kaufhausgründers, und Hedi Kron (Valerie Stoll), eine Verkäuferin im KaDeWe, die sich ineinander verlieben und allen gesellschaftlichen, geschäftlichen und politischen Widerständen zum Trotz ein Paar werden. Das transfaktische Erzählen in *Eldorado KaDeWe* wird zu Beginn jeder Episode über eine Schrifttafel, die noch vor dem Vorspann eingeblendet wird, offengelegt: „In der Serie werden tatsächliche und fiktionale Ereignisse miteinander verwoben. Hedi und ihr familiäres Umfeld sind, ebenso wie Fritzi Jandorf, erfunden. Harry Jandorf und Georg Karg lebten wirklich, ihre Darstellung wurde zum Teil fikionalisiert.“

Teil der Fiktionalisierung ist die offensive Inszenierung der vier Figuren als Kleeblatt; in Folge drei lassen sie sich alle vier als Zeichen der Verbundenheit jeweils ein auf dem Kopf stehendes Herz auf die Spitze des kleinen Fingers tätowieren; werden die Fingerspitzen aneinandergelegt ergibt sich ein vierblättriges Kleeblatt, das in einer Nahaufnahme gezeigt wird und metonymisch das – dialogisch häufig angesprochene – Streben der Figuren nach Glück visualisiert. Die narrative Form folgt dieser inhaltlichen Setzung: Es können vier handlungslogische Erlebensperspektiven unterschieden werden, die zwei unterschiedliche Genres mit ihren jeweiligen Erzählmustern bedie-

6 Auch in Staffel 3, die nicht Gegenstand meiner Analyse ist, gerät Charlotte Ritter in Lebensgefahr und muss von Gereon Rath gerettet werden.

7 In der Mediathek standen die Folgen bereits seit dem 20. Dezember 2021 zum Abruf bereit.

nen. Auch wenn es sich um ein Kaufhaus handelt, kann man dennoch vom Genre des biografischen Films, kurz: Biopic, sprechen, um die Erzählung über das KaDeWe, die mit Harry Jandorf und Georg Karg verbunden ist, zu charakterisieren: Ein Warenhaus geht mit seiner Belegschaft durch die Krisen der 1920er-Jahre, darin eingeschlossen der Verkauf des Unternehmens und die antisemitischen Angriffe gegenüber den jüdischen Eigentümern.

Die *Girl-meets-Girl-Story* von Hedi Kron und Fritzi Jandorf wiederum fügt sich als chronologische Geschichte einer Emanzipation von heteronormativen Gesellschaftsentwürfen in das Muster von *Coming-of-Age*-Erzählungen, deren narrative Strukturen auf die Ausbildung einer eigenen (sexuellen) Identität und auf die Selbstfindung junger Menschen ausgerichtet sind. Dramaturgisch und auch im Hinblick auf die zur Verfügung gestellte Erzählzeit, in diesem Fall der *Screentime*, fungiert die Liebesgeschichte als übergeordnete Erzählung.⁸ Inhaltlich werden die beiden Erzählstränge durch die diegetische Artikulation von Konzepten gesellschaftlicher Veränderung und des Aufbruchs in eine neue Zeit verbunden. Die Festschreibung von Heterosexualität als einzig akzeptabler Form der Liebe wird in mehrfacher Hinsicht unterlaufen respektive überwunden, sodass *Eldorado KaDeWe* insbesondere der lesbischen und queeren Identitätsstiftung dient.

Die Erzählung verliert sich dann allerdings in einer historisch etwas naiven queeren Utopie. Fritzi und Hedi, die mittlerweile Mutter geworden ist, haben sich gefunden, das letzte Filmbild zeigt sie im Doppelpor­trät in einem *Close-up*. Texttafeln im Abspann der letzten Folge informieren über das weitere Schicksal der Figuren. Die beiden werden auf einem schwarz-weißen Foto in einem Garten mit drei Kindern gezeigt. Daneben der folgende Text: „Fritzi überlebt mit falschen Dokumenten. Sie und Hedi bekommen noch zwei weitere Kinder. Ihre Beziehung hält bis ans Ende ihres Lebens“ (Folge 6, 00:48:14). Dass eine lesbische Jüdin wie Fritzi, die aus einer öffentlich bekannten Unternehmerfamilie stammt, untertaucht und die Shoah überlebt, dürfte ähnlich unwahrscheinlich sein wie eine offen gelebte ‚Regenbogenfamilie‘ in der Nachkriegszeit. Nichtsdestotrotz entlässt die Serie auf diese Weise ihr Publikum mit einem guten Gefühl und der positiven Vision einer offenen, diversen Gesellschaft, die unmittelbar auf die Gegenwart ihrer Produktion zielt. Auf den weiteren Umgang mit Zeit und ausgewählten Orten soll im nächsten Abschnitt genauer eingegangen werden.

4 Zeit(en) und Orte

Das Erzählkonzept von *Eldorado KaDeWe* bezieht die Gegenwart des 21. Jahrhunderts explizit mit ein, indem Außenaufnahmen vom Berlin der Jetztzeit bruchlos in die *Diegese* integriert werden. Die aristotelische Einheit von Ort und Zeit wird aufgehoben zugunsten einer Ausdehnung des Ortes in der Zeit, die Kontinuitäten – positive wie negative – deutlich machen soll.⁹ Bereits der Untertitel *Jetzt ist unsere Zeit* zielt rhetorisch

8 In den Worten von Julia von Heinz ist die Liebesgeschichte „das Herz der Serie“ (zit. nach Roether 2021: o. S.).

9 In Folge fünf wird im Bild deutlich sichtbar ein Wahlplakat der NSDAP gezeigt, das mit einem kleineren Plakat überklebt ist, dessen Slogan und Grafikdesign an die AfD erinnert, ohne dass der Parteiname genannt wird.

auf die Verschmelzung von Vergangenheit und Gegenwart. Nach etwa 17 Minuten Sendezeit der ersten Episode sind zum ersten Mal neben einem Pferdefuhrwerk moderne Autos in den Straßen zu sehen, die Hedi Kron auf dem Weg zur Arbeit entlanggeht. Das dramaturgische Bestreben, Vergangenheit und Gegenwart räumlich zu synthetisieren, wird besonders deutlich in der Sequenz, in der sich Hedi und Fritz das erste Mal küssen (vgl. Folge 2). Hedi verlässt das Gelände des Nachtclubs Eldorado und betritt nach einem kaum wahrnehmbaren Schnitt den Bürgersteig einer mit Autos befahrenen Straße im modernen Berlin, im Hintergrund ist eine Hochbahn zu erkennen. Sie greift die Stange eines Bushaltestellenschildes, dreht sich verliebt-verträumt einmal im Kreis, im Hintergrund verschwommen die Lichter der Großstadt. Dann tritt Fritz ins Bild und sie küssen sich leidenschaftlich. Ein gefühlvoll inszenierter Moment, der einen lesbischen Kuss selbstbewusst in der Öffentlichkeit stattfinden lässt, Identifikationspotenzial bietet und die (scheinbare) Zeitlosigkeit romantischer Liebe zelebriert.

Immer wieder und oft nur für kurze Einstellungen werden Szenen aus dem gegenwärtigen öffentlichen Raum Berlins gezeigt und durch den damit eintretenden Verfremdungseffekt für eine politisierende Kritik genutzt: Sei es, dass Fritz mit der Broschüre *Homosexualität ist heilbar* in einer heutigen U-Bahn sitzt oder dass ihr lesbenfeindliche Gewalt widerfährt, als sie auf der Straße zusammengeschlagen wird (vgl. Folge 3). Die Straße wird somit auch zum Ort von Gewalt. Boykottaufrufe und tätliche Übergriffe von Nazi-Gruppen auf das ‚jüdische Kaufhaus‘ KaDeWe wurden in historischen Kostümen, aber *on location* vor den Schaufenstern und Türen des heutigen KaDeWe auf der Tauentzienstraße gedreht (vgl. Folge 5).

Das erzählerische Prinzip von *Eldorado KaDeWe*, im Discourse die Jetztzeit durch die räumliche Situierung mit der erzählten Zeit der Geschichte verschmelzen zu lassen und so einen neuen Raum zu schaffen, unterläuft Ansprüche des Publikums an Geschichtsserien, wie sich an den ablehnenden Kommentaren unter dem Twitter-Hashtag #eldoradokadewe erkennen lässt. *Babylon Berlin* hingegen bedient Erwartungen größtmöglicher Authentizität und zielt auf eine filmische Illusion des historischen Berlins. Dies meint einerseits die *Mise-en-scène*, die Inszenierung von Außen- wie Innenräumen im Filmbild,¹⁰ aber andererseits auch die Wahl der (bild)ästhetischen Mittel, denn die Serie greift auf Stilmittel des deutschen Films der 1920er-Jahre zurück (vgl. dazu Hall 2019; Soltau 2021). Wie prägend Film und Kino als Sinnbild für die moderne Großstadt in den 1920er-Jahren waren – und wie sehr die kollektive Erinnerung an die Phase zwischen den Weltkriegen mit der an eine Blütezeit des deutschen Films verbunden ist –, zeigt sich auch daran, dass in beiden Serien mehrmals ins Kino gegangen wird.

Beide Serien inszenieren damit Heterotopien im Sinne Michel Foucaults. Das Kino galt Foucault als Ort, an dem sich mehrere Räume überlagern: ein „Saal, in dessen Hintergrund man einen zweidimensionalen Schirm einen dreidimensionalen Raum sich projizieren sieht“ (Foucault 1992 [1967]: 42). Im Serienkosmos des Berlins der 1920er-Jahre finden sich auf der Leinwand unmittelbare Identifikationsmöglichkeiten; so sieht sich Fritz *Die Büchse der Pandora* (D 1929, Regie: G. W. Pabst) an. Es handelt sich um eine Verfilmung von Frank Wedekinds Drama *Lulu*, in der durch einen Tanz zweier

10 Dass an der einen oder anderen Stelle mit Anachronismen gearbeitet wird, wenn etwa Gebäude im Film zu sehen sind, die erst nach 1929 fertiggestellt wurden (vgl. Hall 2019: 315), tut der Illusion keinen Abbruch.

Frauen (Lulu und Gräfin Geschwitz¹¹) eine lesbische Liebesszene angedeutet ist, die auch in die Diegese von *Eldorado KaDeWe* integriert wird. Gezeigt wird Fritzis Perspektive, die nicht nur auf die Leinwand schaut, sondern sich auch im Kinosaal umsieht, in dem sich Frauenpaare aufhalten, während ein Mann empört das Kino verlässt (vgl. Folge 3). Durch diese zweifache Hervorbringung einer lesbischen sexuellen Identität wird für ein heutiges Publikum nicht nur eine Verbundenheit mit der Vergangenheit hergestellt, die wesentlich für Identitätsbildung ist, sondern auch die (politische) Relevanz der Sichtbarkeit lesbischer respektive allgemeiner homosexueller Beziehungen in den Medien betont.

Die mit der Thematisierung des Kinos verbundene Selbstreferentialität zielt auch auf ein transmediales Erzählen, das zugleich Auskunft über Quellen und Vorbilder der Produktionsbeteiligten gibt. In beiden Serien werden beispielsweise Figuren gezeigt, die sich den Film *Menschen am Sonntag* (D 1929, Regie: Robert Siodmak) ansehen. Der Film diene in beiden Produktionen als Recherchematerial (vgl. dazu ARD 2018, 2021). Er zeigt einen Ausflug von vier jungen Menschen an den Wannsee und porträtiert durch eine Kombination aus Spielszenen und dokumentarischen Aufnahmen die Angestelltenkultur der Weimarer Republik. In *Babylon Berlin* ist es Lotte, die sich den Film im Kino ansieht (vgl. Folge 3). Sara F. Hall interpretiert die Szene als erzählerische Vorwegnahme der weiteren Handlung:

„A scene of sunny lakeside action underscored by cheerful piano accompaniment provides a poignant contrast to her wistful tears. She [Lotte, S. N.] and her friend Greta will all but act it out in Episode 6, only for Greta to fall prey to the manipulations of the charming young men they meet while boating and swimming“ (Hall 2019: 312).

Wie Lotte, so schauen sich auch Hedi Kron, Harry Jandorf, Georg Karg und seine spätere Frau Elisabeth in der fünften Folge von *Eldorado KaDeWe* den Film *Menschen am Sonntag* an. Hier wird er, vermutlich der Eindeutigkeit wegen, sogar mit Titel-Insert gezeigt. Der Kinobesuch als solcher dient handlungslogisch dazu, dass sich die schüchternen Verliebten Georg und Elisabeth näherkommen, verstanden als Synekdoche spiegeln die gezeigten Filmausschnitte aber ebenso das (ehemalige) Kleeblatt wie die sehnsüchtigen Gedanken Hedis, die zu dem Zeitpunkt von Fritz getrennt ist. Am Ende der Sequenz schließt Hedi träumend die Augen, der folgende Schnitt führt zu Fritz, die sich in einer psychiatrischen Klinik aufhält, in der ihre Homosexualität mit Elektroschocks ‚therapiert‘ wird. Die Coming-of-Age-Erzählung, die auch ein gesellschaftliches Coming-out ist, gerät mit der nun folgenden Szene an einen Wendepunkt: Fritz klettert mithilfe von zusammengeknoteten Bettlaken aus dem Fenster, flieht aus dem ‚Sanatorium‘ und lebt fortan offen als lesbische Frau, als Garçonne, die Bubikopf und Männerkleidung trägt und ihr eigenes Geld verdient.

Repräsentiert die vermeintliche Heilanstalt die gesellschaftliche Institution einer „Abweichungsheterotopie“ (Foucault 1992 [1967]: 40), in der eine unterstellte sexuelle Devianz brutal sanktioniert wird, so markiert die queer-lesbische Redaktion der Zeitschrift *Die Freundin* mit angeschlossenem Wohnbereich den Gegenentwurf: einen geschützten Ort, einen Safe Space, an den sich Fritz nach ihrer Flucht zurückzieht. Eine

11 Die fiktionale Gräfin Geschwitz (Alice Roberts) gilt als erste explizit lesbische Figur der Filmgeschichte (vgl. dazu Tröstl 2012).

Utopie in der Terminologie Foucaults, eine jener „Platzierungen, die mit dem wirklichen Raum der Gesellschaft ein Verhältnis unmittelbarer oder umgekehrter Analogie enthalten“ (Foucault 1992 [1967]: 38f.). In der Darstellung des Zusammenlebens der queer-lesbischen Community wird Sozialgeschichte in ihrer Abfolge aufgehoben und zu einer Heterochronie geformt (vgl. Foucault 1992 [1967]: 43): Es finden sich neben der Ausstattung, die sich den 1920er-Jahren zuordnen lässt, Elemente verschiedener sozialer und künstlerischer Bewegungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis hin zur Gegenwart – von der Kommune bis zum Happening.

Ähnlich wie die Redaktion ist auch der Nachtclub Eldorado ein Ort queerer und lesbischer Kultur, dessen Bedeutung schon der Serientitel in einem durchsichtigen Sprachspiel hervorhebt: *Eldorado KaDeWe*. In der Luther-Straße gelegen (heute: Martin-Luther-Straße), war das historische Eldorado ein populärer, über die Grenzen von Berlin hinaus bekannter Nachtclub, der für alle Geschlechter und Sexualitäten offen war. Die Serie deutet das Eldorado als lesbisch dominierten Club – und als eine hybride Platzierung zwischen Utopie und Heterotopie, als einen Ort der Freiheit, des Rausches und der Ekstase.

Historisch gesehen war das Eldorado nur einen kurzen Fußweg vom KaDeWe entfernt. Die raumsemantische Verbindung der beiden Orte kann daher mit einiger Berechtigung als naheliegend bezeichnet werden. Die Diegese entlokalisiert das Eldorado jedoch wieder. Filmisch wird der Ort in der ersten Folge durch heutige Außenaufnahmen eines mit Graffiti bestückten Innenhofes etabliert. Zugleich wird eine im wahrsten Sinne des Wortes plakative Politisierung vorgenommen. Musikalisch untermalt von Claire Waldorfs Chansonzeilen „Es weht durch die ganze Historie ein Zug der Emanzipation“, ist in Nahaufnahme ein Filmplakat zu Rosa von Praunheims *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* (D 1971) zu sehen. Dem Film wird nachgesagt, einer der Auslöser für die deutsche Schwulen- und Lesbenbewegung der 1970er-Jahre gewesen zu sein.

Auch *Babylon Berlin* setzt historisch verbürgte Tanzlokale aufwändig in Szene, etwa das Moka Efti, etabliert dieses jedoch zugleich als einen von der Berliner Unterwelt kontrollierten Ort der Politik, den russische Diplomaten ebenso aufsuchen wie Eliten aus Wirtschaft, Militär und Polizei. Unter dem Tanzsaal befindet sich außerdem ein (historisch nicht belegtes) Bordell, in dem sich Charlotte Ritter als Sexarbeiterin einen Teil ihres Lebensunterhalts verdient – wenn sie nicht gerade im Saal oben tanzt oder Champagner trinkt. Die Inszenierung von Lotte als exzessiv tanzender Nachtschwärmerin bedient das Bild von den 1920er-Jahren als Zeit der spektakulären Revuen, des rauschhaften Erlebens und der genderfluiden Tanzveranstaltungen, fügt sich aber auch in die Vorstellungen einer Neuen Frau, um die es im nächsten Abschnitt gehen soll.

5 Die Neue Frau

Dass die erste Folge von *Eldorado KaDeWe* den Titel *Stadt der Frauen* trägt, spiegelt die „tatsächliche Eroberung“ (Brauerhoch 2007: 59) von Metropolen wie Berlin durch weibliche Angestellte – zumeist waren es Stenotypistinnen (wie Lotte) und Verkäuferinnen (wie Hedi), die das großstädtische Straßenbild der 1920er-Jahre prägten (Biebl/

Mund/Volkening 2018). Aus den politischen, ökonomischen und kulturellen Umbrüchen, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ereigneten, erwachsen für Frauen neue Perspektiven. „Frauen, die an den Entwicklungen der Moderne teilhatten und sich deutlich vom Frauentypus des 19. Jahrhunderts unterschieden, bekamen das Etikett Neue Frauen“ (Brauerhoch 2007: 59). Zentrales Element des ‚neuen‘, emanzipierten Frauenbildes war die Erwerbstätigkeit, sein Prototyp fand sich in der jungen, unverheirateten Angestellten mit „Kurzhaarschnitt, Hängekleid und Zigarette“ (Brauerhoch 2007: 60).¹² Weiblichkeit und Urbanität wurden, insbesondere in den Bildern und Narrationen der boomenden ‚neuen‘ Massenmedien Film und Fotografie, gleichgesetzt. Die Filmwissenschaftlerin Fabienne Liptay fasst zusammen:

„Im Rückgriff auf die alte Metapher der ‚Hure Babylon‘ wurde vor allem die moderne Großstadt als Frau imaginiert, die sowohl begehrenswert als auch bedrohlich war. [...] Der Typus der Neuen Frau wurde zum Symbol für die Weimarer Modernität, für ihre Technikbegeisterung, ihre Urbanität, ihre Sachlichkeit, ihre sexuelle Freizügigkeit“ (Liptay 2007: 138).

Diese Topoi übernehmen die hier untersuchten Serien – *Babylon Berlin* sogar im Titel – mehr oder weniger bruchlos, wenn sie Berlin bildästhetisch als eine weitere Hauptfigur in Szene setzen, sei es durch die fast schon dokumentarische Präsenz gegenwärtiger Orte oder durch die in der Postproduktion erzeugte Illusion historischer Authentizität. Die weiblich lesbaren Fokalisierungsfiguren beider Serien sind klar als Neue Frauen und damit als Resultat einer neuen Geschlechterpolitik konzipiert. Charlotte Ritter arbeitet in einem von Männern dominierten Umfeld, der Polizei, und setzt alles daran, dort als Kriminalassistentin angestellt zu werden. Gleichzeitig ist sie als Sexarbeiterin tätig und verkörpert das Bild einer sexuell und ökonomisch emanzipierten Frau. Der psychodynamische Kontrast findet sich in der Figur des Dienstmädchens Greta Overbeck (gespielt von Leonie Benesch), die in eine politische Intrige gerät und aus Rache für den vermeintlichen Tod ihres Geliebten zur Attentäterin wird.

Während Lotte und Greta sozial deklassierten Schichten zugeordnet sind und Erwerbstätigkeit für sie überlebenswichtige ökonomische Notwendigkeit ist, kämpft die privilegierte Fritzi (eigentlich Friederike) Jandorf darum, wie ihr Bruder in leitender Funktion im Familienunternehmen KaDeWe mitarbeiten zu dürfen, und heuert schließlich bei der Konkurrenz an.¹³ Fritzi wird, wie schon kurz erwähnt, als Garçonne porträtiert, die Herrenanzüge, Hemdblusen und Krawatten trägt. Die Figurenkonzeption recurriert dabei auf die performativen Angebote der seinerzeitigen Mode:

„Sowohl in ihrer femininen als auch in ihrer maskulinen Spielart gibt die Kleidung der zwanziger Jahre das Versprechen sexueller und sozialer Mobilität. Mode als Maskerade – das galt vielen als Chance des Ausprobierens neuer und Ablegens alter Verhaltensweisen, auch als Weigerung, sich auf ein bestimmtes Frauenbild festzulegen“ (Liptay 2007: 146).

12 In einer instruktiven Diskussion der Begriffsgeschichte der Sozial- und Medienfigur ‚Neue Frau‘ verweisen die Sprecherinnen auf deren Wurzeln in der *femme libre* der französischen Revolution und auf die Unterschiede zwischen der proletarischen Arbeiterin und dem bürgerlichen Konstrukt einer berufstätigen ‚Neuen Frau‘ (vgl. Baader et al. 1990).

13 Für weitere Untersuchungen der Serien würden sich intersektionale Fragestellungen mit Fokus auf dem narrativen Umgang mit Klassismus anbieten.

Durch den Erzählstrang um das KaDeWe ist die Thematisierung von Mode fast unumgänglich. Die Serie löst dies dramaturgisch u. a. dadurch, dass Hedi nicht nur als Verkäuferin angestellt ist, sondern auch als Modell für verschiedene Werbemedien auftritt oder auftreten soll. Bei dem ersten Fotoshooting für einen Katalog verspätet sie sich, da sie ihrer Schwester Mücke (Neele Buchholz), die das Downsyndrom hat, während und nach einer Abtreibung zur Seite stehen muss (vgl. Folge 2). Durch eine Parallelmontage des Shootings mit der Abtreibung werden verschiedene weibliche Lebenswelten provokativ gegenübergestellt: hier die Konsumwelt und die Mode mit ihrem Versprechen von Freiheit und Fortschritt; dort der Alltag, die Armut und die ungewollte Schwangerschaft. Gleichzeitig wird mit dieser Sequenz die Relevanz reproduktiver Rechte verdeutlicht, deren Thematisierung sich als weiteres politisches Motiv, das auf die Gegenwart verweist, durch die Serie zieht.

Insbesondere mittels dieser parallelmontierten Sequenzen wird Hedi als Figur mit Eigenschaften wie Fürsorglichkeit oder Werten wie Familie und Häuslichkeit in Verbindung gebracht. Und selbst wenn sie sich im Taumel der Nacht einen Schnurrbart aufmalt, ist die Figur eher feminin konzipiert, als *femme* im Spektrum lesbischer Identitäten und komplementär zu Fritzi. Die Liebe der beiden wird auch – ungewöhnlich für eine öffentlich-rechtliche, deutsche TV-Produktion – als Geschichte sexueller Leidenschaft erzählt; die ästhetisch und respektvoll gefilmten Sexszenen (Kamera: Daniela Knapp) lassen lesbisches Begehren sichtbar werden und enttabuisieren es dadurch.

Hedis Schnurrbartmaskerade zeigt indessen, dass es die androgyne und neusachliche Mode der Weimarer Republik ermöglicht hat, verschiedene Rollen einzunehmen und Genderidentitäten zu dekonstruieren: „Both aspects of fashion, dress and makeup, treated sexuality as a spectacle and identity as a construction“ (Hake 1997: 189). Das Doing Gender der Figur Fritzi orientiert sich nicht nur im Hinblick auf die Kleidung an männlichen Genderperformances, sondern auch in ihrem Wunsch nach Führungsverantwortung und vor allem im Umgang mit Hedi, der sie das Versprechen gibt, für sie zu sorgen. Der Vorstellung von Ehe auch als ökonomischer Versorgungsinstitution folgend, ist die (Un-)Möglichkeit einer Hochzeit ein wiederkehrendes Motiv; nicht nur in den Gesprächen zwischen Fritzi und Hedi, sondern auch auf der Ebene des Discourse. Während einer Revue im *Eldorado* wird stellvertretend ein gleichgeschlechtliches Paar auf der Bühne getraut (vgl. Folge 3) und die Szene der Trauung von Hedi und ihrem Verlobten wird mit einer romantischen Imagination einer Eheschließung mit Fritzi eingeleitet, ein Tagtraum, aus dem Hedi unsanft erwacht (vgl. Folge 4). Es ist offenkundig, dass das Erzählkonzept von *Eldorado KaDeWe* mithilfe des Blicks in die Vergangenheit die 2017 in Deutschland eingeführte ‚Ehe für Alle‘ moralisch legitimiert.

6 Fazit

Der Beitrag hatte es sich zur Aufgabe gemacht, zu untersuchen, wie weiblich lesbare Geschlechterrollen als Doing Gender in die Erzählungen zweier Fernsehserien eingehen, die im Berlin der 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts spielen. Auch wenn sich der Eindruck angesichts der Verantwortlichkeiten in den jeweiligen Produktionsteams fast schon aufdrängt, wäre es doch zu kurz gedacht, die Unterschiede zwischen *Babylon*

Berlin und *Eldorado KaDeWe* als Opposition von männlichen und weiblichen Erzählstrategien zu bestimmen. Es ist angemessener, die Serien über ihre narrative Komplexität zu charakterisieren (vgl. Mittell 2014), die, wie oben ausgeführt wurde, neben anderen sozialen und politischen Handlungspraxen das Ausagieren von Geschlechterrollen in eine mediale Inszenierung einbettet und damit sichtbar macht.

Babylon Berlin knüpft an das populäre Format des historischen Krimis an und ordnet die Figurendramaturgie der Reflexion nationaler Identität unter. Im Kern der Erzählung steht die Frage danach, wie der Aufstieg des Nationalsozialismus möglich war. Die Serie bedient damit das Narrativ, dass die Weimarer Republik als Vorgeschichte des sogenannten ‚Dritten Reichs‘ zu verstehen sei. Die drohende Katastrophe ist dabei allerdings nur den historisch informierten Zuschauenden bewusst, die Figuren sind so inszeniert, dass sie nicht wissen, was in ihrer nahen Zukunft passieren wird. Entsprechend geht *Babylon Berlin* in der Konzeption der weiblichen Figuren auch nicht über die schon in den 1920er-Jahren so benannte Neue Frau hinaus.¹⁴ Ungeachtet der erzählerischen und inszenatorischen Ausdifferenzierung sowie der schauspielerischen Leistung werden in der Serie tradierte Weiblichkeitskonzepte reformuliert. Zwar werden durchaus Grenzen ausgelotet, doch die Geschlechterhierarchie bzw. ihre Dichotomie wird nicht grundsätzlich aufgelöst. Das männliche Erleben kreist um den Krieg und das Streben nach Macht, während sich die weiblichen Fokalisierungsfiguren durch Care-Arbeit, käufliche Sexualität und Handlungen im Affekt auszeichnen.

Eldorado KaDeWe hingegen inszeniert die lesbisch-queere Sub- und Clubkultur im Berlin der 1920er-Jahre als Vorbild für emanzipierte, gleichberechtigte und offene Geschlechterrollen. Genderidentitäten werden in der Seriennarration als kontingent und wandelbar reflektiert. Damit etabliert die Serie mit ihrer Erzählung über die 1920er-Jahre nichts weniger als einen Gründungsmythos für eine genderfluide Politik der Diversität. Die Gleichberechtigung aller Lebensentwürfe ist ein politisches Ziel, das durch den Faschismus in Vergangenheit und Gegenwart zwar massiv bedroht wird, sich letztlich aber doch als das bessere Gesellschaftsmodell durchsetzen wird. Durch diese Erzählhaltung verfügt *Eldorado KaDeWe* über ein hohes Potenzial an Empowerment für marginalisierte und diskriminierte Geschlechtergruppen. Mittels Ausstrahlung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen wird eine breite Öffentlichkeit geschaffen und Queerness innerhalb der Mehrheitsgesellschaft ein Raum gegeben. Diese identitätsstiftende Sichtbarkeit lässt den Wahrheitsgehalt der Erzählung als eher unwesentlich erscheinen. Fernsehfilmisches Erzählen als Aneignung von Geschichte schafft stattdessen einen fiktionalen Raum, alles zu denken, was möglich (gewesen) sein könnte.

14 Wie zuvor in anderen europäischen Ländern (z.B. angeregt durch einen vielbeachteten Essay der britischen Feministin Sarah Grand, der 1894 unter dem Titel *The New Aspect of the Woman Question* erschienen ist) wurde auch in der Weimarer Republik intensiv über ein neues Frauenbild diskutiert, zu nennen ist etwa Elsa Herrmanns Buch *So ist die neue Frau* (1929). Vgl. dazu Baader et al. (1990), auch Frevert (1986: insbesondere 171ff.).

Literaturverzeichnis

- Allrath, Gaby & Gymnich, Marion (2006). Stimme – Körper – Blick: Erzählen und Gender in amerikanischen Fernsehserien seit den 1990er Jahren. In Sigrid Nieberle & Elisabeth Strowick (Hrsg.), *Narration und Geschlecht: Texte – Medien – Episteme* (S. 239–260). Köln: Böhlau.
- Baader, Maïke; Noell-Rumpeltes, Doris & Sykora, Katharina (1990). Aufbruchspantasien: Eine Diskussion zum Thema „Neue Frau“. *FrauenKunstWissenschaft. Rundbrief: Images der „Neuen Frau“*, (9/10), 4–14. <https://doi.org/10.57871/fkw9/101990202>
- Biebl, Sabine; Mund, Verena & Volkening, Heide (Hrsg.). (2008). *Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit*. Berlin: Kadmos.
- Brauerhoch, Annette (2007). Arbeit, Liebe, Kino. Working Girls. In Gabriele Jatho & Rainer Rother (Hrsg.), *City Girls. Frauenbilder im Stummfilm* (S. 58–87). Berlin: Bertz + Fischer.
- Chatman, Seymour (1978). *Story and Discourse. Narrative Structure in Fiction and Film*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Dörner, Andreas (2012). Geschichtsfernsehen und der historisch-politische Eventfilm in Deutschland. In Andreas Dörner & Ludgera Vogt (Hrsg.), *Unterhaltungsrepublik Deutschland. Medien, Politik und Entertainment* (S. 82–95). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Foucault, Michel (1992 [1967]). Andere Räume. In Karlheinz Barck (Hrsg.), *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essais* (S. 34–46). Leipzig: Reclam.
- Frevert, Ute (1986). *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Grand, Sarah (1894). The New Aspect of the Woman Question. *North American Review*, (158), 270–276.
- Gymnich, Monika (2017). Erzählen und Gender. In Matias Martínez (Hrsg.), *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 326–334). Stuttgart: Metzler.
- Hake, Sabine (1997). In the Mirror of Fashion. In Katharina von Ankum (Hrsg.), *Women in the Metropolis. Gender and Modernity in Weimar Culture* (S. 185–201). Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Hall, Sara F. (2019). Babylon Berlin: Pastiche Weimar cinema. *Communications*, 44(3), 304–322. <https://doi.org/10.1515/commun-2019-2061>
- Herrmann, Elsa (1929). *So ist die neue Frau*. Hellerau: Avalun.
- Koschorke, Albrecht (2017). *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* (4. Aufl.). Frankfurt/Main: Fischer.
- Kracauer, Siegfried (2021 [1927]). Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino. In Siegfried Kracauer, *Das Ornament der Masse. Essays* (S. 279–294). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Liptay, Fabienne (2007). Lulu, Lotte und die anderen. Bilder der Neuen Frau. In Gabriele Jatho & Rainer Rother (Hrsg.), *City Girls. Frauenbilder im Stummfilm* (S. 122–157). Berlin: Bertz + Fischer.
- Milevski, Urania; Reszke, Paul & Woitkowski, Felix (Hrsg.). (2018). *Gender und Genre. Populäre Serialität zwischen kritischer Rezeption und geschlechtertheoretischer Reflexion*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Mittel, Jason (2014). Narrative Komplexität im amerikanischen Gegenwartsfernsehen. In Frank Kelleter (Hrsg.), *Populäre Serialität: Narration – Evolution – Distinktion. Zum seriellen Erzählen seit dem 19. Jahrhundert* (S. 97–122). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839421413.97>
- Müller-Funk, Wolfgang (2002). *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien, New York: Springer.

- Nieberle, Sigrid & Strowick, Elisabeth (2006). Narrating Gender – Einleitung. In Sigrid Nieberle & Elisabeth Strowick (Hrsg.), *Narration und Geschlecht: Texte – Medien – Episteme* (S. 7–22). Köln: Böhlau.
- Nünning, Vera & Nünning, Ansgar (Hrsg.). (2004). *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: Metzler.
- Roether, Diemut (2021). „Ich zeige die Welt, wie sie war“. Ein epd-Interview mit Regisseurin Julia von Heinz. *epd medien*, (50), 17.12.2021. Zugriff am 08. August 2022 unter <https://epd.de/fachdienst/epd-medien/schwerpunkt/interview/ich-zeige-die-welt-wie-sie-war>.
- Schweinitz, Jörg (2007). Multiple Logik filmischer Perspektivierung. Fokalisierung, narrative Instanz und wahnsinnige Liebe. *montage/av*, 16(1), 83–100. <https://doi.org/10.25969/mediarep/262>
- Soltan, Noah (2021). „Zu Asche, Zu Staub“. Netflix Acquisitions and the Aesthetics and Politics of Cultural Unrest in *Babylon Berlin*. *The Journal of Popular Culture*, 54(4), 728–749.
- Ströbele, Carolin (2017). Die bebende Stadt. *Zeit Online*, 27.09.2017. Zugriff am 20. Dezember 2022 unter <https://zeit.de/kultur/film/2017-09/babylon-berlin-tom-tykwer-henk-handloegten-achim-borries/komplettansicht>.
- Tröstl, Stefanie (2012). *Femmes fatales und Kesse Väter. Über weibliche Homosexualität im Spielfilm*. Hamburg: Diplomica.
- Weber, Tanja (2020). Zur komplexen Serialität in *Babylon Berlin*. *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*, 67(1), 79–104. <https://doi.org/10.14220/mdge.2020.67.1.79>
- Wintermayr, Arabella (2021). Neue Serie Eldorado KaDeWe: Eine Oase der Freiheit. *die tageszeitung*, 27.12.2021. Zugriff am 10. März 2023 unter <https://taz.de/Neue-Serie-Eldorado-KaDeWe/!5820235/>.

Film- und Medienverzeichnis

- ARD (2018). *Making-of: Babylon Berlin*. Zugriff am 10. März 2023 unter <https://daserste.de/unterhaltung/serie/babylon-berlin/videos-extras/making-of-babylon-berlin-100.html>.
- ARD (2021). *Regisseurin Julia von Heinz über die Serie*. Zugriff am 10. März 2023 unter <https://daserste.de/unterhaltung/serie/eldorado-kadewe/videos/julia-von-heinz-102.html>.
- Babylon Berlin* (2017–2022). Regie und Buch: Tom Tykwer, Achim von Borries & Henk Handloegten. ARD Degeto, Sky, Beta Film und X Filme Creative Pool.
- Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit* (2021). Regie: Julia von Heinz. Buch: Julia von Heinz, John Quester, Sabine Steyer-Violet & Oskar Sulowski. UFA Fiction, Constantin Television GmbH für die ARD.
- Die Büchse der Pandora* (1929). Regie: G. W. Pabst.
- Menschen am Sonntag* (1929). Regie: Robert Siodmak.
- Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* (1971). Regie: Rosa von Praunheim.

Zur Person

Sandra Nuy, PD Dr., Universität Siegen. Arbeitsschwerpunkte: politische Kultur und Medienästhetik, Dramaturgien des Politischen, Intermedialität von Film und Theater, Erinnerungskulturen, Nationalsozialismus und Shoah in den Medien.
 Kontakt: Universität Siegen, Philosophische Fakultät, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57068 Siegen
 E-Mail: sandra.nuy@uni-siegen.de

„Die Transvestiten haben das Wort“: the politics of gender variation, sexual distinction and morality in the transvestite magazine *Das 3. Geschlecht*

Zusammenfassung

„Die Transvestiten haben das Wort“: die Politik der Geschlechtervariation, sexuellen Unterscheidung und Moral in der Transvestitenzeitschrift *Das 3. Geschlecht*

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der in der Zeit der Weimarer Republik von Friedrich Radszuweit herausgegebenen Zeitschrift *Das 3. Geschlecht* (1930–1932) und untersucht die affektiven und politischen Dimensionen der dargestellten öffentlichen Transvestitenkultur. Seinerzeit entstanden neben schwulen und lesbischen Kollektiven auch transvestitische Gegenöffentlichkeiten, die durch queere Berichterstattung und urbane Netzwerke gefördert und durch politische Akzeptanz gemäßigt wurden. Wie *Das 3. Geschlecht* zeigt, reagierten einige Transvestiten auf die neue Öffentlichkeit mit Zurückhaltung, Abschirmung und Verschwiegenheit, statt mit öffentlichem Widerstand oder Sichtbarkeit als trans*. Ich versuche, diese Tendenz zu Genderkonservatismus, Heterosexismus und bürgerlichen Konventionen aufbauend auf Laurent Berlants Konzept der *intimen Öffentlichkeit* zu beleuchten. Mein Schwerpunkt liegt dabei auf normativen und ‚generischen‘ Vermittlungen der Erfahrung von Transvestitismus und der Frage, wie die Bedingungen für ein Leben als Transvestit in einer Zeit gestaltet werden konnten, als Normen für trans* Personen noch im Entstehen begriffen und umstritten waren. Dabei erweisen sich Wunschvorstellungen geschlechtlicher und sexueller Normalität und Zugehörigkeit zur bürgerlichen Gesellschaft als bedeutsamer als oppositionelle oder emanzipatorische Politik.

Schlüsselwörter

Transgender-Geschichte, Transvestismus, Intime Öffentlichkeiten, Sexualpolitik, Weimarer Republik, Transgender-Identitäten

Summary

This article analyzes the Weimar-era transvestite magazine *Das 3. Geschlecht* (1930–1932), originally published by Friedrich Radszuweit, and assesses the affective and political qualities of the transvestite public culture that it organized. Scholars have shown how transvestite counter publics emerged in Germany alongside gay and lesbian collectives, spurred by the development of a queer press and urban social networks and tempered by a politics of respectability. As *Das 3. Geschlecht* shows, certain transvestites responded to the new publicity around transvestism by turning to modesty, privacy and inconspicuousness, not necessarily to public resistance or visibility as trans*. My argument explains this tendency toward gender conservatism, heterosexism, and middle-class conventions like domesticity and decency by emphasizing how this space operates as an *intimate public*, building on the concept by Laurent Berlant. Focusing on normative and ‘generic’ mediations of the experience of transvestism, I explore how the magazine’s public sought to shape the conditions for living as a transvestite in Weimar society, when the norms for trans personhood were still being conceived and disputed. Aspirational fantasies of gender and sexual normalcy and seamless belonging in middle-class society prove more significant to these mediations than oppositional or emancipatory politics.

Keywords

transgender history, transvestism, intimate publics, sexual politics, Weimar Germany, transgender identities



1 Introduction

By the mid-1920s in Germany, a model for understanding transgender feeling developed with the category of ‘transvestism’ around social practices of crossdressing and cross-gender identification. This category emerged out of sexological and medical discourses on abnormal sexual behavior and coincided with the ongoing movements for homosexual emancipation and sexual reform of the pre- and interwar periods (Beachy 2010; Herrn 2005; Sutton 2012, 2015; Tobin 2015; Whisnant 2016). Starting from Magnus Hirschfeld’s study on the “erotic drive to crossdress” (Hirschfeld 1910, translation H.R.¹) titled *Die Transvestiten*, the category was heavily influenced by the contemporary notion of a *third sex* as well as Hirschfeld’s theory of sexual intermediaries (*sexuelle Zwischenstufen*). Hirschfeld (1904, 1910, 1918) sought to explain gender and sexual variation as a phenomenon of natural multiplicity and admixture of ideal masculine and feminine traits (Dose 2014; Hill 2005; Mancini 2010). After the formation of the Weimar Republic, new sociopolitical transformations, such as the relaxation of state censorship laws, loosening attitudes around sex and pleasure, and shifts in traditional gender relations allowed for the emergence of more visible public cultures for gender and sexual minorities (Herzog 2011). These developments included the flourishing of a queer press and an increase in the number of political organizations and venues targeting queer publics, particularly in urban areas like Berlin (Beachy 2014: 164, 189ff.; Lybeck 2014). As Sutton has argued, the new political culture of ‘transvestite’ identity in the Weimar period and the efforts to articulate a form of “transvestite citizenship” (Sutton 2012: 337) point to the formation of a distinct counter public sphere in which trans identity was bound up with an oppositional and subordinate relationship with dominant culture.² Similarly, Lybeck highlights the significant role of print periodicals like *Garçonne* and *Die Freundin* that were aimed at women readers interested in topics of homosexuality and transvestism, arguing that these texts and their readers constituted a distinct “print public sphere” that allowed for “solitary identity work while also fostering imagined social connection and a presence in public” (Lybeck 2014: 161). Marhoefer (2015) has shown how a ‘limited’ public sphere around lesbian and transvestite identities developed through shared reading practices and their extension into social venues and political groups like the Deutscher Freundschaftsverband (DFV), emphasizing the impact of media and state censorship in shaping lesbian subcultures. These authors note that pushes for emancipation were circumscribed by a bourgeois political culture of respectability that tended away from radicalism, encouraging “restraint” by “maintaining a low profile” in public (Marhoefer 2015: 8, 64) and “conforming to dominant standards of appearance, behavior, and morality” (Sutton 2012: 341).

Building on these arguments, I address the material printed in five issues of the transvestite magazine *Das 3. Geschlecht* by the publisher and activist Friedrich Radszuweit

1 In this article, some original German-language quotations have been translated into English by the author. These translations are not further identified in the following.

2 My use of ‘trans’ is meant to stand in for a broad range of historical and contemporary phenomena of gender variation, not all of which are identical to modern notions of ‘transgender’. I want to highlight the continuity between contemporary understandings of transgender and historical practices and feelings of gender incongruence, while marking the difference between these categories and our own. On the trans* asterisk as a wildcard, see Halberstam (2018: Ch. 1).

from May 1930 to May 1932, which included short fiction, reportage, scientific articles, opinion columns, photography and advertising. Publications targeting an explicitly transvestite audience emerged in the mid-1920s as inserts and special columns in other periodicals. The supplement “Der Transvestit”, later “Die Welt der Transvestiten”, appeared in the lesbian magazine *Die Freundin* after 1924, and “Der Transvestit” as a column in *Liebende Frauen* from 1927 (Schader 2004, 2018). Of the queer periodicals from the period (Beachy lists at least 28), *Das 3. Geschlecht* is the only one that exclusively addresses the topic of transvestism and accompanied Radszuweit and other leaders’ efforts to organize transvestites within the paradigm of the homosexual emancipation movement and its organizations like the Bund für Menschenrecht (BfM) (Herrn 2016: 235ff.). Radszuweit’s press published the most prominent examples from the period like *Die Freundin*. These magazines were meant to serve as democratic extensions of their political groups, providing a forum where readers could respond to and influence the organization’s positions in addition to their “identification models” (Vendrell 2020: 39) and norms of behavior. Radszuweit qua businessperson was aware of the new potential for consumer culture to market to sexual minorities, and he sought to capitalize on this new public of trans readers as a form of “pink money” (Vendrell 2020: 44ff.).

I argue that the circulation of *Das 3. Geschlecht* among transvestite, queer and other readers interested in the social issues of transvestism represents the formation of an *intimate public* which served the affective and moral purposes of norm-setting and distinction for a certain class of transvestites, in the sense of elaborating the specific feelings, desires and practices attached to living as the ‘other sex,’ and distinguishing themselves from other ‘abnormal’ types through their sexual character, propriety and class attitudes. While it is tempting to assume that this discrete trans subculture formed with an emancipatory and transformative politics, this Weimar transvestite public and its aims bear a significant impulse toward non-visibility, discretion, and gender and sexual conservatism, especially rooted in the private sphere and circumscribed by domestic institutions like marriage and the family. The historical emergence and mediation of trans feeling in the Weimar era was accompanied counterintuitively by reassertions of the primacy of heterosexuality, conventional gender relations and their moral codes. This calls us to qualify the ‘political’ nature of transvestism and challenges the idea (or wish) that trans publics would necessarily emerge through revolutionary transformations of gender and sexuality. This highlights a divergence between historical forms of trans feeling and modern desires to glimpse trans resistance in the past. I would argue that the contemporary desire to seek out this resistance traffics in the same political promises that trans intimate publics offer, namely that I encounter in these historical publics people who are trans like me, who have felt the same feelings of gender unease and suffering that I have experienced, and that they lived and *survived* these conditions like I hope to.³

An *intimate public*, a concept developed by Laurent Berlant in *The Female Complaint* (2008), describes an affective and aesthetic space of sentimental attachment, identification, and recognition organized around a shared identity and its related genres,

3 I make this argument in light of the resurgence of pop-culture and academic interest in trans politics in the Weimar era, seen for instance in Joey Soloway’s *Transparent* series. These developments invite reflection on our wishful attachments to historical subjects and the political expectations we place on them (see, e.g., Love 2007: Ch. 2).

which are assumed to be common to the historical experiences of its members. Berlant defines a public as a “space of mediation in which the personal is refracted through the general”, a reciprocal framework for “identification among strangers that promises a certain experience of belonging and provides a complex of consolation, confirmation, discipline and discussion about how to live as an *x*” in the world (Berlant 2008: viii). It also represents a “culture of circulation” that “operates when a market opens up to a bloc of consumers, claiming to circulate texts and things that express those people’s particular core interests and desires” (Berlant 2008: 5). An intimate public generates a sense that it “expresses what is common among them, a subjective likeness that seems to emanate from their history and their ongoing attachments and actions” (Berlant 2008: 5). Genres that circulate in these publics, as in the case of femininity and “women’s culture” for Berlant, form a “structure of conventional expectation” that “provide certain kinds of affective intensities and assurances” (Berlant 2008: 4), imparting the characteristic feeling that “you are not alone (in your struggles, desires, pleasures)” (Berlant 2008: ix). In the periodicals that published sections explicitly for transvestites, transvestism circulates as this generic point of personal attachment and aspiration, shaped by common experiences of gender incongruence and the desires to live as an accepted member of the ‘opposite’ sex, to find one’s place within an already-existing “structure of conventional expectation” (Berlant 2008: 4) and broker the terms for living as a trans person in this system. An intimate public assures its members that their experiences in the world are not theirs alone and allows them to experience their personal story as something social, even if “one’s singular relation to that belonging is extremely limited, episodic, ambivalent, rejecting, or mediated by random encounters with relevantly marked texts” (Berlant 2008: x).

While Radszuweit expressed emancipatory aims in his editorials in *Das 3. Geschlecht*, the text articulates practices and feelings that are “juxtapolitical” as Berlant put it, adjacent to or removed from politics ‘proper’. Intimate publics often express ambivalence toward dominant politics and instead flourish “in *proximity* to the political” (Berlant 2008: x, emphasis in original). In the case of the Weimar transvestite public, this ambivalence is captured in the desire expressed by some transvestites in the magazine to simply live inconspicuously and work domestically in their preferred gender, not to stand out *as* transvestites or politicize themselves as such. This points to the culture of respectability that conditions Weimar trans publics and calls into question the propriety of living trans publicly. It highlights the fraught and stigmatized nature of the category, expressed in the urge to *not* appear in public and not stand out or be conspicuous *as* a transvestite, while still pushing for social tolerance and acceptance as a ‘normal’ person. As Sutton shows, “demands for legal and social recognition were formulated on the condition that the subjects themselves disappear from public view” (Sutton 2012: 343; cf. Herr 2016: 245). Publics serve their promise to express commonality and recognition among strangers by binding them in their negotiation and recognition of shared norms. For Berlant, they are vital for the “ordinary survival” of the subordinated populations that they mediate and should not merely be assessed in their “convertibility to politics” or as symptomatic of “unrealized revolution” (Berlant 2008: 24f.). The counterposed tendencies of the political and “juxtapolitical” that emerge within the text of *Das 3. Geschlecht* give evidence to the survival strategies at work in the emerging

transvestite public of the Weimar period, where the “negotiation of the process of survival” outside of the “idiom of politics” (e.g., in the idiom of bourgeois privacy and respectability) is a condition for that public’s flourishing (Berlant 2008: 24). These ambivalences should not be viewed as the public’s “failure to be politics” (Berlant 2008: 25) and instead points to an optimistic, even utopian drive in the turn to “normativity itself” (Berlant 2008: 5) in the bargaining with power and in the aspirational attachments and disavowals that frame one’s sense of being-in-common in the world as a ‘transvestite’.

2 The political work of transvestism

The material in *Das 3. Geschlecht* represents perspectives across multiple categories of identity, from the working and middle classes, gender and sexual minorities, as well as non-trans outsiders and experts, brought into conversation on the problems, values and proclivities of transvestites. Transvestism and the social roles ascribed to those who desired to live as another gender became a public project for negotiation and rearticulation as a tolerated social phenomenon in Weimar Germany. The mobilization of these various interests around transvestism might appear to contemporary readers as promisingly queer, in that they suggest forms of affinity and solidarity across stable boundaries of gender, sexuality and class, although this solidarity remains primarily virtual and imagined. This queer potential appears in the open exchange of feelings, political desires and disciplinary norms around gender variance, even by non-transvestites, who share in the communal, mediating function of the intimate public and take part in the belonging it transmits, even in disciplinary interventions.

An editorial from the publisher from July 1931, titled “Zum Kampf der Transvestiten”, speaks to the circulation of feeling in this public, highlighting the affective qualities of *Das 3. Geschlecht*, as well as the political visions of the editor, which the audience of the magazine failed to uphold. Radszuweit admonishes his transvestite readership for neglecting to fulfill their “duty” to the movement for emancipation and states his editorial intention that the magazine should capture the “Seelen-” and “Empfindungsleben” of transvestites, not simply their voracious appetite for clothing and detailed accounts of dressing habits (Radszuweit 2016 [1931]: n. p.).⁴ The economically-minded Radszuweit laments that attempts to organize transvestites within his political organization (the BfM) had not proven successful, and criticizes them for their reticence to financially contribute to the BfM or pay the 1-Mark cover charge of the publication, quipping that transvestites have not realized that “when one desires rights, one must also fulfill duties” (Radszuweit 2016 [1931]: n. p.). He criticizes the apolitical nature of the group that he is fighting for, contrasting their efforts with the stronger organizational will of homosexuals in the BfM. His text disdains how “naive” some transvestites are for expecting to be respected publicly and have the work of enlightenment done for them, calling out specifically those who buy a single issue and share it among friends rather than purchase

4 Herr’s 2016 reprint of *Das 3. Geschlecht* does not feature continuous pagination throughout the volume, but instead includes facsimiles of each issue with their original pagination. An inclusive page range for cited articles within their respective issue, as well as the month and year of publication, can be found at the end of the reference list.

their own copy (Radszweit 2016 [1931]: n. p.). Radszweit suggests that one cannot yet speak of transvestite social recognition due to their disengagement with the cause and the lack of public effort to bring about change: “Bis jetzt kann man von einem Kampf der Transvestiten um ihre Anerkennung nicht reden, denn ist ja noch nichts getan worden, um die Öffentlichkeit aufzurütteln” (Radszweit 2016 [1931]: n. p.).

Radszweit’s frustrations illustrate the gulf between emancipatory-minded organizers and the subjects addressed by their sexual politics, who demonstrated an ambivalence and even outright resistance to identifying and organizing publicly as transvestites (Herrn 2016: 243ff.). The tenuousness of this not-yet-political community and the stigma of belonging to it underscore the “juxtapolitical” structure of an intimate public, not just in the work of emotional solidarity among readers, but also framed by their failure to become political and take collective action. Instead, they demonstrate a tendency to pass from sight and seek personal obscurity in privacy, or rather “on behalf of privacy” (Berlant 2008: 22). Radszweit’s economic expectations show that the trans public was conditioned by the circulatory networks and profit incentives of consumer culture, since he extended business models to the realm of democratic politics and tried to capitalize on new markets of queer consumers, a novel, albeit contentious use of his resources in publishing (Vendrell 2020: 44ff.).

One contribution titled “Gedanken einer heterosexuellen Frau über die Transvestiten” (Dietrich 2016 [1930]) illustrates how the category of transvestism became a public matter of concern that called for boundary-making and rule-setting that spanned the interests of other discreet identity categories and social worlds. The identity work in this article centers on shared conventions of femininity, and its author tries to encourage behavioral norms that (MtF) transvestites should follow if they hope to be accepted as women, criticizing those who do not fully adopt all aspects of womanhood. The author expresses pity for transvestites, who are often “recht unbeholfene Menschen” who have been doomed by an “inscrutable nature” to never truly understand “how to live life” (Dietrich 2016 [1930]: n. p.). Acknowledging the inborn, unobjectionable nature of transvestism, she tells of an “awkward” friend who was otherwise a “fully realized woman”. She calls out “his” singular fixation on clothing and feminine accoutrements, noting that he pays absolutely no attention to the state of his home or the maintenance of his domestic space: “Trotzdem er alleinstehend war, vernachlässigte er seine Wirtschaft vollkommen, und sein Äußeres stand in grellen Kontrast zu seinem Heim. Einer wirklichen Frau würde man es nie verzeihen, wenn ihre Wohnung sich in einen solchen Zustand befände” (Dietrich 2016 [1930]: n. p.).

The final claim that a “real woman” would never be forgiven for such egregious neglect of her private space is a condemning statement of her friend’s gender failure, vanity and inability to live up to a primary norm of bourgeois femininity. It also indexes how that norm applies to all women generically, including the author herself. For the transvestites, failure to meet this norm compromises their social legibility and belonging as women: “der Uneingeweihte [sah] ja nur immer den Mann und diesem verzeiht man es schon, wenn er die Wirtschaft nicht so in Ordnung hält” (Dietrich 2016 [1930]: n. p.). Berthe Dietrich issues an assertion that serves as a maxim for gender tolerance: “Wenn schon Frau, dann auch ganz” (Dietrich 2016 [1930]: n. p.). As Berlant suggests, contending with what a public establishes as normative (in this case, both for women and

transvestites) is itself a way to take part “in the promise of belonging that it represents” by determining “whose experience it can absorb” and whose it should renounce (Berlant 2008: ix).

These exclusions resonate with the article “Transvestiten-Ehe”, whose author emphasizes that clothes alone do not make a woman and that transvestites must also take on “ihre ganze Arbeit” (Grete 2016 [1930]: n. p.). Asserting a “Hausfrauenpflicht”, the transvestite author offers a categorical distinction: “ein Transvestit ohne den Drang auch Hausarbeit zu leisten, ist eben kein solcher” (Grete 2016 [1930]: n. p.). Clearing any middle-ground for ambiguity or admixture, these texts assert a gender imperative to perform the binary norms that dictate the social roles for women and men entirely, not selectively. Gendered expectations of women’s labor were key to many transvestites’ desires for recognition, and it is precisely their conventionality and normative character that promises gender belonging and fulfillment. The “housewife duty” recapitulates bourgeois demands on women rather than offering an emancipatory appeal to transform or escape them, and her claim that all women are happy to perform domesticity and preside over the home suggests a limited conception of women’s agency that appears naïve from a feminist vantage point. Such commentary on domesticity circulates at a key moment in the modernization of gender relations, where the social bonds between women, the domestic sphere and practices of reproduction were becoming more tenuous following World War I. The Weimar concept of womanhood, as scholars like Atina Grossmann have shown, occupied a pivotal space on the boundary of public and domestic spheres, both embodying the “crisis of modernity” and seeming to offer “a bastion of stability in a rapidly changing world” (Grossmann 1995: 5). Weimar transvestite publics are similarly marked by a contradiction between the desire for domestic normalcy and the demands of public recognition as a marginal political community worthy of rights.

3 Morality and gender expression

The sense of gender scrutiny that the opinion pieces convey is echoed in articles that capture what public life felt like for transvestites trying to live in their desired genders, reflecting the pressure to ‘pass’ inconspicuously and conform to gender expectations. Many contend with matters of gendered aesthetics and manners, not necessarily with the morality of transvestism, using class-based concepts like decency (*Anstand*) that qualify transvestites’ entrance into public life as a matter of taste. An opinion from one transvestite, ominously titled “Menschen sehen dich an”, depicts a culture of surveillance of the behavior of gender-variant people, writing, “man fühlt es, man wird kritisiert und scharf beobachtet” (Schröder 2016 [1931]: n. p.). Her text critiques transvestites who do not blend in seamlessly with cisgender men and women and offers advice for passing, covering troublesome points that could draw unwanted attention. The author recounts reading another woman’s appearance on the train and clocking her as trans in a moment of realization of her ‘real’ sex. Men’s rings, loud nose-blowing, and heavy perfume gave it away: “Ja, sie ist ein ‘Er’” (Schröder 2016 [1931]: n. p.).

The author reports that journalists, scientists, artists and criminalists are all keenly interested in observing the lifestyle of transvestites, as are heterosexuals looking for a

spectacle. Answering this sense of persistent observation with an appeal to dress decently (or only go out at night or stay home if unable to do so), a Grete M. suggests that lengthy descriptions of “dressing scenes” in the magazine would serve a prurient interest, e.g., “der Wunsch, auf ungeahnte Orgien stoßen zu können” (M., Grete 2016 [1932]: 33). Disavowing that these interests have anything to do with transvestism as an identity, Grete compares accounts of dressing to “tasteless revelations from the marital bedroom”, and adds that in European cities, the ability of transvestites to pass seamlessly and tastefully has become a lost art, claiming, “nur ein verschwindend kleiner Teil wirklich dezent, unauffällig und ästhetisch wirkt” (M., Grete 2016 [1932]: 33).

Elsewhere, this push for decency under increased public attention is paired with a warning to transvestites: “Lerne dich selbst erkennen!” as the article’s subtitle implores, before you identify too hastily with transvestism (“Der Transvestit über sich selbst” 2016 [1931]: 20). The author, an MtF transvestite, shares a cautionary tale of a friend who wished to live as a woman. Armed with information “über männliche und weibliche Hormonwirkung und über Kastration”, she decided to undergo a medical procedure in order to fulfill the desire, “alle äußeren männlichen Merkmale zu beseitigen” (“Der Transvestit über sich selbst” 2016 [1931]: n. p.).⁵ The case warns against irreversible medical interventions, especially if the source of gender desire could have a sexual basis or lead to “Vernichtung des bedeutsamen äußeren männlichen Zeichens” (“Der Transvestit über sich selbst” 2016 [1931]: n. p.). The text warns against “irrational” identification with transvestism and for humility in the pursuit of one’s desires, arguing that one must place realistic limits on the urge to live another gender. The author ultimately reaffirms her more modest approach to womanhood, which involves no “unnatural” strategies: “Ich werde mich bescheiden mit dem, was auf natürlichem Wege erreicht werden kann” (“Der Transvestit über sich selbst” 2016 [1931]: n. p.).

Such negotiations around practices of transvestism point to the need for measured self-reflection in the face of publicity around a new category whose promise seems dubious or deceptive, showing that a network of scientific and popular information (about hormonal treatments emerging in sexology and medicine, for instance) was already in active circulation at the time. This impression of the “Auffälligkeit” of European transvestites and the risk of immodesty suggests a reactionary response to the newfound visibility of trans people in everyday life. These disciplinary ‘correctives’ mediate the terms for trans participation in public and represent one means, even for outsiders, to take part in the commonalities that the intimate public transmits.

4 Fantasies of recognition and seamless passing

The class-based norms of gender performance in the Weimar period come to light in different ways in fictional contributions to *Das 3. Geschlecht*. Like the non-fiction articles, priority is placed on unostentatious passing and conformity with the conventions of masculine and feminine behavior. In terms of form, these texts feature a light, trivial style with uncomplicated narratives that offer imaginative responses to normati-

5 See Herrn (2016: 278f., 2005: 167–218), on the development of surgical interventions during this period.

ty and envision modes of personal belonging and transformation that navigate *within* the restrictiveness of social conventions, particularly in working life and middle-class society. Successfully dressing as the desired gender is figured as a kind of escape from monotony, in some cases imagined with exotic qualities and often achieved through narratives of travel (cf. Karsten 2016 [1932]; M., Emmy 2016 [1932]). In these cases, fantasies of unproblematic transvestism bolster their navigation of everyday life, where trans desires may not be realizable. In the first issue, a short “transvestite story” titled “Die andere Seite” (Ruth 2016 [1930]: n. p.) conveys this sense of fantastical transformation and flight to an intimate space beyond the limits of ‘decent’ society. The story tells of the married couple Olga and Helmuth, serving as “Regierungsrat”, linking them to the bureaucratic structure of the government and its duties. Focalized through Olga’s perspective, the story opens in their domestic space, as Olga learns that Helmuth will attend a party at his friend’s atelier. Olga’s demeanor changes, and the reader learns that the extravagant parties often feature crossdressing and gender play. The demands of public appearances and social status are immediately posed in conflict with this premise, as Olga warns that they are expected to attend a party hosted by his superior Consul Feidt two days after. Helmuth ensures that they will be back in time, hoping for, “wie immer, nur einen Abend, ein paar Stunden” (Ruth 2016 [1930]: n. p.).

Images of Rolf’s atelier, “jenes köstliche und schwelgerische Heim“ occupy Olga’s mind, and the affairs take on an exotic, mystical character, as she recalls the last party “Rose von Jericho” filled with Orientalist attire and decor: “von matten, bunten Schleieren abgedämpfte Lichter, Blumenranken von Krone zu Krone, Palmen, Düfte und süße Klänge – und Menschen darunter in bizarrer und kostbarer Gewandung” (Ruth 2016 [1930]: n. p.).⁶ The narrative frames Olga’s tolerance for Helmuth’s positioning “auf der anderen Seite” as a gesture of love that protects him from the public scorn that could arise if his predilection were disclosed to everyday acquaintances: “damit niemand von jenen, die unverständlich oder auch böse waren, ihm wehtun konnte” (Ruth 2016 [1930]: n. p.). At these sumptuous parties, liminal spaces of intimacy and freedom, Olga witnesses how Helmuth is “relieved from the spell of masculinity” (Ruth 2016 [1930]: n. p.). Nevertheless, both Olga and Helmuth must return to the normal world of work and civic society. Helmuth returns to bureaucratic duties refreshed and even more productive and capable: “der Mensch, der dann stolz und energisch in sein Amt ging, [...] der tüchtige, fähige Beamte, der mit kaum vierzig Jahren bereits Regierungsrat war, der glich in nichts jenem Geschöpf ‘von der anderen Seite’” (Ruth 2016 [1930]: n. p.).

Helmuth’s mystical gender crossing poses little threat to their ‘normal’ life and productivity, except where it threatens to reveal itself. Helmuth, overly lubricated by wine, slips into an effeminate posture at the Consul’s dinner and reveals that they had been on “the other side,” before Olga stops and interjects: “Du bist nicht drüben – du bist hier, Helmuth!” (Ruth 2016 [1930]: n. p.). Helmuth’s gender desire is a private secret for the couple, who use it to motivate their performance of normative social demands, while maintenance of the secret becomes a labor of Olga’s love. It is only on her confidences, conveyed in the focalization, that the reader is presented with a narrative of Helmuth’s trans desire. The story ends with their secret safe, with Olga ad-

6 On the Orientalist quality of gender fantasies in relation to the middle-class “cult of domesticity” and transgressive practices like cross-dressing, see McClintock (1995: 132–180).

miring Helmuth before his superior as “der ernste, korrekte Herr Regierungsrat” (Ruth 2016 [1930]: n. p.). Rather than a critical rejection of gender relations and the values of bourgeois society, the story closes in their plaintive reaffirmation, as gender play is sequestered within intimate fantasies and re-channeled into efficiency at work, into an upright ‘normal’ social image. This resolution satisfies the fantasy of ‘heterosexual’ transvestites in the magazine who express desire to find a wife who can accommodate their inclinations without the threat of social ruin (Schróder, G. E. 2016 [1931]; K. 2016 [1931]; Grahlotto/Petras/Held 2016 [1932]). It illustrates how participation in the intimate public, even concealing *the* characteristic tendency it mediates, can aid in the seamless navigation and experience of social worlds on a personal register where that tendency can be felt privately.

Other fictional texts in the magazine frame the class-based demand to be a productive, upstanding member of society *despite* one’s gender difference in a less compliant tone. The difficult economic realities of the late-Weimar era made gender crossing an appealing option for working-class FtM people who face restrictions on women’s labor and social roles, which limit the range of work and means of survival available to them in their assigned sex. In “Willa und Fried” (Killmer 2016 [1930]) the bourgeois values that dictate women’s domestic responsibilities and limit their labor outside the home pose an impediment to the title couple’s sustenance. The masculine role desired by Willa is posed as a solution to these normative limitations, which would not only satisfy Willa’s desire to live as a man, but also relieve the couple’s economic hardship. Labeled as a “Humoreske” the story’s genre is significant for both its light-hearted quality with minimal conflict and the liberatory, fanciful fulfillment of gender desire it generates in its resolution. The story opens with Willa playfully chiding Fried for not allowing her to work when their financial situation is so dire: “Ich wüßte nicht, wie ich dazu käme, zu lächeln, wo die Gelder so knapp sind und dich dein Spießertum und deine Kleinlichkeit abhält, mich irgendwie mitverdienen zu lassen” (Killmer 2016 [1930]: n. p.). Fried’s “Spießertum”, his parochialism and conformity with bourgeois values, limits Willa’s ability to earn money outside the home, even while, as Willa points out, “other women” are entering the workforce.

The secret of Willa’s smile that opens the story is actually crossdressing, since Willa has collected a set of Fried’s clothing that can be secretly worn when he is away. During a business trip of Fried’s, Willa is thrilled at the opportunity to dress in masculine clothing and go out in public, performing small jobs for extra money and enjoying the experience of masculine address by strangers, all passing seamlessly with no suspicion at Willa’s performance. Suspecting a secret affair, Fried returns from the trip early and discovers Willa not with a secret partner, but rather dressed as a man. Imploringly, Willa explains: “das erstmal als ich mal deine Kleider angezogen, da war ich so glücklich, da fühlte ich mich so stark, so frei, Fried” (Killmer (2016 [1930]: n. p.). Instead of rejecting Willa, Fried shows understanding and expresses a desire to stay together, proclaiming, “Ich werde dich von jetzt ab ‘Will’ nennen, ‘Will’ mein Kamerad” (Killmer (2016 [1930]) as the story abruptly ends. This swift resolution without conflict agrees with the story’s humoresque form and revolves around a farcical scene of recognition unchained from social limitations, including the queer implication of a dawning homosexuality that the couple has achieved. The story concludes with Fried’s unquestioned acceptance of the

relationship with his new “comrade” and no mention of the economic conditions that served as the opening premise. Will’s gender performance is the turning device that resolves the light plot of the humoresque form and binds Will and Fried in a new relation. In contrast to the previous example, the wistful tone at the close of “Die andere Seite” is absent from “Willa und Fried” inviting not only a distinction in genre, but also in the affective modes of narrating FtM and MtF experiences in this period and the different conditions and possibilities for their expression. Regardless, both stories frame transvestism as a bolstering phenomenon that allows for more seamless movement through an unequal social world structured by restrictive gender norms.

5 Sexual distinction and the transvestite public

Debates in *Das 3. Geschlecht*, like those above on moral decency, show how the discourse on transvestism, even *among* transvestites, revolved around the sexual character of gender-variant individuals. Distinctions between heterosexuality and homosexuality and the relational dynamics of masochism and sadism occupy the most space in these conversations. The distinction between “true” transvestism as an immutable spiritual condition vs. crossdressing as an erotic activity is another point of contestation. Such differences are apparent in the dismissive category of “Auchtransvestiten” which designates the ‘indecent’ transvestites who express sexual interest in crossdressing or participate in practices like sex work. Gerda Schröder, for instance, admonishes her “Artgenossen” to avoid any association with undesirables, “damit man euch nicht mit diesen verwechselt” (Schröder, Gerda E. 2016 [1931]: n. p.). Most contributors to the magazine insist on their “normal sexuality” and distance themselves from any implication of sexual perversion or homosexuality, and with few exceptions, the articles speak of heterosexual relationships and marriage as the aspirational norm.

From a contemporary perspective, despite the insistence of many transvestites on sexual normalcy and heterosexuality (i.e., male-female sexual coupling), the queer potential of the trans relationships cannot be fully dispelled. For instance, the possibility of viewing the relations of MtF individuals with their wives as a form of lesbianism rather than heterosexuality (similar to modern-day ‘transbians’) is a token of our contemporary politics. This queer potential does not seem conceptually thinkable for the contributors to the magazine (outside the ‘comradeship’ of Will and Fried), showing the pertinence of anatomical sex for definitions of sexuality at the time and the secondary quality of gender expression. Thus, a relationship like E. S., an MtF transvestite, with her FtM partner satisfies heterosexual norms based on the couples’ birth sex, not because of their respective gender expressions (which would swap their roles in the masculine-feminine dyad) (M./W. S./E. S. 2016 [1931]: n. p.).

Question of masochism are more contentious and actively debated in the publication than heterosexuality as the majority position. The discussions include scientific articles on masochism and transvestism, historical studies, and reader surveys and responses that variously deny or confirm the association of transvestic practices with masochistic desires. Affecting MtF transvestites in particular, the assumed linkage of femininity and masochism had been developing since early contributions to sexology, where feminine

passivity was seen to extend from a natural, physiological order of gender.⁷ In Krafft-Ebing's *Psychopathia Sexualis*, women's "voluntary subjection to the opposite sex" is treated as a physiological and sociohistorical fact, where "ideas of subjection" form "the harmonies which determine the tone-quality of feminine feeling" (Krafft-Ebing 1922 [1886]: 195f.). The sexual researcher Iwan Bloch made important contributions to the systemization of sadomasochism in sexology and theorized a complementary difference in "masculine and feminine nature" that drives the opposed tendencies of activity and passivity, or as Bloch describes, "die der stürmisch begerenden Aktivität des Mannes entgegengesetzte ruhige Passivität des Weibes" (Bloch 1907: 625). 'Contrary sexual feeling' and 'gender inversion' were also closely associated with masochistic impulses; for instance, Albert Moll describes a case of a male patient who wished to become a woman and expressed a concomitant desire to be abused by men (Moll 1893: 172f.). Freud famously denoted the first of three types of masochism as "feminine masochism", because it placed its subject in a "feminine situation" of domination and subjection, involving fantasies of "being castrated, or copulated with, or giving birth to a baby" designating an abnormal "perversion" only in male patients (Freud 1924: 162).

Radszuweit and the other editors ("die Redaktion") refuse a categorical link between masochism and the desire to crossdress, excluding in particular "heterosexuelle Transvestiten, d. h. solche, die vollständig normal empfinden und nur ihren Umgang mit dem weiblichen Geschlecht pflegen" (Radszuweit et al. 2016 [1931]: n. p.). These 'normal'-feeling transvestites, they presume, would show no response to masochistic practices. To the editors' surprise, homosexual transvestites also openly disputed their association with masochism. These comments illustrate the stigmatization of homosexuality and femininity in males and give evidence to the continued conflation of homosexual desire with gender inversion, misconstrued as the spiritual entanglement of sexual instinct and gender disposition. This is not assumed in the case of the 'heterosexual' transvestites, for whom the practice of crossdressing is more easily severed from the behavioral influence of sexuality and does not threaten their achievement of 'normal sexual feeling' nor does it warrant an investigation into the etiology or health effects of their masochism, unlike the 'homosexual' transvestites. This underscores the point that sadism and masochism were treated as pathological primarily when they upset the 'natural order' of gender and its sexual complementarity, which the 'heterosexual' transvestites appear to uphold in their successful relationships with women.

Foregrounding reader responses alongside scientific work on masochism, the editors hoped to inaugurate a public discussion and incite transvestites to speak on the matter of their sexuality. Introducing their responses in the fourth issue (July 1931), Radszuweit proclaims that "Die Transvestiten haben das Wort" on the matter, calling out a recent scientific article that recapitulated the link between transvestism and illness (Radszuweit 2016 [1931]: n. p.). Contributions both affirm and dispute such scientific knowledge on transvestism and perversion. Emilie, for example, addresses Krafft-Ebing's definition of masochism and mentions her marriage to a woman who permits her to live

7 See Moore (2009), for an overview of the gendered framing of sadomasochism around the turn of the 20th century. Along with scholars like Silverman (1992), Moore shows how reversals of 'natural order' e.g., in masochistic men, are viewed as perversions of sexual instinct, despite being widespread and perceived as a persistent threat to normalcy.

as her preferred gender, suggesting that sexual subjugation had never occurred to her (M./W. S./E. S. 2016 [1931]: n. p.). Emilie disputes the assumption that living as a woman and performing domestic work for her wife should be viewed as a form of submission at all. Conversely, W. S. identifies as a masochist but not a transvestite, and likewise refuses the association, claiming that some masochists simply show “transvestic leanings” in practice without really being “true” transvestites (M./W. S./E. S. 2016 [1931]: n. p.). In contrast to Emilie, the pleasure W. S. feels in being debased (*erniedrigt*) is specifically derived from being made to dress and feel *as* a woman, assuming it must represent a form of debasement for a male to do so. These remarks illustrate how experiences of subjection and stigmatization are linked to the power of gender and sexual norms, which structure the personal identifications, disavowals, and sexual pleasures that are bound up in the debates on transvestism.

In conclusion, the intimate public of *Das 3. Geschlecht* presents a contradictory mix of affective alignments, renunciations, and prescriptions that signal the development of a shared public culture in transvestism, but not necessarily one rooted in emancipatory attitudes, direct political agency, or an oppositional stance to gender conventions. The magazine offered interested readers, trans or not, with a space for intimation, life narrative, and aspiration around trans desires and practices in the Weimar period, when they were beginning to attain publicity beyond scientific and medical contexts. Disciplinary interventions and debates about trans personhood and morality form a core political activity in this public, mediated through a generic identity being actively reworked. That this intimate public of transvestites suddenly ‘had the floor’ (or more literally, ‘had the word’ for themselves) is not self-evidently liberatory or transformative for gender relations, nor did it herald their full emergence into the realm of politics like Radszuweit had hoped.

The contributions to the magazine show a distinct desire for inconspicuous navigation of mainstream lifeworlds, not for public visibility and identification as transvestites. They demonstrate strong attachments to privacy and the safety of domestic institutions, where a fulfillment of their desires (and perceived obligations) feels less awkward, less risky and more possible. As conditions for living a ‘normal’ life, gender and sexual conventions promise stability and dignity against the perceived threat and suffering of an atypical disposition. Despite the ambivalences around transvestism as an identity, the public of the magazine did venture into political work of mutual recognition, generating emotional solidarity and belonging in a shared predicament and establishing conventions that allowed people to navigate the scrutiny of novel degrees of popular visibility. As Berlant argued, the relation of these publics to the realm of politics is markedly ambivalent, posing both opportunity and threat, where normativity and stable conventions represent unique promises of inclusion and recognition. The uneasy movement of transvestism into the public light of Weimar sexual politics is marked by this sense of possibility, risk and moral urgency, and its subjects sometimes prefer to sidestep the light or hold fast to what is familiar in gender, rather than radically transform the dominant modes in which it is attributed, felt and lived.

References

- Beachy, Robert (2010). The German Invention of Homosexuality. *The Journal of Modern History*, 82(4), 801–838.
- Beachy, Robert (2014). *Gay Berlin: Birthplace of a Modern Identity*. New York: Knopf.
- Berlant, Lauren (2008). *The Female Complaint: The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture*. Durham: Duke.
- Bloch, Iwan (1907). *Das Sexuelleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur* (2. ed.). Berlin: L. Marcus.
- Dose, Ralf (2014). *Magnus Hirschfeld: The Origins of the Gay Liberation Movement*. New York: Monthly Review.
- Freud, Sigmund (1961). The Economic Problem of Masochism (1924). In James Strachey & Anna Freud (eds.), *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud: Vol. XIX: The Ego and the Id and other works* (pp. 155–170). London: Hogarth Press and the Institute of Psycho-Analysis.
- Grossmann, Atina (1995). *Reforming Sex: The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, 1920–1950*. New York: Oxford.
- Halberstam, Jack (2018). *Trans*: a Quick and Quirky Account of Gender Variability*. Oakland: University of California.
- Herrn, Rainer (2005). *Schnittmuster des Geschlechts: Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Herrn, Rainer (2016). *Das 3. Geschlecht: Reprint der 1930–1932 erschienenen Zeitschrift für Transvestiten*. Hamburg: Männerschwarm.
- Herzog, Dagmar (2011). *Sexuality in Europe: A Twentieth-Century History*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hill, Darryl B. (2005). Sexuality and Gender in Hirschfeld's *Die Transvestiten*: A Case of the "Elusive Evidence of the Ordinary". *Journal of the History of Sexuality*, 14(3), 316–332.
- Hirschfeld, Magnus (1904). *Berlins Drittes Geschlecht*. Berlin, Leipzig: Seemann.
- Hirschfeld, Magnus (1910). *Die Transvestiten: eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb*. Berlin: Pulvermacher & Co.
- Hirschfeld, Magnus (1918). *Sexualpathologie: 2. Teil: Sexuelle Zwischenstufen: das männliche Weib und der weibliche Mann*. Bonn: Marcus & Webers.
- Krafft-Ebing, Richard von (1922 [1886]). *Psychopathia sexualis*. New York: Physicians and Surgeons Co.
- Love, Heather (2007). *Feeling Backward: Loss and the Politics of Queer History*. Cambridge/Massachusetts: Harvard University Press.
- Lybeck, Marti M. (2014). *Desiring Emancipation: New Women and Homosexuality in Germany, 1890–1933*. Albany: SUNY.
- Mancini, Elena (2010). *Magnus Hirschfeld and the Quest for Sexual Freedom: a History of the First International Sexual Freedom Movement*. New York: Palgrave Macmillan.
- Marhoefer, Laurie (2015). *Sex and the Weimar Republic: German Homosexual Emancipation and the Rise of the Nazis*. Toronto: University of Toronto.
- McClintock, Anne (1995). *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Conquest*. New York: Routledge.
- Moll, Albert (1893). *Die konträre Sexualempfindung: Mit Benutzung amtlichen Materials*. Berlin: Fischer.
- Moore, Alison (2009). Rethinking Gendered Perversion and Degeneration in Visions of Sadism and Masochism, 1886–1930. *Journal of the History of Sexuality*, 18(1), 138–157.
- Schader, Heike (2004). *Virile, Vamps und wilde Veilchen: Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre*. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

- Schader, Heike (2018). *Die Zeitschrift Frauenliebe*. Digitales Deutsches Frauenarchiv. Date of access: 22 January 2023 at <https://digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/die-zeitschrift-frauenliebe>.
- Silverman, Kaja (1992). *Male Subjectivity at the Margins*. New York: Routledge.
- Sutton, Katie (2012). “We Too Deserve a Place in the Sun”: The Politics of Transvestite Identity in Weimar Germany. *German Studies Review*, 35(2), 335–354.
- Sutton, Katie (2015). Sexological Cases and the Prehistory of Transgender Identity Politics in Interwar Germany. In Katie Sutton, Joy Damousi & Birgit Lang (eds.), *Case Studies and the Dissemination of Knowledge* (pp. 85–103). New York: Routledge.
- Tobin, Robert D. (2015). *Peripheral Desires: The German Discovery of Sex*. Philadelphia: University of Pennsylvania.
- Whisnant, Clayton J. (2016). *Queer Identities and Politics in Germany: A History, 1880–1945*. New York: Harrington Park.

Articles cited from the facsimile edition of *Das 3. Geschlecht* in Herrn (2016)

- Der Transvestit über sich selbst: Lerne dich selbst erkennen! [Feb. 1931, pp. 19–25].
- Dietrich, Berthe (2016 [1930]). Gedanken einer heterosexuellen Frau über die Transvestiten [Sept. 1930, pp. 13–14].
- Grahlotto; Petras, Frida & Held, Fritz (2016 [1932]). Zwei Fragen und die Antworten! [May 1932, pp. 7–13].
- Grete (2016 [1930]). Transvestiten-Ehe [Sept. 1930, pp. 25–26].
- K., Gerda (2016 [1931]). Zwei Fragen [July 1931, p. 16].
- Karsten, Elvira (2016 [1932]). Transvestitenglück [May 1932, pp. 37–38].
- Killmer, E. (2016 [1930]). Willa und Fried. Humoreske [Sept. 1930, pp. 15–21].
- M., Emilie; W. S. & E. S. (2016 [1931]). Zu “Masochist und Transvestit” [July 1931, pp. 33–35].
- M., Emmy (2016 [1932]). Im Land der Sehnsucht [May 1932, pp. 34–37].
- M., Grete (2016 [1932]). Gedanken zum Transvestismus [May 1932, pp. 33–34].
- Radszuweit, Friedrich (2016 [1931]). Zum Kampf der Transvestiten [July 1931, pp. 14–16].
- Radszuweit, Friedrich et al. (“Die Redaktion”) (2016 [1931]). Masochist und Transvestit [Feb. 1931, p. 1].
- Ruth, Mara (2016 [1930]). Die andere Seite: eine Transvestitengeschichte [May 1931, pp. 24–28].
- Schröder, G. E. (2016 [1931]). Warum finden wir Transvestiten keine Partnerin? [Feb. 1931, pp. 28–33].
- Schröder, Gerda E. (2016 [1931]). Menschen sehen dich an [July 1931, pp. 35–38].

Author’s details

Hazel Rhodes, Ph.D. candidate at the Department of Germanic Languages at Columbia University. Research focus: transgender and queer studies, German literary and cultural studies, history of gender and sexuality, affect studies.

Contact: Department of Germanic Languages, Columbia University, 415 Hamilton Hall, MC 2812, 1130 Amsterdam Avenue, New York, NY 10027, USA

Email: hazel.rhodes@columbia.edu

Offener Teil

Doris Weichselbaumer, Leonie Kapfer, Sebastian Fitz-Klausner

Scheitern im Paradies. Die filmische Repräsentationsfigur der Sextouristin in *Paradies: Liebe* und *Vers le sud*

Zusammenfassung

Wir diskutieren die Darstellung von Sextouristinnen anhand der in diesem Kontext zentralen Filme *Vers le sud* (FR/CA/BE 2005) und *Paradies: Liebe* (AT/DE/FR 2012). Trotz formaler Unterschiede werden in beiden Filmen zahlreiche Differenzen zwischen Touristinnen und lokalen Männern (u. a. hinsichtlich *race, age, economic background*) eingesetzt, um zu suggerieren, dass die dargestellten Beziehungen ausschließlich monetär und zum Scheitern verurteilt wären. Statt auf die sexuelle und geschlechtliche Transgression der Touristinnen zu fokussieren, rekurren die Filme so auf vergeschlechtlichte Narrative des Scheiterns. Damit werden im Bestreben, globale Beziehungen als ambivalentes Machtgefüge kritisch auszustellen, konventionelle Geschlechterbilder einmal mehr affirmiert.

Schlüsselwörter

Weiblicher Sextourismus, Filmanalyse, Globalisierungskritik, *Vers le sud*, *Paradies: Liebe*

Summary

Despair in Paradise. The representational figure of the female sex tourist in *Paradies: Liebe* and *Vers le sud*

We discuss the representation of female sex tourists in two pivotal movies, *Vers le sud* (FR/CA/BE 2005) and *Paradies: Liebe* (AT/DE/FR 2012). Despite their formal dissimilarities, the films make use of numerous differences between the female tourists and the local men (regarding, e.g., *race, age, economic background*) to suggest that their relationships are exclusively monetary and doomed to fail. Instead of focusing on the sexual and gender transgressions of women tourists, the films resort to gendered narratives of failure. Thus, in an effort to expose global relationships as an ambivalent power structure, conventional gender images are once again affirmed.

Keywords

female sex tourism, film analysis, globalization criticism, *Vers le sud*, *Paradies: Liebe*

1 Einleitung

In den letzten Jahren zeigte sich zunehmend ein mediales Interesse an der Repräsentationsfigur der Sextouristin.¹ Während empirisch weiblicher Sextourismus weitaus seltener in Erscheinung tritt als sein männliches Pendant, gewann die Figur der Sextouristin

1 Zahlreiche Texte diskutieren das empirische Phänomen von Touristinnen, die Beziehungen mit lokalen Männern eingehen und diese beschenken (u. a. Pruitt/LaFont 1995; O'Connell Davidson/Sanchez Taylor 1999; Weichselbaumer 2012). Zur Fassung dieses Phänomens wurden verschiedene Begrifflichkeiten vorgeschlagen (z. B. „female sex-tourism“ (O'Connell Davidson/Sanchez Taylor 1999) und „romance tourism“ (Pruitt/LaFont 1995)), wobei der Begriff des weiblichen Sextourismus auch kritisch hinterfragt wurde (z. B. Weichselbaumer 2012). In diesem Artikel verwenden wir die Begriffe Sextourismus bzw. Sextouristin, da die hier diskutierten Filme in der Rezeption meist explizit als Repräsentationen von weiblichem Sextourismus diskutiert wurden (z. B. Fraser 2006; Rehandl 2013).



insbesondere aufgrund zweier Spielfilme beachtliche Sichtbarkeit: *Vers le sud* (FR/CA/BE 2005, R.: Laurent Cantet) und *Paradies: Liebe* (AT/DE/FR 2012, R.: Ulrich Seidl). In diesem Artikel analysieren wir die beiden Filme, die medial großes Aufsehen erregt haben (z. B. Rebhandl 2013; Fraser 2006), hinsichtlich ihrer Darstellungen von weiblichem Sextourismus im postkolonialen Setting (Kenia, Haiti) und ihrer Vergeschlechtlichung des Phänomens durch das weiblich kodierte Motiv emotionalisierten Scheiterns. Wie wir zeigen, verkompliziert die Figur der Sextouristin globale Machtverhältnisse und dient damit den Filmemachern als Basis einer Globalisierungskritik.

Theoretisch würde die Figur der westlichen Sextouristin, die aufgrund ihres transgressiv geschlechtlichen und sexuellen Verhaltens (Frohlick 2016) Normvorstellungen *weißer*² Weiblichkeit widerspricht, Neuverhandlungen geschlechtlicher Zuschreibungen ermöglichen. Dies gilt umso mehr für Frauenfiguren, die Intimität mit Schwarzen Männern austauschen bzw. fortgeschrittenen Alters sind. Wie wir jedoch zeigen, nutzen die Regisseure der beiden Filme dieses transgressive Potenzial nicht: Trotz der deutlichen Genreunterschiede (Seidls provokanter, zum Teil satirischer Semi-Dokumentarismus gegenüber Cantets klassischem Erzählkino) inszenieren beide Filme die Sextouristinnen nicht als machtvolle Akteurinnen, wie es ihre ökonomischen Privilegien nahelegen würden, sondern vielmehr als bemitleidenswerte, konstant scheiternde Individuen: Dies geschieht zum einen, indem die Filme überdeutlich auf den tristen Alltag der Protagonistinnen in den Heimatländern verweisen, zum anderen, indem insbesondere die Kategorien *age* und *fatness* eingesetzt werden, um ihre sexuelle Anziehungskraft infrage zu stellen. Darüber hinaus wird eine ganze Klaviatur von Identitätskategorien genutzt, um die Differenz zwischen den Sextouristinnen und den lokalen Männern maximal auszustellen: Hautfarbe (*weiß/Schwarz*), Herkunft (globaler Norden/Süden), Attraktivität (bzgl. *age* und *fatness*) sowie ökonomischer Status. Der Einsatz solch prononcierter Differenzen suggeriert, wie wir argumentieren, dass die dargestellten Beziehungen ausschließlich auf einem monetären Austausch beruhen (Fernandez 1999; Cabezas 2004) und zum Scheitern verurteilt sind. Dass die Darstellung von Differenzen, vor allem ethnischen, häufig als stilistisches Mittel eingesetzt wird, um ein Scheitern der Beziehung vorwegzunehmen, wurde bereits für verschiedene Kontexte diskutiert (z. B. bzgl. historische Reiseromane (Pratt 2008: 95), Filme über die Kolonialzeit (Sherzer 1996: 239), zeitgenössische US-Liebesfilme (Paulin 1997)). Dagegen thematisieren romantische Filme, in denen Touristinnen im globalen Süden Liebe finden, zwar fallweise ebenfalls deutliche Unterschiede zwischen ihren Protagonist:innen, diese werden jedoch betont verflacht, sodass einem Happy End nichts entgegensteht.³

Im Folgenden zeigen wir nach kurzen inhaltlichen Einführungen zu *Vers le sud* und *Paradies: Liebe*, wie in den Filmen die Differenzen zwischen Touristinnen und lokalen Männern, die das spätere Scheitern der Beziehungen sowie der Protagonistinnen vorwegnehmen, dargestellt werden. Anschließend analysieren wir die Dramaturgie dieses Scheiterns. Zum Abschluss diskutieren wir, warum sich gesellschaftskritische Filmemacher:innen wie Laurent Cantet und Ulrich Seidl möglicherweise vergeschlecht-

2 Wir nutzen die Schreibweise der kritischen Rassismus- und *Weißseinsforschung*, um die Kategorien „weiß“ und „Schwarz“ als konstruierte und politische Begriffe auszuweisen.

3 In *How Stella Got Her Groove Back* (USA 1998) etwa existieren zwar Altersunterschiede zwischen der Touristin und ihrem lokalen Liebhaber, beide sind jedoch Schwarz und wohlhabend.

lichten Narrativen von emotionalisiertem Scheitern bedienen, die an hegemoniale Vorstellungen *weißer* Weiblichkeit anknüpfen, anstatt mit diesen zu brechen. So erlaubt die Figur der Sextouristin, die Vorstellung von globalen Beziehungen als unidirektionales Machtgefüge zu hinterfragen.

2 Inhalte der Filme

Laurent Cantets Drama *Vers le sud* (dt.: *In den Süden*) spielt in Haiti während des Duvalier-Regimes der 1970er-Jahre und erzählt die Geschichte von zwei US-amerikanischen Frauen fortgeschrittenen Alters, Brenda und Ellen, die beide eine intime Beziehung zu dem jungen Haitianer Legba unterhalten. Die Universitätsprofessorin Ellen wird zu Beginn als erfahrene Sextouristin eingeführt, die ihre jährlichen Ferien auf Haiti verbringt. Im Gegensatz dazu tritt Brenda anfangs scheinbar schüchtern und zurückhaltend auf. Erst später stellt sich heraus, dass sie Legba bereits Jahre zuvor bei einem Urlaub mit ihrem Mann kennenlernte; er ist der Grund für ihre Rückkehr. Brenda und ihre Emotionen für Legba werden der vermeintlich abgeklärten Ellen kontrastierend gegenübergestellt – Letztere betont, ihre Beziehung sei ein reines Austauschverhältnis (Sex/Liebe gegen Geld und Geschenke). Als sich herausstellt, dass Legba vom Regime Duvaliers bedroht wird, bieten ihm beide Frauen Hilfe an und zeigen offen ihr romantisches Interesse. Legba lehnt jedoch jede Unterstützung ab und wird zum Entsetzen der Frauen gegen Ende des Films tot am Strand gefunden.

Im Gegensatz zu *Vers le sud* spielt Ulrich Seidls *Paradies: Liebe*⁴ in der Gegenwart und erzählt die Geschichte von Teresa, einer alleinerziehenden Österreicherin, die mit ihrer besten Freundin Inge erstmals nach Kenia reist. Inge ist eine selbsternannte *Sugar Mummy*, die regelmäßig nach Kenia kommt. Seidl wiederholt demnach Cantets Figurenkonstellation, in der eine erfahrene Sextouristin einer „Anfängerin“ gegenübergestellt wird, doch – anders als bei Brenda in *Vers le sud* – gestalten sich Teresas Beziehungen von Beginn an holprig. Ihr erster Versuch, mit einem lokalen Mann intim zu werden, scheitert, und auch die Harmonie mit ihrer zweiten Strandbekanntschaft, Munga, ist nur von beschränkter Dauer. Auf der Suche nach „echter Liebe“ wächst ihr Misstrauen, als Munga Geld für diverse Verwandte verlangt. Als sie ihn zufällig mit seiner lokalen Partnerin (seiner vermeintlichen „Schwester“) und einem gemeinsamen Kind trifft, erkennt sie das wirtschaftliche Motiv, auf dem ihre Liaison basiert. Trotz dieser Einsicht gelingt es Teresa bis zur letzten dargestellten Beziehung nicht, sich erfolgreich in die Rolle der Sextouristin einzufinden, und selbst ihr Versuch, „nur“ Sex zu bekommen, scheitert.

Obgleich sich *Vers le Sud* dramaturgisch sowie ästhetisch mit seinem „diskreten“ Stil des illusionistischen klassischen Erzählkinos (Martin/Kamara 2017: 99f.) deutlich von Seidls unkonventioneller Mischung eines oftmals „laienhaften Spiels bei gleichzeitig strengem formalen Arrangement“ (Hamel 2016: 218) abhebt, wiederholen sich bestimmte Narrative und Darstellungsweisen. So ist beiden Filmen gemein, dass sich Tou-

4 Der Film bildet zusammen mit *Paradies: Glaube* (2012) und *Paradies: Hoffnung* (2013) eine Trilogie, die zwar inhaltlich nur bedingt, aber thematisch stark verflochten ist. Die Protagonistinnen der Trilogie versuchen sich in Ausbrüchen normativer Geschlechts- und Sexualitätsvorstellungen, die letztlich jedoch nur begrenzt gelingen.

ristinnen und lokale Männer in den Differenzkategorien Ethnizität, Alter und Klassenzugehörigkeit maximal unterscheiden. „[T]he couples in the movie don't belong together“ (Michelmann 2011: 152), schreibt Michelmann über *Vers le sud*: „Neither do they have the same cultural origin, nor do they belong to the same stratum, have the same color of skin or a similar education“ (Michelmann 2011: 152). Dieses filmische Ausstellen von zahlreichen, vermeintlich unüberwindbaren sozialen und kulturellen Differenzen deuten wir als Stilmittel, um zwischenmenschliche Beziehungen als Sextourismus bloßzustellen – es dient aber auch dazu, das Scheitern der Protagonist:innen vorwegzunehmen. Wie Michelmann fortsetzt: „The protagonists are not similar except in one perspective: [...] they wish for themselves a better life, just for once“ (Michelmann 2011: 152). Die Figuren werden also als schon vor der Filmhandlung innerlich verzweifelt dargestellt. Hoffnungen auf etwas Glück bleiben auch für die Frauen aus dem globalen Norden unerfüllt; ihr Ausbruchversuch erweist sich als „zum Scheitern verurteilt“ (Huber 2013: 11 über *Paradies: Liebe*). Sowohl Ellen und Brenda als auch Teresa bleiben am Ende enttäuscht und resigniert zurück. Selbst ihre ökonomischen und *weißen* Privilegien können ihnen nicht zum Glück verhelfen.

3 Ähnlichkeiten und Differenzen der Partner:innen

Gayle Rubin beschrieb die Konstruktion von „gutem“ und „normalem“ Sex, der – selbstverständlich nichtkommerziell – innerhalb von monogamen, heterosexuellen Beziehungen zwischen Personen der gleichen Generation stattfindet (Rubin 2011 [1984]: 151). Abweichungen von dieser privilegierten Form von Sexualität gelten, so Rubin, als gesellschaftlich illegitim. Aber auch Sexualität über Klassengrenzen und Ethnizitäten hinweg gilt als fragwürdig. So wären nach Bourdieu Beziehungen dann sozial gebilligt und erfolgsgebunden, wenn sie gesellschaftlich zueinanderpassende Partner zusammenbringen (Bourdieu 1976: 140), die Partner:innen also hinsichtlich ihrer Klassenzugehörigkeit übereinstimmen.⁵ Aber auch Beziehungen zwischen Personen unterschiedlicher Ethnizität werden gesellschaftlich kritisch betrachtet (Yancey 2002). Das Überschreiten ethnischer Grenzen wird besonders sanktioniert, wenn Personen des globalen Nordens und Südens aufeinandertreffen. Denn je unterschiedlicher das Paar, umso eher wird ein finanzielles Motiv unterstellt (Fernandez 1999). So wird laut Cabezas oft angenommen, dass zwischen Partner:innen „of the same racial, national, and class background“ (Cabezas 2004: 1002) keine ökonomischen Abhängigkeiten und Interessen bestünden, während vor allem Beziehungen über ethnische Differenzen und Klassenschranken hinweg als Sexarbeit gedeutet würden.

In den Filmen *Vers le sud* und *Paradies: Liebe* wird nicht nur durch die Darstellung von monetären Transaktionen, sondern auch durch das demonstrative Ausstellen

5 Einschränkung ist zu sagen, dass Differenzen z. B. hinsichtlich Alter oder Klasse sehr wohl als sozial akzeptabel gelten, solange sie einem Mann Macht und Autorität verleihen. So beschrieb etwa Sontag (1977), dass Beziehungen zwischen älteren Männern und jüngeren Frauen keinerlei Anstoß erregen, das Gegenteil aber schon. Da ein höheres Alter mehr Macht verleiht, verletzt die Beziehung einer älteren Frau mit einem jüngeren Mann die Grundregeln patriarchaler Geschlechterordnung (vgl. Sontag 1977: 293).

von mehrfachen Differenzen (z.B. *race*, *age*, *class*, *attractiveness*) klargestellt, dass ihre Protagonistinnen als Sextouristinnen und ihre sexuellen Beziehungen als Teil der „outer limits“ (Rubin 2011 [1984]: 152) legitimierter Sexualität, d. h. abweichend von hegemonialen Beziehungs- und Liebesidealen, gelesen werden sollen. Dass über solche Differenzen hinweg keine langfristigen Beziehungen gedeihen könnten, argumentierte selbst Dany Laferrière, Autor der Romanvorlage von *Vers le sud*: „[T]he characters [of the novel] are not bound to each other, unlike two people of similar backgrounds where there may be the promise of a long-term relationship or marriage. [Here] such prospects are absent“ (Martin/Kamara 2017: 83). Im Folgenden soll daher gezeigt werden, mit welchen visuellen und narrativen Mitteln in *Vers le sud* und *Paradies: Liebe* die Differenzen zwischen den Touristinnen und ihren lokalen Liebhabern, die eine Aussicht auf Beziehung und Glück vermeintlich verstellen, gezielt inszeniert werden.

3.1 Markierungen der Differenz in *Paradies: Liebe* und *Vers le sud*

Nicht nur Differenz, sondern eine beinahe antagonistische Positionierung von *weißen* Touristinnen und lokalen Männern wird in *Paradies: Liebe* bereits relativ früh in drei aufeinanderfolgenden Totalen etabliert, in denen die beiden Gruppen einander im wahren Sinne gegenübergestellt werden: Die Schwarzen lokalen Männer stehen schweigend dem Meer entlang aufgereiht und blicken wartend auf die *weißen* Touristinnen, die sich auf den Hotelstrandliegen sonnen. Getrennt werden beide Gruppen durch eine niedrig gespannte Kordel. Insbesondere Seidls geometrische *Mise en Scène* (etwa in der ersten Einstellung laufen Schnur, Meer und Horizont parallel zueinander), die Bewegungslosigkeit der Figuren sowie die herrschende Stille produzieren eine irritierende Artifizialität (PL 0:14). Mit dieser Szene werden die unüberwindlichen Unterschiede zwischen den beiden Gruppen für das Publikum unmissverständlich zur Schau gestellt. Auch wird auf ihre unterschiedlichen Interessenslagen verwiesen, da die lokalen Männer – manche mit verkäuflichen Souvenirs in der Hand – offensichtlich aus monetären Gründen anwesend sind.

3.1.1 Differenzen hinsichtlich *race* und cultural otherness

Ethnizität ist eine zentrale Differenzkategorie zwischen den global reisenden Frauen und den lokalen Männern, die in den Filmen ausgestellt wird. Visuell wird für die Darstellung des ethnischen Unterschieds der Marker Hautfarbe genutzt, wobei Strandscenen den Filmen erlauben, bei spärlicher Bekleidung viel Haut zu zeigen. Der helle Sandstrand ermöglicht dabei eine besonders kontrastreiche Inszenierung der dunklen Haut der einheimischen Männer. Ein entsprechendes Motiv wird in *Vers le sud* bereits auf dem Filmplakat⁶ eingesetzt, auf dem Ellen (mittig) und Legba (rechts positioniert), von der Hüfte aufwärts, am weißen Sandstrand zu sehen sind. Von hinten abgelichtet, nimmt Legbas nackter Schwarzer Rücken ungefähr ein Drittel der Bildfläche ein. Ellen (im schwarzen Badeanzug) richtet ihren begehrenden Blick an der Kamera vorbei auf ihn. Indem ihr Gesicht zentriert und als einziges der Kamera zugewandt ist, wird

6 Zugriff am 12. Dezember 2021 unter <https://www.imdb.com/title/tt0381690/mediaviewer/rm3628960001>.

die Aufmerksamkeit auf sie und ihren Blick gelenkt. Im Kontrast akzentuieren harte Schatten Legbas muskulöse Rückenpartie – sein gesichtsloser Schwarzer Körper wird dadurch verdinglicht. Die Oberarme von Legba und Ellen grenzen unmittelbar aneinander, wodurch der Unterschied ihrer Hautfarbe betont wird. Der Kontrast von *weißer* und Schwarzer Haut, verbunden mit Ellens leidenschaftlichem Blick auf den offensichtlich jüngeren Mann, lässt Betrachter:innen bereits das problematisierte Verhältnis zwischen den beiden erkennen.⁷ Ähnlich eindrückliche Kontraste wie der Strand bieten auch weiße Bettlaken. So wird Legba in einer Szene nackt auf einem weißen Laken liegend gezeigt – mit Ellens *weißer* Hand auf seinem Rücken (VS 0:29). In *Paradies: Liebe* ergänzt Seidl die nackten *weißen* und Schwarzen Körper in Bettszenen meist durch Komplementärfarben, z. B. mit gelbem Bettüberzug in blauer Umgebung, die Alterität ebenso betonen (PL 0:49–57).

Die ethnische Differenzierung der Protagonist:innen erfolgt jedoch nicht nur visuell, sondern auch im (oftmals rassistischen) Dialog – etwa in *Paradies: Liebe*, wenn Teresa ihre ersten Eindrücke von Kenia mit Inge bespricht. Gerade angekommen, schwärmt sie, wie hier alles „anders“ wäre (PL 0:12).⁸ Inge überträgt die von Teresa thematisierten landschaftlichen und klimatischen Unterschiede sofort auf die lokalen Männer und klärt Teresa über ihre Erfahrungen mit den *Beach Boys* auf. Sie beschreibt, dass die Haut „der N* wie Kokosnuss riecht“, und kontert Teresa, die wiederholt die Fremdheit der lokalen Männer betont, dass genau das „Fremde“ den „Reiz“ ausmache (PL 0:12–14). Später informiert Inge ihre noch unerfahrene Freundin über die vermeintlichen Vorlieben der lokalen Männer. Da diese Interesse an allem Ursprünglichen hätten, hält Inge Teresa dazu an, sich keinesfalls die Schamhaare zu rasieren. Damit illustriert Inge einerseits, wie sich selbst *weiße* Sextouristinnen als „Objekt männlicher Begierde“ zu inszenieren suchen, andererseits grenzt sie lokale von europäischen Männern ab, die nach Meinung der Touristinnen Abscheu vor dem Naturzustand des weiblichen Körpers hätten (PL 0:15–16). Durch diese Form des Otherings werden die einheimischen Männer von den Sextouristinnen sehr direkt entlang hegemonialer rassifizierender Narrative als ursprünglicher, wilder und „näher an der Natur“ konstruiert (hooks 1992: 25f.). Insbesondere die selbstverständliche Verwendung stigmatisierter rassistischer Terminologie ist geeignet, ein Unbehagen beim Publikum (Stehle/Weber 2020: 130) zu wecken, und regt, im Kontrast zur immersiven Identifikation des klassischen Erzählkinos, zu einer distanzierten Wahrnehmung des Films an. Vor allem im Zusammenhang mit dem späteren Scheitern erscheinen die Versuche der Sextouristinnen, imperialistische Macht zu performieren, armselig. Auch in *Vers le sud* bezieht sich Brenda auf einen vermeintlichen Naturzustand einheimischer Männer, wenn sie spekuliert, ob die größere Attraktivität von Schwarzen Männern in Haiti im Vergleich zu Nordamerika daher käme, dass sie hier „näher bei der Natur“ seien – Ellen kontert allerdings zynisch, dass ihr am Strand nackter Oberkörper der einzige Unterschied wäre (VS 0:25).

7 Laut Paulin (1997) kontrastiert auch Spike Lee in *Jungle Fever* (1991) Schwarze und weiße Haut (z. B. durch ineinander verschränkte Finger der Protagonist:innen auf dem Filmplakat), um auf die Unmöglichkeit von Beziehungen zwischen Ethnizitäten zu verweisen und das Scheitern dieser vorwegzunehmen.

8 „Hier ist alles anders“, betont auch eine Touristin in *Vers le sud* und spielt dabei insbesondere auf sexuelle Freizügigkeit an (VS 0:23).

3.1.2 Differenzen hinsichtlich der Attraktivität: *fatness* und *age*

Weitere Differenzkategorien, die auf den normüberschreitenden Charakter der dargestellten Beziehungen verweisen, sind *age* und *fatness*. In diesen Dimensionen entsprechen die jungen, attraktiven und muskulösen *Beach Boys* – im Gegensatz zu den Touristinnen – den Sehgewohnheiten des Publikums. Dennoch wird ihre Attraktivität in den Dialogen immer wieder betont, etwa wenn in *Vers le sud* Brenda in einem Monolog beschreibt, wie sie Legba kennenlernte: „Sein Körper faszinierte mich: groß, geschmeidig, muskulös. Seine Haut glänzte. Ich konnte meinen Blick nicht von ihm abwenden. Ich verlor zunehmend den Verstand“ (VS 0:15). In *Paradies: Liebe* erfolgt die Beschreibung der lokalen Männer durch Teresa und Inge weniger prosaisch („fesch ist er“). Immer wieder wird auf konkrete Körperteile Bezug genommen, etwa wenn Teresa zu Inge über deren anwesenden Partner sagt: „Die Hände sind schön, die ... gefallen mir total gut ... so kräftige Hände. Die Oberschenkel ... sind auch super“ (PL: 0:17). Durch solche Bewertungen werden die Verdinglichung der Männer sowie der Marktcharakter der Interaktionen sichtbar. Gleichzeitig exponieren Kameraführung und Dialog (Inge etwa schwärmt: „Schau ihn nur an“ (PL 0:17)) die begehrenden Blicke der Frauen. Während im *male gaze* der Kamerablick so ausgelegt ist, dass sich das Publikum mit den Blicken des (männlichen) Protagonisten identifizieren soll (Mulvey 1975) und männliches heterosexuelles Begehren als „natürlich“ normalisiert wird, wird hier der begehrende Blick alternder Frauen selbst zum Thema gemacht und als befremdlich und bemitleidenswert ausgestellt. Anstatt fetischisierender Bilder der Frauenfiguren werden vielmehr die Körper der Schwarzen Männer in der Tradition eines imperialistischen Blickregimes (hooks 1992: 7) in den Fokus gerückt.⁹

Die Unterschiede in der Attraktivität werden in beiden Filmen auch dadurch hervorgehoben, dass das Aussehen der Protagonistinnen durchgängig problematisiert wird. Wiederholt sprechen die Touristinnen über ihre Schwierigkeiten, westlichen Schönheitsnormen zu genügen. In einer Szene am Pool (PL 0:39–41) in *Paradies: Liebe*, in der die voluminösen Körper der Touristinnen in Badekleidung dicht nebeneinander auf Sonnenliegen frontal präsentiert werden, besprechen Teresa und ihre Freundinnen ihre Probleme mit dem Aussehen und wie „schiach“ (hässlich) sie wären. Teresa beschreibt ihre hängenden Brüste, Falten und den „fetten Hintern“ – aber auch ihren Wunsch, dass ihr „einer einmal so lange in die Augen schaut“, sodass er ihr in die Seele sähe und nicht auf das Äußere. Auch die anderen Frauen berichten von ihren Schwierigkeiten mit dem Aussehen. Zum Beispiel war Inge in ihrer früheren Ehe aufgrund der ständigen Abwertungen und der Kritik an ihrem Aussehen durch ihren Mann „total frustriert“. Als eine der Frauen fragt, ob die anderen schon einmal überlegt hätten, sich etwas „machen zu lassen“, z. B. eine Fettabsaugung, lehnen diese, besonders Teresa, kategorisch ab. Mit dieser Einstellung, so lernen wir im Verlauf des Filmes, ist kein Liebesglück zu gewinnen.

Die voluminösen Körper der Touristinnen werden von Seidl auch visuell besonders betont. Bereits das Filmplakat¹⁰ stellt den adipösen Körper von Teresa zur Schau, in-

9 Für eine weiterführende Diskussion u. a. zum „white gaze“ siehe Stehle und Weber (2020).

10 Zugriff am 12. Dezember 2021 unter https://www.ulrichseidl.com/_filestorage/8e/87/paradies-liebe-poster.pdf.

dem es sie (seitlich uns zugewandt) nackt schlafend im Bett im Stil einer Rubens-Figur inszeniert; ihre blasse Haut wird von dem kontrastreichen Farbspiel des Hintergrunds (gelb-grüne Wand, blauer Vorhang) und dem Sonnenbrand am Dekolleté akzentuiert. Im Film wird diese Betonung der voluminösen Körper der Sextouristinnen noch verstärkt, indem Seidl sie in oft mehrere Sekunden andauernden Einstellungen in „geometrisch-kantigen“ (Hamel 2016: 215) Räumen anordnet, in denen sie regelrecht „gefangen“ sind. Die runden Körper der Urlauberinnen kontrastieren dabei den symmetrischen Bildaufbau und scheinen diesen zu sprengen. Etwa in der ersten Sexszene von Teresa und ihrem ersten Partner Gabriel (PL 0:28–30) zeigt die Kamera frontal das fast nackte Paar auf einem Bett, welches das schmale, eckige Hotelzimmer sowie die Kadrage ausfüllt. Als Teresa den Sex abrechnen und das Bett verlassen will, wirken ihre Bewegungen behäbig und ungeschickt, sie atmet schwer, sodass ihr Körper besonders schwer und immobil erscheint. Die statisch fixierte Kamera zeigt über 60 Sekunden die leicht gebeugt sitzende Teresa mit ihren großen, nackten Brüsten, die über ihren voluminösen Bauch hängen. Der Körper Gabriels hingegen ist muskulös, seine Bewegungen agil, schnell und geschickt – er wird damit jenem Teresas entgegengesetzt.

Anders als der Programmkinofilm *Paradies: Liebe* adressiert *Vers le sud* (Starbesetzung: Charlotte Rampling) ein breiteres Publikum. Die zentralen Protagonistinnen entsprechen hier trotz ihres fortgeschrittenen Alters gängigen Schlankheitsidealen. In diesem Film tritt daher nicht die Kategorie *fatness*, sondern *age* als Differenzmerkmal zwischen Touristinnen und lokalen Männern in den Vordergrund. Die Frustration, nicht (mehr) normativen Schönheitsidealen zu entsprechen, wird aber auch in *Vers le sud* thematisiert. Dies wird besonders in einem Monolog deutlich, in dem Ellen über die Missachtung spricht, die sie in ihrer Heimatstadt Boston erfährt. Trocken und resigniert erzählt sie, dass es „in Boston gar nichts für Frauen über 40“ gibt, sie alle Bars abgesehen, aber niemanden gefunden hat, der auch nur „im Entferntesten“ mit ihrem haitianischen Liebhaber vergleichbar wäre (VS 0:31). Aber auch in Haiti ist Ellen nicht vor *ageism* sicher. Etwa bei einer kleinen Auseinandersetzung beim Schwimmen im Meer wirft Legba Ellen vor, dass sie mit nassen Haaren „ganz alt“ aussehe (VS 0:51). In einer intimen Szene im Zimmer, in der Ellen Legba fragt, ob sie ihn (auch) eincremen soll, antwortet dieser brüsk: „*Ich* bin noch nicht so alt. *Ich* brauche das nicht“ (VS 0:28).

Bereits Susan Sontag (1977 [1972]) diskutierte, wie Frauen – im Gegensatz zu Männern – mit zunehmendem Alter an Status und „sexuellem Wert“ verlieren und in den Bereich der sexuellen Unsichtbarkeit übergehen. „An older woman is, by definition, sexually repulsive [...]. The body of an old woman [...] is always understood as a body that can no longer be shown, offered, unveiled“ (Sontag 1977 [1972]: 292). Dies spiegelt sich auch in den visuellen Darstellungen von gealterten weiblichen Körpern im Mainstreamkino wider. *Vers le sud* und *Paradies: Liebe* übertreten konventionelle Repräsentationsmuster, indem zum einen nichtnormative Frauenkörper spärlich oder unbekleidet gezeigt werden, zum anderen aber auch deren Sexualität thematisiert wird.¹¹ Dieser Übertritt in der Repräsentation geht jedoch nicht einher mit einer Neubewertung

11 Allerdings überschreitet vor allem Seidl konventionelle Darstellungsnormen von gealterten Körpern und deren Sexualität. *Vers le sud* zeigt nur eine relativ kurze Sexszene (VS 0:45–46) zwischen Brenda und ihrem Liebhaber, in der sie ein Kleid trägt und ihr Körper abgesehen von ihren nackten Schultern unsichtbar bleibt.

oder Entstigmatisierung der Körperlichkeit und Sexualität von älteren Frauen. Vielmehr ist das Publikum eingeladen, die im Kontext von globalisiertem Sextourismus situierte Sexualität der Frauen einmal mehr als abstoßend zu deuten – oder zumindest als lächerlich, wenn die Protagonistinnen auf ihre *weißen* und ökonomischen Privilegien rekurrieren müssen, um Sexualpartner aus dem globalen Süden für sich zu gewinnen. Papayanis (2012) sieht in der negativen filmischen Darstellung von Sextouristinnen nicht zuletzt eine Reflexion gesellschaftlicher Ängste, die die Sexualität von älteren Frauen hervorruft.

3.1.3 Differenzen hinsichtlich der ökonomischen und individuellen *Agency*

Das Setting der Filme, in denen westliche Touristinnen Länder des globalen Südens besuchen, ist zentral für die in *Vers le sud* und *Paradies: Liebe* dargestellten ökonomischen Ungleichheiten. Dennoch prädestiniert die Herkunft der Protagonist:innen nicht die dargestellten wirtschaftlichen Verhältnisse: Wie die Liebeskomödie *How Stella Got Her Groove Back* (USA 1998) zeigt, ist prinzipiell auch ein Szenario zwischen finanziell ähnlich gestellten Partner:innen aus globalem Norden und Süden vorstellbar. Ein solches ist jedoch romantischen Komödien vorbehalten.

Die ökonomische Überlegenheit der Touristinnen wird sowohl in *Paradies: Liebe* als auch in *Vers le sud* durch die Darstellung verschiedener Transaktionen etabliert, wenn etwa Teresa Mungas Verwandten Geld gibt, Inge ihrem *Beach Boy* ein Moped kauft, Brenda Legbas Kleidung zahlt und Ellen ihm Geld in die Hosentasche steckt. Während die Touristinnen aus *Paradies: Liebe* in ihren Herkunftsländern selbst unterprivilegiert sind und einem kleinbürgerlichen Milieu entstammen (dies wird auch durch ihren Dialekt hervorgehoben), gehören in *Vers le sud* Ellen und Brenda der Mittelklasse an. Die Differenz zwischen Touristinnen und lokalen Männern zeigt sich daher auch im bürgerlichen Habitus der Frauen. Insbesondere Ellen betont ihren Bildungsgrad sowie ihre Kultiviertheit gegenüber den lokalen Männern (z. B. wenn sie über Rubens doziert (VS 0:11)). Sie legt auch Wert auf ihre Klassenzugehörigkeit (z. B. erzählt sie, dass es sie früher nie nach Port-au-Prince zog, da es in ihren Augen ein Ort „für Proleten“ war (VS 0:32)).

In beiden Filmen wird deutlich, dass die Frauen aufgrund ihrer ökonomisch privilegierten Position, die aus globalen Machtungleichgewichten resultiert, einen erweiterten Handlungsspielraum genießen. Aber auch die lokalen Männer können ihren Handlungsspielraum durch ihre Beziehungen mit den Touristinnen vergrößern. Erkennbar wird dies etwa, wenn Brenda entgegen den Hotelvorschriften Legba mit ins Hotelrestaurant bringt. Albert, der Resort-Manager, weist Brenda wiederholt darauf hin, dass er Legba nicht bedienen könne – selbst wenn sie zahle. Schließlich nimmt er die Bestellung jedoch auf. Legbas Blick und Lachen am Ende der Szene zeigen seinen empfundenen Triumph und seine Freude an diesem gelungenen gesellschaftlichen Übertritt (VS 40–41).

Geld ist aber nicht der einzige Machtfaktor, der die Handlungen der Protagonist:innen bestimmt. Die Machtbeziehungen werden in den Filmen weiter verkompliziert, indem etwa die einheimischen Männer den Touristinnen aufgrund ihrer Lokalkenntnisse überlegen sind. So bieten sie den Frauen im Sinne einer „staged authenticity“ (MacCannell 1973) ein touristisches Programm, das Authentizität produziert und die

Erwartungen der Touristinnen befriedigen soll – mit dem sie aber auch ihr Verhalten lenken können. Indem vermeintlich traditionelle Orte besucht oder „authentische“ Erfahrungen inszeniert werden, können die Touristinnen mühelos durch das lokale Gebiet gesteuert werden. Aufgrund ihrer Unkenntnis lokaler Verhältnisse wird die *Agency* der Sextouristinnen eingeschränkt, oft, ohne dass sie es sogleich bemerken. Wenn Teresa beispielsweise ihrer Strandbekanntschaft Munga durch die Stadt folgt, gerät sie scheinbar zufällig immerfort an Orte, an denen Bekannte ihres Liebhabers sie um Spenden bitten. Auch Legba nutzt den gemeinsamen Ausflug in die Stadt, um sich von Brenda neu einkleiden zu lassen.

Diese Komplexität der Machtbeziehungen (z. B. Weichselbaumer 2012), in denen in einer Dimension die Touristinnen und in der anderen die lokalen Männer die Oberhand haben, veranschaulicht Seidl auch metaphorisch, indem er abwechselnd die Touristinnen wie auch die *Beach Boys* mit Raubtieren assoziieren lässt:¹² Einerseits tragen Inge und Teresa Badeanzüge mit Raubtiermotiven (bei der Sextourismus-Novizin Teresa sind diese nur angedeutet), wodurch ihr prinzipieller Wille zur Eroberung/Erbeutung signalisiert wird. Andererseits zeigt Seidl die Fütterung einer Horde von Krokodilen, bei der ein unförmiges, weißes Stück Fleisch vorgelegt wird, das ein Krokodil gierig schnappt (PL 0:59). Diese Szene folgt im Filmtrailer¹³ scharf geschnitten jenem Moment, in dem Munga Teresa seine vermeintliche Schwester vorstellt und um Geld bittet. Mit dieser bildlichen Abfolge verdeutlicht Seidl, dass Teresa von Munga erfolgreich „er-/ausgebeutet“ wurde.

Wie zuvor beschrieben, argumentieren wir, dass die Betonung der eben durchdeklinierten Differenzen zwischen den Partner:innen bereits auf den gesellschaftlich sanktionierten Status der Beziehungen verweist, der das Scheitern und damit die Nichterfüllung des Begehrens der Sextouristin vorwegnimmt. Tatsächlich bleiben die Sextouristinnen sowohl in *Paradies: Liebe* als auch in *Vers le sud* enttäuscht und resigniert zurück. Ihr Versuch, dem westlichen Partner:innenmarkt zu entkommen und im vermeintlichen Paradies Erfüllung zu finden, scheitert trotz ihrer ökonomisch privilegierten Position.

4 Women in Despair

Im Folgenden soll nun zum einen beschrieben werden, wie das Scheitern der Sextouristinnen in den einzelnen Filmen dargestellt und narrativ strukturiert wird, und zum anderen, welche Weiblichkeitsvorstellungen in diesen Darstellungen sichtbar werden.

4.1 Die Eskalationsspirale bei Seidl

In *Paradies: Liebe* wird das oben skizzierte Scheitern von Teresa entlang von vier sexuellen Beziehungen inszeniert, die schematisch ähnlich verlaufen. Jede Begegnung ist charakterisiert durch eine erste Kontaktaufnahme, bei der Teresa dem jeweiligen Mann vorerst mit Skepsis begegnet. Nachdem Teresa Vertrauen gefasst hat, folgt ein glückli-

¹² Gross beschreibt Teresa als „both ‘hunter’ and ‘prey’“ (Gross 2018: 521).

¹³ Zugriff am 12. Dezember 2021 unter <https://youtu.be/g1UR-DIJRW0>.

cher Abschnitt, in dem sie verliebt und hoffnungsvoll ist. Schließlich enden die sexuellen Kontakte, nachdem ihr das Arrangement entweder unangenehm wird (vor allem Gabriel) oder die Männer zu ihrer Desillusion finanzielle Unterstützung verlangen.¹⁴ Teresa endet alleine in einer Bar, auf ihrem Balkon oder in ihrem Zimmer. Inszeniert in sekundenlangen Halbtotale konstruieren die Positionierungen Teresas im Bildmittelpunkt und das Ausbleiben anderer Geräusche als das dumpfe Meeresrauschen ein Gefühl sozialer Vereinsamung. Dieser Ablauf lässt sich anhand der längsten dargestellten Beziehung zum *Beach Boy* Munga veranschaulichen (PL 0:33–1:19). Teresa lernt Munga am Strand kennen, als er ihr hilft, den vielen Souvenirverkäufern zu entkommen. Munga erregt, so wie zuvor Gabriel, ihre Aufmerksamkeit, weil er aus der anonymen Masse von Männern hervortritt, um sie aus der Bedrängnis der anderen zu retten. Die scheinbare „Befreiung“ aktiviert ein heteronormatives Narrativ von männlichem Befreier (aktiv) und weiblicher Befreiten (passiv), das augenscheinlich Teresas romantisierten Idealen entspricht. Noch skeptisch fragt Teresa während eines Spaziergangs durch sein Dorf, ob Munga schon viele Touristinnen hierhergeführt habe. Munga verneint und betont, dass er kein Geld von ihr wolle, sondern sein Interesse rein romantischer Natur wäre. Teresa gibt ihr Misstrauen in der Folge auf und hält das gewonnene Vertrauen selbst dann noch aufrecht, als Munga sie zu seinen angeblichen Verwandten führt, die allesamt aufgrund von „Notfällen“ Geld von ihr benötigen. Erst als sie Munga mit seiner Frau ertappt, zerbricht ihr Idyll. Die darauffolgende Szene zeigt Teresa sichtlich enttäuscht, allein und rauchend auf dem Balkon. Ihr Wunsch, einmal richtig gesehen zu werden (PL 0:39), ist unerfüllt geblieben.

Der Aufbau von Kennenlernen, (versuchtem) Sex und Enttäuschung findet sich in Variationen in allen vier Beziehungen wieder. Manche Szenen, wie etwa die Spaziergänge oder Sexszenen, ähneln einander stark oder sind sogar deckungsgleich. Derartige Wiederholungen von Mustern – bzw. die Struktur aus Motiv, Wiederholung und Variation – verweisen zunächst auf die kommodifizierte Natur der Beziehung. Sie erlauben den Zuschauer:innen, die reproduzierbare Erfahrung der vermeintlich „authentischen“ Erlebnisse als Produkt zu dekodieren. Diese Struktur verfolgt jedoch auch einen weiteren Zweck: Jeder sexuelle Kontakt lässt Teresa einmal mehr gescheitert zurück. Auch wenn sich die Beziehungszyklen ähneln, dreht Seidl mit jedem Sexualpartner die Eskalationsspirale weiter und lässt Teresa immer stärker verzweifeln. Selbst bei der letzten sexuellen Begegnung mit Josphat, einem Hotelangestellten, bei der Teresa schon ihre romantischen Illusionen fahren gelassen hat, wiederholt sich das Muster (PL 1:41–49). Als nun „fortgeschrittene Sextouristin“ tritt sie zu Beginn souverän auf und artikuliert ihr sexuelles Verlangen direkt. Nicht nur nimmt sie erstmals einen Partner auf ihr Hotelzimmer, sie zeigt auch keinerlei Hemmungen, ihn aus einer Position ökonomischer und ethnischer Macht anzusprechen: Nachdem sie ihn durch die Tür geschubst hat, verlangt sie, dass er sich duscht, ehe er sich zu ihr ins Schlafzimmer gesellt. Dort angekommen, liegt sie schon ruhig auf dem Bett, während sie präzise Befehle in gebrochenem Englisch und mit direkten Gesten äußert. Erstmals rahmt sie solche Befehle mit einer Selbstidentifikation als „white lady“ und verortet sich somit in Narrativen ethnischer Alterität. Josphat verliert endgültig seine Individualität, wenn sie seinen Namen mehrmals falsch ausspricht. Anders als zuvor sucht Teresa in Josphat einzig eine kommodifizierte

14 Hier zeigt sich, dass Teresa selbst keine Transgression konventioneller Geschlechterrollen anstrebt.

sexuelle Erfahrung. Doch trotz der anfänglich klaren Machtverteilung zu ihren Gunsten kippt die Situation schnell, als Teresa verlangt, oral befriedigt zu werden, was Josphat mehrfach ablehnt. Damit missglückt diese Begegnung wie alle zuvor – im direkten Kontrast zu ihrer Position als „fortgeschrittene Sextouristin“ erscheint Teresas Scheitern sogar noch vehementer. Als Teresa alleine im Zimmer zurückbleibt, bricht sie in Tränen aus. Zwei lange Einstellungen zeigen Teresas abgewandten, zuckenden Oberkörper auf dem Bett, während ihr Schluchzen in der Stille deutlich hörbar ist. Die letzte Halbnahaufnahme der Protagonistin stellt Teresa als endgültig gescheiterte Person aus.

4.2 Narrative Zuspitzung bei Cantet

Auch in *Vers le sud* scheitern die Frauen letztlich in ihrem Begehren, jedoch konzipiert Cantet das Scheitern der Frauen narrativ nicht zyklisch, sondern auf einen Höhepunkt hin ausgerichtet. Er stellt die Beziehungen damit als weniger austauschbar dar und fokussiert das Begehren der Frauen auf einen jungen Mann: Legba. Sowohl Brenda als auch Ellen besuchen Haiti, um ihn zu sehen. In einem Monolog berichtet Brenda, dass sie einige Jahre zuvor als Fünfundvierzigjährige mit dem damals noch minderjährigen Legba ihren ersten Orgasmus hatte. Seit damals kann sie an nichts anderes als an ihn denken. Während Brenda ihre starken Gefühle für Legba betont, scheint die resolute und zynische Ellen ihr Verhältnis zu ihm als reine Austauschbeziehung zu verstehen. Dennoch offenbart sie, dass nur der jährliche Sommerurlaub in Haiti und ihre Beziehung zu Legba ihr tristes Leben in Boston erträglich machen. Durch diese Aussagen werden die Touristinnen, wie schon zuvor bei Seidl, als bereits vor der Reise gescheiterte Frauen inszeniert.

Cantet bedient sich des vergeschlechtlichten Motivs der Eifersucht, um die Dramatik des Films zu steigern. Ellens und Brendas Besitzansprüche werden im Laufe des Films immer stärker und die beiden Frauen beginnen, die jeweils andere zu diskreditieren. Als Legba in einen lebensgefährlichen Konflikt mit dem Regime Duvaliers gerät, bieten beide Frauen an, ihm einen US-amerikanischen Pass zu besorgen, um ihn zu retten. Ellen wechselt plötzlich auf ein romantisches Skript und fleht Legba verzweifelt an, mit ihr zu kommen und mit ihr zu leben. Dieser lehnt jedoch ab. Cantet hebt damit die Handlungsmacht des jungen Haitianers hervor, der lieber in den Tod geht, als seine Freiheit und Unabhängigkeit zu verlieren (Tate 2011). Im Gegensatz zu Filmen wie *Pretty Woman* (USA 1990), in denen ein ökonomisch privilegierter Mann als „Retter“ einer Sexarbeiterin auftritt (Campell 2006: 320), bleibt den weiblichen *Sugar Mummies* diese Rolle verwehrt.

Der dramatische Höhepunkt ist erreicht, als Legba gegen Ende des Films tot am Strand vor der Hotelanlage aufgefunden wird. Beide Frauen sind von Legbas Tod schwer getroffen. Ihre ökonomisch privilegierte Position konnte ihnen nicht zum Happy End verhelfen. Tatsächlich ist es die vormals scharfzüngige und vermeintlich nüchterne Ellen, die nun in tiefer Trauer und in Selbstauflösung begriffen abreist. Sie scheint alles verloren zu haben, was in ihrem Leben Bedeutung hatte (Michelmann 2011: 154). Brenda hingegen offenbart endgültig ihren bereits angedeuteten pathologischen Charakter („pill-popper“, „child molester“, „crazy Brenda“) – schon als Legba verschwand, taumelte sie nachts „zagedröhnt“ mit Valium und Alkohol durch die lokalen Bars. Wir

erfahren nun, dass sie keinen Mann und kein Zuhause mehr hat, wohin sie zurückkehren könnte – sie will auch nichts mehr mit Männern aus dem Norden zu tun haben. Sie beschließt, in der Karibik zu bleiben und von Insel zu Insel zu reisen. Wie Papayanis schreibt: „she is prepared to fuck her way through the Caribbean“ (Papayanis 2012: o. S.). Aufgrund Brendas offensichtlichen psychischen Problemen und ihrer Absage an eine gesicherte Existenz können wir ihr tragisches Ende antizipieren.

5 Diskussion

Wie wir in diesem Artikel gezeigt haben, werden die Touristinnen in den Filmen *Vers le sud* und *Paradies: Liebe* als in ihren Beziehungen mit lokalen Männern (und darüber hinaus) glücklose Individuen dargestellt. Trotz formaler Unterschiede werden vor allem auf dramaturgischer Ebene (d. h. durch den erzählerisch-dramatischen Aufbau) Narrative von emotionalisiertem Scheitern reproduziert, die an hegemoniale Weiblichkeitsvorstellungen anknüpfen, während die ostentativ inszenierten Differenzen der Protagonist:innen dazu dienen, das spätere Scheitern der Sextouristinnen vorwegzunehmen. So bleiben am Ende von *Vers le sud* Ellen und Brenda als gebrochene bzw. psychisch labile Frauen zurück, und auch *Paradies: Liebe* endet mit Bildern von Teresa, die allein im Bett weint. „Paradies: Lost“ (Huber 2013: 11). Selbst ihre *weißen* und ökonomischen Privilegien konnten den Sextouristinnen nicht zum Glück verhelfen. Damit reinszenieren die Filme klassische heteronormative Vorstellungen *weißer* Weiblichkeit, anstatt auf die geschlechtlichen und sexuellen Transgressionen weiblicher Sextouristinnen einzugehen (Frohlick 2016; Weichselbaumer 2012). Eine Neuverhandlung geschlechtlicher Zuschreibungen findet nicht statt.

Dabei stellt sich jedoch die Frage, warum gesellschaftskritische Regisseur:innen wie Cantet und Seidl das transgressive Potenzial der Figur der Sextouristin nicht aufgreifen. Eine mögliche Erklärung ist, dass die Beibehaltung geschlechtlicher Normvorstellungen dabei helfen soll, globale Beziehungen diskursiv als multidimensionales Machtgefüge darzustellen. Diese These lässt sich nicht nur anhand der Filme, sondern auch anhand der Aussagen der Regisseure ableiten. So betont Laurent Cantet, dass er in seinem Film zwei unterdrückte Gruppen, lokale Männer sowie ältere Touristinnen, nebeneinander zeigen wollte (Fraser 2006). Auch Ulrich Seidl bezieht sich auf die Komplexität in den dargestellten Machtdynamiken, wenn er beschreibt, dass die dargestellten Männer wie auch Frauen Täter:innen und Opfer zugleich seien (Seidl/Suchy 2016). In diesem Sinne spielt die Repräsentationsfigur der scheiternden Sextouristin in der vergeschlechtlichten Globalisierungskritik der Filmemacher eine entscheidende Rolle. Denn anders als im Falle des (männlichen) Sextouristen, der im Kontext einer Globalisierungskritik allegorisch als (post)kolonialer Ausbeuter überdeterminiert auftreten würde, nutzen die Filme die Figur der Sextouristin, um die globalen Machtdynamiken zu verkomplizieren. In *Paradies: Liebe* tritt Teresa trotz ihrer ökonomisch machtvollen Position als konstant scheiternde und letztlich bemitleidenswerte Frau auf. In *Vers le sud* geht der Liebhaber von Ellen und Brenda gar lieber in den Tod als mit einer von ihnen. Indem die Repräsentationsfigur der Sextouristin auf Narrative *weißer* weiblicher Verwundbarkeit rekurriert und diese reproduziert, erlaubt sie den

Regisseuren, globale Beziehungen diskursiv als multidimensionales Machtgefüge auszustellen. Das Ausnützen neo- bzw. postkolonialer Machtbeziehungen hat den Touristinnen kein Glück gebracht. Die Zuschauer:innen bleiben aufgrund dieser Darstellung allerdings nicht nur mit dem Gefühl zurück, dass die Hoffnung, aus ökonomischer und globaler Überlegenheit Erfüllung zu erlangen, scheitern muss, sondern auch, dass es für nach geschlechtlicher oder sexueller Transgression strebende Frauen kein Happy End geben kann.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre (1976). Marriage Strategies as Strategies of Social Reproduction. In Robert Forster & Orest Ranum (Hrsg.), *Family and Society* (S. 117–144). Baltimore: John Hopkins University Press.
- Cabezas, Amalia (2004). Between Love and Money: Sex, Tourism, and Citizenship in Cuba and the Dominican Republic. *Signs*, 29(4), 987–1015.
- Campbell, Russell (2006). *Marked Women. Prostitutes and Prostitution in the Cinema*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Fernandez, Nadine (1999). Back to the Future? Women, Race, and Tourism in Cuba. In Kamala Kempadoo (Hrsg.), *Sun, Sex, and Gold. Tourism and Sex Work in the Caribbean* (S. 81–89). Lanham: Rowman and Litterfield.
- Fraser, Peter (2006). An Interview with the Director of *Heading South*. *Vertigo*, 3(2). Zugriff am 12. Dezember 2021 unter www.closeupfilmcentre.com/vertigo_magazine/volume-3-issue-2-summer-2006/an-interview-with-the-director-of-heading-south.
- Frohlick, Susan (2016). Feeling Sexual Transgression: Subjectivity, Bodily Experience, and Non-Normative Hetero-Erotic Practices in Women's Cross-Border Sex in Costa Rica. *Gender, Place & Culture*, 23(2), 257–273.
- Gross, Zoë (2018). Unpacking the Landscape of Female Sex Tourism in Kenya. A Film Analysis of *Paradise: Love*. *Gender, Place & Culture*, 25(4), 507–524.
- Hamel, Hannah (2016). Kadierung der Körper. „Modelle“ in den Filmen von Ulrich Seidl. In Silke Felber (Hrsg.), *Kapital Macht Geschlecht. Künstlerische Auseinandersetzungen mit Ökonomie und Gender* (S. 208–222). Wien: Praesens.
- hooks, bell (1992). *Black Looks. Race and Representation*. Boston: South End Press.
- Huber, Christoph (2013). Ulrich Seidls Paradies: Eine Trilogie. In Claus Philipp & Astrid Wolfig (Hrsg.), *Ulrich Seidl. Paradies. Liebe Glaube Hoffnung* (S. 11–17). Ostfildern: Hatje Cantz.
- MacCannell, Dean (1973). Staged Authenticity: Arrangements of Social Space in Tourist Settings. *American Journal of Sociology*, 79(3), 589–603.
- Martin, Michael T. & Kamara, Yalie (2017). On the Commerce of Intimacy: Dany Laferrière on How to Make Love to a Negro ... and *Heading South*. *Black Camera*, 9(1), 80–105.
- Michelman, Judith (2011). Re-Organizing Cultural Values: Vers le Sud by Laurent Cantet. *CINEJ Cinema Journal*, (Special Issue 1), 149–158.
- Mulvey, Laura (1975). Visual Pleasure and Narrative Cinema. *Screen*, 16(3), 6–18.
- O'Connell Davidson, Julia & Sanchez Taylor, Jacqueline (1999). Fantasy Islands. Exploring the Demand for Sex Tourism. In Kamala Kempadoo (Hrsg.), *Sun, Sex, and Gold. Tourism and Sex Work in the Caribbean* (S. 37–54). Lanham: Rowman and Litterfield.
- Papayanis, Marilyn (2012). Sex on the Beach: The Yin Yang of Female Sex Tourism in Two Films. *Bright Lights Film Journal*. Zugriff am 12. Dezember 2021 unter <http://brightlightsfilm.com/sex-on-the-beach-the-yin-yang-of-female-sex-tourism-in-two-films/#.WurMtaSFPmg>.

- Paulin, Diana R. (1997). De-Essentializing Interracial Representations: Black and White Border-Crossings in Spike Lee's "Jungle Fever" and Ocatavia Butler's "Kindred". *Cultural Critique*, 36, 165–193.
- Pratt, Mary L. (2008). *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation* (2. Aufl.). London: Routledge.
- Pruitt, Deborah & LaFont, Suzanne (1995). For Love and Money. Romance Tourism in Jamaica. *Annals of Tourism Research*, 22(2), 422–440.
- Rebhandl, Bert (2013). Abenteuer für Sugarmama. *Frankfurter Allgemeine*, 03.01.2013. Zugriff am 12. Dezember 2021 unter www.faz.net/-1vu-75gtp.
- Rubin, Gayle (2011 [1984]). Thinking Sex. Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality. In Gayle Rubin (Hrsg.), *Deviations* (S. 137–181). Durham: Duke University Press.
- Seidl, Ulrich & Suchy, Irene (2016). Gespräch zwischen Ulrich Seidl und Irene Suchy: Ware Körper – männlich, weiblich. In Silke Felber (Hrsg.), *Kapital Macht Geschlecht. Künstlerische Auseinandersetzungen mit Ökonomie und Gender* (S. 202–207). Wien: Praesens.
- Sherzer, Dina (1996). Race Matters and Matters of Race: Interracial Relationships in Colonial and Postcolonial Films. In Dina Sherzer (Hrsg.), *Cinema, Colonialism, and Postcolonialism: Perspectives from the French and Francophone World* (S. 229–248). Austin: University of Texas Press.
- Sontag, Susan (1977 [1972]). The Double Standard of Aging. In Lawrence Allman & Dennis Jaffe (Hrsg.), *Readings in Adult Psychology* (S. 285–294). New York: Longman.
- Stehle, Maria & Weber, Beverly (2020). *Precarious Intimacies. The Politics of Touch in Contemporary Western European Cinema*. Evanston: Northwestern University Press.
- Tate, Shirley A. (2011). Heading South: Love/Sex, Necropolitics, and Decolonial Romance. *Small Axe*, 15(2), 43–58.
- Weichselbaumer, Doris (2012). Sex, Romance and the Carnavalesque Between Female Tourists and Caribbean Men. *Tourism Management*, 33, 1220–1229.
- Yancey, George (2002). Who Interracially Dates: An Examination of the Characteristics of Those Who Have Interracially Dated. *Journal of Comparative Family Studies*, 33, 179–190.

Zu den Personen

Doris Weichselbaumer, Prof.in Dr.in, Institutsvorständin des Instituts für Frauen- und Geschlechterforschung der Johannes Kepler Universität Linz. Arbeitsschwerpunkte: Diskriminierung, kulturwissenschaftliche Gender Studies, feministische Ökonomie, Gender and Work.
E-Mail: doris.weichselbaumer@jku.at

Leonie Kapfer, MA, Universitätsassistentin am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gender Media Studies, mediale Technologien des Selbst.
E-Mail: leonie.kapfer@univie.ac.at

Sebastian Fitz-Klausner, Mag. MA, Lektor am Institut für Frauen- und Geschlechterforschung der Johannes Kepler Universität Linz. Arbeitsschwerpunkte: visuelle Kulturgeschichte, Men's Studies.
E-Mail: sebastian.fitz-klausner@jku.at

Technologische Lösungen gegen Mangelernährung? Für eine Re-Politisierung von Hunger, Nahrungssouveränität und Geschlechterverhältnissen

Zusammenfassung

Angesichts zunehmend entpolitizierter Debatten um Hunger analysiert dieser Beitrag die Ernährungs- und Gesundheitssituation mehrfach benachteiligter Frauen* im globalen Süden. Aus einer biopolitischen Perspektive werden die materiellen Lebensbedingungen ländlicher Frauen* nach der Agrarliberalisierung untersucht und es wird beleuchtet, wie Nutritionismus auf Subjektivitäten und Körper(lichkeiten) von gebärfähigen, schwangeren und stillenden Frauen* in postkolonialen Ländern zugreift. Mit einer kritischen Haltung gegenüber technologischen Lösungen für Mangelernährung zeigt die empirische Studie der Bewegung Food Sovereignty Alliance India (FSA), dass die beteiligten Frauen*, Dalit- und Adivasigruppen über lokale nahrhafte Ernährungsgrundlagen verfügen und sozial gerechte Zugänge zu Gemeinschaftsressourcen sowie die Einbeziehung des Ernährungswissens von ländlichen Frauen* für Gesundheit und nachhaltige Landwirtschaft fordern. Abschließend wird diskutiert, wie feministisch-entwicklungspolitische Kritiken an Machtverhältnissen in Haushalt und Familie die Forschungen und politischen Ziele von FSA erweitern und zu einer umfassenden Demokratisierung von Nahrungspolitiken beitragen können.

Schlüsselwörter

Postkolonialer Feminismus, Biopolitik, Ernährungssouveränität, Grüne Technologie, Nahrungsanreicherung, Intersektionalität

Summary

Technological solutions against malnourishment? For a re-politicization of hunger, food sovereignty and gender relations

In the light of increasingly depoliticized debates about hunger, this article examines the food and health situation of multiply disadvantaged women in the Global South. The article analyses the material living conditions of rural women after economic liberalization from a biopolitical perspective and examines how nutritionism targets the subjectivities and bodies of childbearing, pregnant and breastfeeding women in postcolonial countries. Taking a critical stance towards technological fixes to combat malnutrition, an empirical study conducted by the Food Sovereignty Alliance India (FSA) movement shows that organized women, Dalit and Adivasi groups have access to healthy nutritious food at local level and are demanding socially just access to common natural resources as well as the incorporation of rural women's knowledge into health and sustainable agriculture. Finally, the article discusses how feminist critiques from developmental studies on power relations within the household and the family can expand FSA's research and political goals contributing to an encompassing democratization of food politics.

Keywords

postcolonial feminism, biopolitics, food sovereignty, green technology, fortification, intersectionality



1 Strukturelle Ursachen von Hunger und Mangelernährung im globalen Süden als intersektional-geschlechtsspezifische Machtverhältnisse in den Blick nehmen

Verstärkt durch die Auswirkungen des russischen Krieges gegen die Ukraine sowie der Coronapandemie sind Hungerkrisen, ungleiche Geschlechterverhältnisse und Fragen sozialer Gerechtigkeit erneut in den Mittelpunkt politischer Debatten gerückt. In Indien haben nicht nur die bäuerlichen Massenproteste seit November 2020 gegen drei neue Agrargesetze, die hauptsächlich Kleinlandwirt:innen verstärkt einem liberalisierten Weltmarkt aussetzen, sondern auch die im April 2021 gestarteten öffentlichen Pilotprojekte, mit Eisen versetzten Reis an Menschen mit geringem Einkommen zu vergeben, zu Kontroversen über und Kämpfe gegen landwirtschaftlichen Niedergang, Nahrungsknappheit bei Produzent:innen und neoliberale Zerstörungen von Existenzgrundlagen geführt. Die sozial-ökologische Bewegung Food Sovereignty Alliance India (FSA), deren Ziel die Verwirklichung von Ernährungssouveränität ist, stellt seit Längerem die strukturellen Ursachen von Mangelernährung und schlechtem Gesundheitsstatus von intersektional benachteiligten Frauen*¹ heraus. Zugleich generiert die Organisation eigene systematische Analysen über die Ernährungsgewohnheiten ihrer Mitglieder und deren gesundheitliche Auswirkungen, um konkrete Lebensrealitäten zutreffend zu beschreiben sowie Widerstandsformen gegen staatliche sowie marktorientierte ‚Techno-Lösungen‘ selbstbestimmt zu entwickeln. Im Gegensatz zu Maßnahmen, die Hunger durch Nahrungsmittelanreicherung überwinden wollen, fordert FSA, Fehlernährung und gesundheitliche Einschränkungen strukturell und holistisch zu bekämpfen, indem die Verschränkungen mit patriarchal-kastenspezifisch-neokolonialen Geschlechterverhältnissen, Armut, sozialer Ungleichheit, fehlender Infrastruktur sowie der Marginalisierung benachteiligter Gruppen durch Enteignungen von Land, Wald, Wasser, Saaten, Wissen miteinbezogen werden.

Vor diesem Hintergrund lege ich im ersten Abschnitt dar, wie negativ sich die Weltmarktöffnung der indischen Landwirtschaft seit 1991 auf das Einkommen sowie die Ernährungslage ländlicher Frauen* ausgewirkt hat. Dabei stehen die Verbindungen zwischen Feminisierung von Armut, verschlechterter Ernährungssicherheit sowie dem Anstieg von Hunger und Eisenmangel vor allem bei mehrfach benachteiligten Frauen* und deren Kindern im Fokus. In Abschnitt 2 analysiere ich den Aufstieg von Nutriozismus als dominante Ideologie und erörtere, welche geschlechtsspezifischen Folgen technische Lösungen gegen Mangelernährung für Schwangere und Mütter im globalen Süden haben. In dem Zusammenhang beleuchte ich auch, wie wissenschaftliche Autorität als Begründungsstrategie für Nahrungsmittelanreicherung von verschiedenen entwicklungspolitischen Akteur:innen genutzt wird. Im dritten Abschnitt lege ich die Ergebnisse einer empirischen Studie von FSA dar und argumentiere, dass die Mitglieder des Netzwerks über ausgewogene, lokal angepasste und nachhaltige Nahrungsgrundlagen verfügen. Danach skizziere ich kurz, wie das Design sowie einige Resultate der Untersuchung durch feministische Einsichten zu Machtverhältnissen innerhalb der Familie bzw.

1 Ich verwende das Gendersternchen, um deutlich zu machen, dass es Menschen gibt, die sich weder als Frau noch als Mann definieren.

des Haushalts ergänzt bzw. geschärft werden können. Abschließend plädiere ich dafür, die Erkenntnisse, Organisierungsweisen und politischen Forderungen von FSA-Frauen* als Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen zu tatsächlich intersektional-feministischen Ausgestaltungen in Kämpfen bzw. Bewegungen für Ernährungssouveränität zu begreifen – und damit auch für eine Demokratisierung von Ernährungsstrukturen. Meine eigene Positionierung als *activist scholar*, die versucht, mit und von den Denkweisen und Aktivitäten der in FSA organisierten Frauen* zu lernen (auch im Sinne des *learning to learn from below* von Gayatri Spivak (2000)), motiviert und strukturiert den Beitrag.

2 Landwirtschaft, Ernährungsstatus und intersektionale Geschlechterverhältnisse in Indien

Indien ist ein Agrarland, in dem die Hälfte der Bevölkerung von Landwirtschaft als primärer Existenzgrundlage abhängt (GoI 2018). 83 % der ruralen Frauen* sind im bäuerlichen Bereich als familiär Mitarbeitende oder informell Beschäftigte tätig, nur wenige arbeiten als Vollzeitbäuerinnen. Itishree Pattnaik, Kuntala Lahiri-Dutt, Stewart Lockie und Bill Pritchard (2018) zeigen, dass der Rückzug von Männern aus der Landwirtschaft 1991–2011 mit einer verstärkten Übernahme agrikultureller Aufgaben von Frauen* einhergeht. Dies hat jedoch zu keiner Ermächtigung bzw. Besserstellung von Bäuerinnen geführt, sondern kann eher als ‚Feminisierung von agrarischem Stress‘ begriffen werden. Infolge der staatlichen Vernachlässigung der indischen Landwirtschaft seit der Wirtschaftsöffnung 1991 verschärfte sich geschlechtsspezifische Diskriminierung: Das Einkommen von Kleinbäuerinnen aus Dalit-, Adivasi-, muslimischen und Other-Backward-Caste-(OBC-)Gemeinschaften stagniert bzw. ging zurück, sie besitzen geringes oder kein Landeigentum und verfügen kaum über Zugang zu Krediten, Technologie sowie Informationen. Nitya Rao, Mamata Pradhan und Devesh Roy (2017) haben in ihrem Artikel zu Ernährungsgerechtigkeit und Gender in Indien auf zwei zentrale Aspekte hingewiesen. Zum einen ist die landwirtschaftliche Tätigkeit von Frauen* elementar für Ernährungssicherheit, weil wirtschaftlicher und sozialer Nahrungszugang durch Einkommenskontrolle, Beschäftigung sowie Anerkennung als Bäuerin eine große Rolle spielen. Zum anderen müssen kritische geschlechtsspezifische Forschungen berücksichtigen, dass Frauen* keine einheitliche und homogene Kategorie darstellen, sondern agrikulturelle Geschlechterverhältnisse verflochten sind mit u. a. Kasten-, Klassen-, Ethnizitäts-, Bildungs-, Einkommens-, Besitzstrukturen (Rao 2020). Damit korrelierend ist auch die Ernährungssituation besonders negativ für Dalit- und Adivasi-Frauen*: Unterernährung ist bei ihnen wesentlich höher verglichen mit Frauen* aus anderen Gruppen (Rao/Pradhan/Roy 2017). Auch im Hinblick auf Nährstoffversorgung zeigt sich, dass in dem Quintil mit dem geringsten Wohlstand 56 % der Dalit-Frauen* und 60 % der Adivasi-Frauen* von Eisenmangel betroffen sind (IIPS/ICF/Ministry of Health and Family Welfare 2017: 190). Dies wirkt sich ebenfalls auf den Gesundheitsstand von Kindern unter fünf Jahren aus: Mehr als zwei von fünf Dalit- und Adivasi-Kindern sind weiterhin zu klein für ihr Alter, während eines von fünf Kindern untergewichtig ist.

Nährwertbefragungen unter Adivasi in Indien zwischen 1985 und 2008 deuten auf eine Abnahme diätischer Vielfalt hin, eine Entwicklung, die Nitya Rao als ‚fortdau-

erde strukturelle Gewalt‘ gegen diese Gemeinschaften beschreibt (Rao 2020: 209). Ländliche Frauen* ernähren sich zu erheblichen Teilen von Naturprodukten (u. a. Pilze, Flechten, Knollen, Stauden, Fische), die Allmende sind. Da der Zugang zu bisher gemeinschaftlich genutzten Ländereien, Wäldern, Weihern und Wiesen aufgrund von Privatisierungen bzw. Enteignungen kollektiver Ressourcen durch die indische Regierung und transnationale Konzerne für Entwicklungs- und Infrastrukturprojekte zunehmend beschränkt wird, reduzierte sich der Verzehr gesunder verfügbarer Nahrungsmittel. Zugleich hat der Ausbau exportorientierter Landwirtschaft seit 1991 Kleinbäuerinnen in fremdbestimmte Vertragsarbeit genötigt und lässt ihnen weder Existenzgrundlagen noch Zeit für Subsistenzproduktion (FSA/Catholic Health Association of India 2018). Auch die Aushöhlung lokaler Wissenssysteme und die Verminderung biologischer Vielfalt vergrößern die geschlechtsspezifisch intersektionalen Ungleichheiten. Strukturell gerahmt wird dies durch mangelnden Zugang zu Hygiene- und Sanitäreinrichtungen, Wasser, Elektrizität, Gesundheits- und Bildungssystemen für Dalit- und Adivasi-Frauen* innerhalb des indischen Staates. Alle diese Faktoren aus u. a. Agrar-, Entwicklungs-, Arbeitsmarkt- und Geschlechterpolitiken greifen ineinander und führen dazu, dass die Ernährungs- und Gesundheitssituation gerade bei intersektional unterdrückten Frauen*, die selbst Nahrung produzieren, weiterhin problematisch ist (Rao 2020).

Auch der *Comprehensive National Nutrition Survey 2016–2018* (CNNS 2019) weist nach, dass Hunger in Indien eindeutig einen Geschlechter-, Kasten-, Klassen- und Altersbias hat: Mehrfach marginalisierte Frauen*, Kinder und alte Menschen, vor allem Witwen auf dem Land, bekommen durchschnittlich weniger nährstoffreiche Mahlzeiten als erwachsene brahmanische Männer in Städten. Schließlich belegen Untersuchungen des International Food Policy Research Institute (IFPRI 2016) signifikante Mängel an Mikronährwerten: 48,1 % Blutarmut bei Frauen* im gebärfähigen Alter; 75 % der Kinder unter fünf Jahren sind anämisch; Vitamin-A-Mangel besteht bei 57 % der Kinder unter fünf Jahren, Struma/Knotenbildung infolge von Jodmangel ist prävalent bei 26 % der Gesamtbevölkerung und bei 19 % der Kinder im Schulalter.

3 Technische ‚Lösungen‘ zur Hungerbekämpfung, der Aufstieg von Nutrionismus und biopolitische Zugriffe auf weibliche Körper im globalen Süden

Stand nach der Unabhängigkeit Indiens die kalorische Versorgung aller Staatsbürger:innen im Mittelpunkt staatlicher Hungerbekämpfung, lässt sich seit mehreren Jahren eine grundlegende Verschiebung hin zu einem Fokus auf ‚versteckten Hunger‘ und Mikronährstoffe erkennen. Raj Patel (2013) hat im Detail nachgezeichnet, wie es vermeintlichen Ernährungsexpert:innen und diversen Interessenvertreter:innen im landwirtschaftlich-ernährungspolitischen Feld gelungen ist, global ein Verständnis von Mangelernährung in den Vordergrund zu stellen, das durch möglichst effiziente Zuführung von Nährstoffen ausgeglichen werden soll. An der Entstehung, Verbreitung und institutionellen Durchsetzung von ‚Nutrionismus‘ (Scrinis 2008) sind UN-Organisationen, darunter federführend die Weltbank, die Food and Agriculture Organization (FAO), das World Food Program (WFP), das Kinderhilfswerk (UNICEF), Konzerne wie Nestlé,

Pepsico, Danone im Verbund mit finanziell unterstützen Forschungsbereichen an der Johns-Hopkins-Universität, University of Agriculture in Indien und große NGOs wie Save the Children, Oxfam beteiligt. Patel demonstriert zudem, dass Nutritionismus in seinem zutiefst reduktionistischen Zugang zu Ernährung schwerwiegende politische und vergeschlechtlichte Auswirkungen aufweist, die bestehende Machtverhältnisse entlang Gender, Kaste, Ethnizität/Klasse, Alter, Nord-Süd-Asymmetrie vertiefen (Patel 2013: 29f.). Zum einen wird Nahrungserzeugung entpolitisiert und enthistorisiert, indem ausreichendes, zugängliches, sicheres und gesundes Essen auf biochemische Nährwerte als technische Bestimmung verengt wird. Unbeachtet bleiben dabei u. a. grundlegende Ursachen wie Landeigentumsfragen, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, ungerechte internationale Handels- und Landwirtschaftsabkommen, Kolonialrassismus, Klimaschulden – deren Behebung langfristig zu einer Verbesserung von Ernährung führen würde. Zum anderen fokussiert eine verengte Betrachtung von Nährwertdaten auf Symptombehandlung, indem vor allem Vitamintabletten oder angereicherte Nahrung bei Frauen* im gebärfähigen Alter ebenso wie bei schwangeren und stillenden Frauen* im globalen Süden als Lösung gegen Mangelernährung und Hunger favorisiert werden (Patel 2013: 48f.). Dadurch gerät aus dem Blick, dass Ernährungsunsicherheit und gesundheitliche Beeinträchtigungen wie z. B. Blutarmut, Jodmangel durch massive Investitionen in Agrar-, Gesundheits-, Geschlechter- und ländliche Entwicklungspolitiken tieferliegend, systematisch und wirksam ausgemerzt werden könnten.

Die postkolonial-feministische Forscherin Aya Hirata Kimura (2013) verortet Nutritionismus im Kontext von entwicklungspolitischer Gouvernementalität mit biopolitischen Zugriffen auf weibliche Körper und kann damit die geschlechtsspezifischen Auswirkungen noch deutlicher in den Blick nehmen. Angelehnt an kritische Studien zu internationaler Entwicklung, die Projekte zur verbesserten Wohlfahrt von Frauen* im globalen Süden im Feld von Gouvernementalität ansiedeln, versteht sie Nutritionismus als diskursive, materielle und institutionelle Machttechnik, die Vorstellungen von ‚smarter‘ Ernährung etabliert, verbreitet und in staatlich-privatwirtschaftlichen Entwicklungsprogrammen aggressiv durchsetzt. Wesentlich an Kimuras Weiterentwicklung von Foucaults Überlegungen zu Biomacht ist die Erkenntnis, dass Schwerpunkte einer ‚sanften‘ Regierung, Normierung sowie Führung von vergeschlechtlichten Individuen in Entwicklungspolitiken für den globalen Süden bereits vollständig ausgeprägt sind: Der Einsatz nutritionistischer Technologien, Praktiken, Rationalitäten und Strategien in dem alltäglichen Leben wird von schwangeren und stillenden Frauen* aus ärmeren Bevölkerungsgruppen oftmals bereitwillig akzeptiert und freiwillig genutzt (Kimura 2013: 4ff.). Damit ist Nutritionismus nicht bloß eine marktbasierete effiziente Hungerbekämpfungsmaßnahme, sondern verändert zentral auch weibliche Subjekte bzw. Subjektivitäten, Wissensformen, Bewusstsein, Selbsttechnologien sowie Wahrheitsregime und ist immer eingebettet in intersektionale Machtverhältnisse.

Zentral dafür sind die folgenden vier Aspekte:

1. Hunger wird überwiegend als Problem von individuellen Nährwerten betrachtet und nicht verursacht durch komplexe vielfältige gesellschaftliche Gründe; individualisierend;
2. Mangelernährung wird hauptsächlich als technische – und nicht-politische – Frage verstanden und ist demzufolge allein durch Technologien zu lösen; entpolitisiert;

3. Nutritionismus ist im Kontext größerer neoliberaler Umgestaltungen von Entwicklungspolitik angesiedelt, z. B. der Förderung marktbasierter Ansätze, Private-Public-Partnerships, die zunehmend das Engagement privatwirtschaftlicher Konzerne in Entwicklungspolitik unterstützen und die Zusammenarbeit von u. a. Regierungen, UN-Organisationen mit unternehmerischen Akteur:innen und unternehmensnahen Stiftungen fördern;
4. Nutritionismus ist situiert innerhalb eines Macht-Wissen-Komplexes und fördert die Ausweitung technischer Expertisen über Ernährung sowie Gesundheit, indem wissenschaftliche (häufig biochemisch- bzw. medizinisch-technologische) Autorität gegenüber Kenntnissen von Laien etabliert wird.

Wie Kimura betont, blendet diese Sicht gezielt aus, dass Nahrungsproduktion ein durch und durch politisches Feld ist: Essen ist menschliches Grundbedürfnis, ein gesellschaftlicher Akt, der Gemeinschaft, Kollektivität, Verbundenheit sowie Freude stärkt und konstitutiv mit u. a. konzerndominierter Globalisierung im Ernährungssektor, intersektional-ungleichen Geschlechterverhältnissen sowie neokolonialen Nord-Süd-Asymmetrien verflochten ist. Eine isolierte neoliberale Betrachtungsweise auf Mikronährstoffe, die Machtrelationen ausblendet, eröffnet daher eine ideale Gelegenheit für industrielle Nahrungs- und Agrarkonzerne: Vermeintlich losgelöst von gesellschaftlichen Ungleichheiten und ausgestattet mit wissenschaftlicher Autorität von Auftragsforschung sind sie imstande, individuelle, einfache und schnelle technische Lösungen gegen Hunger anzubieten, die vornehmlich bei mehrfach benachteiligten Frauen* im globalen Süden, häufig in Armut lebend, als Zielgruppe ansetzen (Kimura 2013: 54ff., 123ff.).

Die engen Verstrickungen zwischen Wissenschaft und wirtschaftlichen Interessen haben Arun Gupta und Kolleg:innen für eine Lancet-Artikelserie 2013 zu Mangelernährung bei Müttern und Kleinkindern im globalen Süden herausgearbeitet, die maßgeblich von der Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung finanziert wurde (Gupta et al. 2014). Von den Autor:innen der Lancet-Studie wurde argumentiert, dass es besonders wichtig ist, Kinder in den ersten 1.000 Tagen, also von Empfängnis bis zum zweiten Geburtstag, mit Nährstoffen zu versorgen (Black et al. 2013: 427). Im Zentrum stehen dabei neben einem niedrigen Body-Mass-Index (BMI) unter 18,5 vor allem Vitaminmangel (Anämie/ Eisen, Zink, Folsäure, Jod, Kalzium sowie Vitamin D) von Müttern, die sich auf die Gesundheit und das Überleben von Kindern in Ländern mit mittlerem und geringem Einkommen auswirken. Geschätzt wird von den Autor:innen, dass Unterernährung aggregiert (fetale Wachstumsstörung, chronische Wachstumsverzögerung, akute Auszehrung, Untergewicht, Vitamin-A- und Zinkmangel, suboptimales Stillen) 3,1 Millionen Tode von Kindern in 2011 verursacht habe. Gupta et al. hinterfragen, warum in den Lancet-Veröffentlichungen die Interessenkonflikte zwischen einigen Verfasser:innen, die auch dem Nestlé Advisory Board angehören, nicht deutlich gekennzeichnet sind, um verzerrte bzw. interessen geleitete Ergebnisse zu vermeiden (Gupta et al. 2014: 21). Die Untersuchung von Gupta et al. lässt keinen Zweifel daran, dass die gesamte Lancet-Serie von einer einseitigen Tendenz zur Bejahung und Förderung von Mikronährstoffanreicherung durchzogen ist: Müttern in Ländern mit mittlerem und niedrigem Einkommen werden durchgängig ernährungsspezifische Zusatzmaßnahmen geraten. Obwohl vorsichtiger Studien wie die von Jai Das et al. (2013) schlussfolgern, es mangle an Beweisen, dass

Anreicherungsstrategien Erkrankungshäufigkeit und Sterblichkeit bei Frauen* und Kindern beeinflussen, werden die Lancet-Artikel von 2013 bis heute im Großteil wissenschaftlicher Forschungen zu Entwicklung als Begründungsreferenz herangezogen.

Kimura hat für Indonesien nachgezeichnet, wie durch eine Rahmung von Nährstoffunterversorgung als technische Angelegenheit Interventionen von (meist männlichen) Experten erforderlich scheinen, die Frauen* als ‚unschuldige Opfer‘ von ernährungsbezogenem Unwissen konstruieren (Kimura 2013: 59ff.). Ebenso werden sie damit in ihrer Funktion als Mütter, die kompetent für die Ernährung ihrer Kinder zuständig sind, beschämt und ihre Fähigkeiten, eigene Kenntnisse beizutragen, trotz der tagtäglichen Erfahrungen mit Mangelernährung und den Herausforderungen an die Ernährung ihrer Familien abgewertet bzw. entwertet. Dass insbesondere Frauen* Zielgruppe von Nutritionismus werden, offenbart zwei grundlegend vergeschlechtlichte Paradoxien: Zum einen ist ihr suboptimaler Ernährungszustand von (männlichen) Wissenschaftlern festgestellt und zum anderen ist auch schon die Lösung, nämlich Mikronährstoffe, vorgegeben. Kimura nennt diesen Prozess Herstellung eines ‚biologischen Opferseins‘, da die Einführung von Gender dazu führt, dass die Nährstofflage von Frauen* sichtbar, sprechbar wird, und diese wissenschaftliche Grundlage, dieser Fakt fungiert als grundlegende Eintrittspforte für statistische Vermessung, Norm(alis)ierung, Disziplinierung, Regulierung – alles geschlechtsspezifische biopolitische Regierungsweisen. Parallel dazu finden sich auch instrumentelle Herangehensweisen, die über Frauen* verfügen oder ihnen Ernährungsweisen vorgeben, ohne mit ihnen selbst zu sprechen bzw. sie als eigenständige Subjekte anzuerkennen. Kimura zufolge wird die Gewinnung, Beeinflussung und teilweise Manipulation von armen ländlichen Frauen* für Biofortifikation in vielen entwicklungs- und zunehmend auch klimapolitischen Debatten als Hebel für die Ernährung des globalen Südens bezeichnet (Kimura 2013: 60). Die Propagierung von angereicherten Nahrungsmitteln durch vor allem Staaten, global agierende Lebensmittelkonzerne und interessengeleitete wissenschaftliche Studien stellt somit einen biopolitischen Zugriff auf den Körper von Frauen* im globalen Süden dar, der ihnen die *Verantwortung* für ihre Gesundheit sowie die des Kindes allein überträgt. Von Regierungen, Entwicklungsagenturen sowie Nahrungskonzernen lancierte Diskurse, Erkenntnisse, Projekte und Programme verpflichten hauptsächlich Schwangere und Mütter mit geringem Einkommen, die teuren Nahrungsmittelergänzungen zu verwenden, um einen besseren Gesundheitszustand für sich und ihre Kinder zu erreichen. Unerwähnt bleiben hingegen sowohl intersektional geschlechtsspezifische Gründe für die aus Armut, Benachteiligung und Ausbeutung resultierenden Ungleichheiten in Ernährungs- und Gesundheitsversorgung als auch die staatsbürgerlichen *Rechte* sowie *Menschenrechte* auf gesunde Ernährung und bezahlbare umfassende Gesundheit.

Auch in Indien wurde Nahrungsmittelanreicherung 1992 in der Erklärung der Internationalen Ernährungskonferenz der Food Safety and Standards Authority India (FSSAI 2017) als wirksame Maßnahme zur Hungerbekämpfung genannt, wenn aufgrund einer bestehenden Nahrungsmittelversorgung Nährstoffe nicht in ausreichender Menge für alle Staatsbürger:innen sichergestellt sind. Die indische National Nutritional Policy 1993 bestimmte Fortifikation von grundlegenden Nahrungsmitteln mit passenden Nährstoffen als eine kurzfristige direkte Intervention. Fortifikation meint die Zusetzung eines oder mehrerer Nährstoffe in Grundnahrungsmittel, um Vitamin- und Mineralienmangel

vorzubeugen oder zu beseitigen (FAO 1995). Biofortifikation umfasst darüber hinaus traditionelle Pflanzenzüchtungspraktiken und moderne biotechnologische Anwendungen (Gewebeulturen, molekulare Züchtungen, Gentechnik), um die Nährwertkonzentration in Pflanzen zu erhöhen, und richtet sich oftmals an vulnerable Zielgruppen mit spezifischen Bedürfnissen wie u. a. Frauen* im reproduktiven Alter, heranwachsende Mädchen, Kinder bis zwölf Jahre (Welthungerhilfe/Terre des hommes/Hodge 2014). Die Tendenz, Mangelernährung sowie versteckten Hunger hauptsächlich durch biotechnologische kostengünstige Mittel anzugehen, setzte sich mit der Food Safety and Standards (Fortification of Foods) Regulation, 2016, vorangetrieben durch die FSSAI, fort, die Herstellung, Verteilung, Verkauf und Konsum von angereicherten Lebensmitteln regelt. Aktuell nimmt die Anreicherung von Speiseölen mit Vitamin A, E und D3 in Indien zu, sowohl durch die Regierung als auch durch private Akteur:innen. In mehreren Bundesstaaten sind Projekte gestartet, um die Effizienz und Machbarkeit von mit Eisen versetztem Reis im Rahmen des Regierungsprogramms zur Nahrungs- und Nährwertsicherheit (food security and nutrition security schemes) zu erproben. Medizinische Körperschaften wie das Indian Council of Medical Research (ICMR) drängen auch verstärkt auf schnelle Fortifikation mit dem Ziel, Mangel an Mikronährstoffen entgegenzuwirken (FSA/Catholic Health Association of India 2018: 35). Ende 2020 legte die FSSAI einen Entwurf für zwingende Fortifikation von Vitamin A + D in Speiseöl sowie Eisen in Reis und Weizen vor (FSSAI 2020).

Im April 2021 hat ein dreijähriges Pilotprogramm der Regierung begonnen, mit Eisen angereicherten Reis über das öffentliche Verteilungssystem in 15 Bundesstaaten auszugeben (GoI 2021). Ebenfalls seit April 2021 wird angereicherter Reis im Mittagessen für Schulkinder (Mid-Day Meal Scheme/MDMS) und im integrierten Kinderentwicklungsprogramm (Integrated Child Development Scheme/ICDS) verwendet, mit der Begründung eines weitverbreiteten Nährstoffmangels bei Kindern. Durch das MDMS erhalten Schulkinder bis zur Mittelstufe täglich warmes Essen; dafür muss weder ein Antrag gestellt noch die Bedürftigkeit nachgewiesen werden. ICDS wurde 1975 eingeführt, um ausgewogene Ernährung für Kinder unter sechs Jahren, für schwangere und stillende Frauen* sicherzustellen. Veena Shatrugna, ehemalige Leiterin des National Institute of Nutrition und kritische Forscherin im Feld von Ernährungspolitik, warnt, dass überhöhte Eisenaufnahme bei Kindern zu Schäden wie z. B. Struma (Kropf) führen kann (Narasimhachar 2021). Zugleich sei eine abwechslungsreiche, regionale und erschwingliche Diät besser als künstlich zugesetzte Nährstoffe. Auch verschiedene indische Wissenschaftler:innen aus Medizin, Ernährungs- und Gesundheitsstudien haben in einem gemeinsamen Artikel hervorgehoben, dass sich Blutarmut auf vielfältige komplexe Ursachen gründe und daher nicht durch angereicherte Lebensmittel zu beheben sei (Kurpad et al. 2021). Darüber hinaus befürchten Expert:innen, dass der vom Staat durchgesetzte großflächige Vertrieb angereicherter Grundnahrungsmittel zu einer Konzentration und Kartellbildung transnationaler Nahrungskonzerne führen kann: Die fünf großen Unternehmen, die die Mikronährstoffe herstellen (BASF/Deutschland, Lonza/Schweiz, Adisseo/Frankreich sowie die niederländischen Royal DSM und ADM), sind zentral an der Einführung einer gesetzlich vorgeschriebenen Anreicherung beteiligt. Diese Entwicklung schränke weiterhin die Überlebensmöglichkeiten von unabhängigen Ölproduzent:innen, Kleinbäuer:innen, lokalen Erzeugerinnen ein, die nicht imstande seien, die hohen Investitionskosten zur An-

reicherung von Speiseölen aufzubringen. Gleichzeitig betrug der Gesamtmarkt für Fortifikation in Indien für 2018–2019 ca. 350 Millionen USD, wovon die FSSAI allein für die aufwendige und teurere Reisfortifikation 130 Millionen USD eingeplant hat (Jitendra 2019). Reisfortifikation verursacht damit wesentlich höhere Kosten als viele Sozialprogramme gegen Mangelernährung (ASHA 2021).

4 Die aktuelle Ernährungssituation von FSA-Mitgliedern

Vor diesem Hintergrund stelle ich nun die sozial-ökologische Bewegung Food Sovereignty Alliance India (FSA) vor, die sich aus mehreren indigenen Gruppen (Adivasi), Viehhirt*innen, Kleinbäuer*innen, Fischer*innen, bäuerlichen Gruppierungen und Ko-Produzent*innen (FSA 2014) in den südlichen Bundesstaaten Andhra Pradesh und Telangana formiert hat. Ausgelöst durch die weltweiten Hungerkrisen 2009, verfolgt FSA das Ziel, gemeinschaftliche/kommunale Kontrolle über Nahrungs- und Landwirtschaftssysteme zurückzugewinnen (Löw 2021). FSA zufolge dezimiert „das industrielle Nahrungs- und Landwirtschaftssystem Leben, Existenzgrundlagen sowie die Umwelt weltweit, vertieft Hunger, Armut und soziale Ungleichheit und ist ein Treiber der Energie- und Klimakrise“ (FSA 2014: o. S.; Übersetzung C. L.). In den Zielvorstellungen geht die Entstehung von Ernährungssouveränität durch lokale Institutionen Hand in Hand mit der Bekämpfung patriarchaler Strukturen: Die Verteidigung der Rechte auf Land, Wälder, Wasser, Luft, biologische Vielfalt und indigenes Wissen ist nur durch eine Bewegung möglich, in der Frauen* die Führung innehaben.

FSA hat im Juni 2017, ausgehend von einer weltweiten Zunahme von Mangelernährung und Hunger, eine empirische Studie zur Ernährungssituation von beteiligten Mitgliedern durchgeführt. Basierend auf einer Analyse der Auswirkungen von Struktur Anpassungsprogrammen in Indien seit 1991 auf Frauen*, Adivasi- und Dalitgemeinschaften wird festgestellt, dass die Ausweitung von Märkten und die Vorherrschaft industrieller Agrobusinessfirmen, die mit Kasten-, Klassen- und patriarchalen Machtverhältnissen interagieren, zu einer ausgeprägten Schädigung der Ernährung, des Nährwertstatus und der Gesundheit von Frauen* insgesamt sowie deren Kindern führte. Zugleich war es FSA wichtig, angesichts zunehmender Forderungen nach Biofortifikation gegen Hunger und Mangelernährung, zu erforschen und einzuschätzen, ob traditionelle lokale Nahrungssysteme eine ausgewogene Diät zur Verfügung stellen. Dazu wurden sechs Dörfer mit ca. 1.735 Haushalten verschiedener Adivasi- und Dalitgruppierungen, Klein- und Marginalbäuer:innen sowie Agro-Hirt:innen in unterschiedlichen agrar-ökologischen Regionen ausgewählt. Angelehnt an partizipatorische Aktionsforschung haben an der Untersuchung beteiligte Gemeinschaftsmitglieder zusammen mit Dorfbewohner:innen Fragen zu traditionellen Ernährungssystemen vor dem Hintergrund nationaler Landwirtschafts- und Nahrungspolitik beantwortet. Die Ergebnisse sind in kollektiven Wissensbildungsverfahren in Photos, Dokumenten und Aufzeichnungen festgehalten worden (FSA/Catholic Health Association of India 2018: 46ff.). Analysiert wurde auf der Familienebene, sodass individuelle Familien ihre jährliche Essenskonsumtion in Bezug auf Saisonalität, Nahrungsquelle, Art des Lebensmittels, lokales Wissen zu Nährwerten sowie Methoden zur Vorbereitung und Aufbewahrung von Nahrungsgrundlagen darstellten.

Die Zusammensetzung der traditionellen Nahrungsgrundlagen wurde in umfassendere Nahrungsmittelgruppen eingeteilt (u. a. in Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Milch/Fleisch etc.) und offenbarte eine enorm breite Varietät von kultivierten und wilden Nahrungsmitteln in allen Gemeinschaften, quer zu den diversen agro-ökologischen Umständen.

- (i) Die Mischung der Diät richtete sich nach agro-ökologischen Umgebungen aus, d. h. hohe Vorräte an Blattgemüse und keine Milchprodukte in Waldgebieten im Vergleich zu vielen Milchprodukten in semi-ariden Umgebungen mit kaum Bewaldung.
- (ii) Bis heute machen über 100 differente Bestandteile die Essensgewohnheiten von Adivasis in Srikakulam und East Godavari aus.
- (iii) Nahrung wird weiterhin aus der natürlichen Umwelt gesammelt und angebaut. Adivasi-Gemeinschaften bevorraten einen erheblichen Anteil ihres Gemüses, ihrer Wurzeln, Knollen, Blüten, Knospen und Früchte aus den Wäldern; auch Nüsse sind ein wichtiges Element ihres Essens.
- (iv) Vorzufinden ist ein hohes Maß an Getreidediversität (vor allem Hirsearten), jenseits von Getreiden der grünen Revolution (Weizen und Reis), in Essensformen der meisten Communities. Diese Varianz ist vielversprechend, insbesondere angesichts der Unsicherheiten und Vulnerabilitäten durch Klimawandel.
- (v) Kultivierung von Ölsaaten und Ölextraktion von lokalen Pflanzen dient als Quelle für Speiseöl. In einem Dorf wird, trotz der Ausgabe subventionierten Palmöls durch PDS und der Nähe günstiger Supermärkte, Öl von lokal angebauten Sonnenblumen und Sesamsaaten konsumiert. Wie FSA betont, ist Speiseöl zentral, weil Vitamin A von den im Überfluss vorhandenen Blattgemüsen und Früchten aufgespalten werden soll. Ebenfalls elementar ist der Fleischverbrauch, vor allem folsäure- und eisenreiche innere Organe von Rind und Ziege.
- (vi) Hauptsächlich sind viele nährstoffreiche Pflanzen und tierische Produkte (Beta-Carotin – eine Vorstufe von Vitamin A, Folsäure, Eisen etc.) Teil der täglichen Diäten in allen Gemeinschaften. FSA hat dazu eine Tabelle erstellt, in der die Beta-Carotin-Level von ausgewählten Gemüsen und Fleisch genannt werden, die Teil der Essensgewohnheiten sind. Diese Daten belegen das Vorkommen reicher Quellen von Vitamin A in den herkömmlichen Essensmustern. Die Studie legt in einem Vergleich exakt dar, dass Rinder-, Schaf- und Ziegenleber hohe Retinolwerte (eine aktive Form von Vitamin A, Vitamin A1) besitzen, die ebenfalls Vorstufen von Vitamin A sind, nämlich Ziegenleber – 15655+/-972 ug/100 g, Schafleber – 14106 +/-866 ug/100 g und Rinderleber – 9119+/-707 ug/100 g jeweils pro Verzehrportion (FSA/Catholic Health Association of India 2018: 43, 50).

Laut FSA sind diese Ergebnisse bedeutsam, weil die indische Regierung Hand in Hand mit Technologiekonzernen Vitamin-A-Mangel durch biofortifizierte Nahrungsmittel (u. a. den sogenannten ‚Goldenen Reis‘) bekämpfen will. Im direkten Vergleich mit den Daten der FSA-Studie verfügt die letzte Version des Goldenen Reises (GR2E) nur über 126 ug Beta-Carotin/100 g Reis. Somit sind aus nährstoffzentrierter Sicht die traditionellen Diäten dem synthetisch angereicherten Reis bezüglich Vitamin-A-Gehalt überlegen. Provitamin A (Beta-Carotin) ist fettlöslich und benötigt die Kombination von tierischen

Fetten mit diversen Knollen und Blattgemüsen, um Bioverfügbarkeit für Mikronährstoffe bereitzustellen – diese Voraussetzung ist in den Essensweisen der verschiedenen Gemeinschaften enthalten. Hingegen würde die isolierte Zufuhr von Vitamin A durch technische Lösungen in einem ländlichen Nahrungsumfeld von Dalit- und Adivasigruppen mit großer Wahrscheinlichkeit die bestehenden komplexen Beziehungen zwischen Getreide-Ölsaaten-Hülsenfrüchten-Gemüse-tierischen Proteinen zerstören. Im Hinblick auf die verpflichtende Anreicherung von Getreiden in PDS, MDMS und ICDS, mit denen große Bevölkerungsteile versorgt werden, deuten alle Anzeichen darauf hin, dass Mikronährstoffe ineffizient sind und im schlimmsten Fall zu chemischen Anreicherungen, Überdosierungen (mit ggfs. Knochen- und Leberschäden) bzw. Vergiftungen im Körper führen (Jitendra 2019).

Die eigenen empirischen Forschungen von FSA zeigen somit, dass diverse und nährreiche Nahrungssysteme in allen Gemeinschaften der untersuchten Gebiete vorhanden sind, eingebettet in ökologisch-kulturelle Kontexte. Analysen zu Ernährungswerten dieser Diäten verdeutlichen, dass die lokalen Nahrungsgrundlagen Mangelernährung entgegenwirken und sie verhindern können, vor allem Vitamin-A-Mangel. Zudem wurde sichtbar, wie Gemeinschaften ein reiches Repositorium an Wissen über resiliente Ernährungssysteme (Herstellung, Aufbewahrung, nährstoff- und medizinische Eigenschaften) erhalten, das auf gelebten Erfahrungen basiert. Das ist entscheidend im Zusammenhang mit Herausforderungen an Nahrung sowie Ernährung infolge von Klimawandel, Dürren und Überschwemmungen. Insgesamt zeigen jedoch aktuelle Entwicklungen, dass trotz Verwendung von Begriffen wie ‚diätische Diversifikation‘, ‚nahrungsbasierte Strategien‘ durch FAO, WFP, IFPRI, Regierungen und Industrie, sich die Tendenz zu Biofortifikation als Teil der Gesamtstrategie machtvoller Akteur:innen in Ernährungspolitik fortsetzt (FSA/Catholic Health Association of India 2018: 40). Aus der gemeinsamen Untersuchung von und mit FSA-Mitgliedern ist erkennbar, dass die Einführung von angereicherten Nahrungsmitteln in ihren Ernährungsgewohnheiten unnötig ist und von daher abgelehnt wird. Ein umfangreicher Bedarf für Politiken, Programme und Systeme wird artikuliert, der ganzheitliche sozio-ökologische Strukturen in Bezug auf Nahrung und Landwirtschaft unterstützen und fördern kann. Dazu ist es notwendig, das Schweigen von Dalit- und Adivasi-Frauen* zu brechen, die in der Mitte traditioneller Ernährungsgewohnheiten verortet sind: Sie können ihre erlebten Erfahrungen von Hunger und Mangelernährung bereitstellen und auch das Wissen sowie ihre Kenntnisse äußern, um den Mangel zu überwinden (FSA/Catholic Health Association of India 2018: 39). Privilegierte Zusammenhänge, in denen vor allem akademische, technische, medizinische und unternehmerische Interessen dominieren, sind aufgefordert, von gemeinschaftlich entstandenem emanzipatorischem Wissen und den Praktiken von Graswurzelgruppen bzw. -bewegungen zu lernen.

Im politischen Bereich fordert die FSA öffentliche Investitionen der Regierung für die Unterstützung marginalisierter Gemeinschaften, um die traditionellen Ernährungsweisen und Nahrungssysteme zu erhalten. Die benötigte Förderung muss darauf abzielen, die größtenteils chemiebasierte Herstellung monokultureller Produkte für den Export (wie z. B. Mangos, Eukalyptus, Palmöl, Zuckerrohr oder Agrartreibstoffe wie Jatropha) umzustellen auf Erzeugung klassischer Lebensmittel ohne Chemie. Viele der innerhalb von FSA organisierten Kollektive widersetzen sich der Zerstörung ihrer Ernährungssys-

teme und Lebensweisen durch die sogenannte ‚Supermarktrevolution‘ (Reardon/Minten 2011) und arbeiten daran, Exklusion, Benachteiligung, Armut und Mangelernährung entgegenzutreten (FSA/Catholic Health Association of India 2018: 6). Auch während der Coronapandemie, die die Hungersnöte intersektional benachteiligter Personen (z. B. ländlicher Frauen* aus Adivasi- und Dalit-Communities; Hirtinnen; Migrant:innen) extrem ausgeweitet hat (FAO et al. 2021), haben FSA-Mitglieder, darunter insbesondere Milchbäuerinnen, bereits ihre Produkte auf lokalen Märkten verkauft, um Einkommen und Überleben während des Lockdowns sicherzustellen (Löw 2020).

Umfassend betrachtet gelingt es FSA, mit ihren eigenen Untersuchungen die oftmals makroökonomisch ausgerichteten Ernährungsdiskurse durch lokal verortete Studien zu ergänzen, die konkret von den Lebensbedingungen der FSA-Mitglieder ausgehen. Dadurch wird hoch aggregierten Aussagen zu Nahrungsmangel und Gesundheitssituation, oftmals auf nationaler Ebene, durch kontextspezifische Untersuchungen materieller Wirklichkeit Leben eingehaucht. Zugleich sind die partizipatorisch durchgeführten Studien von den Interessen der Kleinbäuer:innen, Hirt:innen, Fischer:innen geleitet sowie von Nutzen für Verständnis sowie Bewertung ihrer Existenzgrundlagen, Diäten und politischen Forderungen bzw. Kämpfe. Anzumerken ist dennoch, dass Familie und Haushalt als Untersuchungseinheit von feministischen Entwicklungsforscherinnen wie Naila Kabeer (1994) hinterfragt wurden, da sie die dortigen geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse im Dunkeln belassen. Kabeer hat demonstriert, wie in mikroökonomischen Studien der Haushalt als harmonischer, ‚machtfreier‘ Ort gilt, mit Frauen* als altruistischen Mitgliedern, die gegenüber dem männlich gedachten Haushalts- oder Familienvorstand ihre Interessen und Bedürfnisse zurückstellen. Zugleich benachteiligen Arbeits- und Sozialpolitiken, die den Haushalt als kleinste ökonomische Einheit setzen, Frauen* als Familienmitglieder systematisch, da sie die patriarchalen Aushandlungsprozesse über die Verteilung von Einkommen, Arbeit, Vermögen etc. im Privaten (somit nicht im Politischen) ansiedeln.

Um solche intersektional-patriarchalen Unterdrückungsverhältnisse innerhalb der empirischen FAS-Studien nicht zu reproduzieren, ist es zentral zu untersuchen, wer konkret in der Familie hinsichtlich des jährlichen Essenskonsums in Bezug auf Saisonalität, Nahrungsquelle, Art des Lebensmittels, lokales Wissen zu Nährwerten sowie Aufbewahrung von Nahrungsgrundlagen befragt wurde. Wer hat konkret für welche Familie bzw. welchen Haushalt gesprochen? Sind hier gemäß Zielen und Selbstverständnissen von FSA die intersektional-patriarchalen (verwoben mit Kaste, Klasse, Religion, Alter) Logiken innerhalb der eigenen FSA-Haushalte und Communities berücksichtigt worden? Zugleich gilt zu fragen, wie bei zukünftigen empirischen Studien vermieden werden kann, ‚Frauen‘, ‚Adivasi‘ und ‚Dalit‘ als separate Einheiten vorab festzulegen: Wie können Frauen* aller in der FSA organisierten Gruppen bzw. deren Bedürfnisse und Interessen miteinbezogen werden? Wie können insbesondere Adivasi- oder Dalit-Frauen* für sich selbst sprechen? Darüber hinaus ist die genaue Bestimmung von Retinol- bzw. Vitamin-A-Werten sinnvoll und nötig, um den Anhänger:innen von ‚Goldenem Reis‘ als alleiniger Lösung mit validen Daten entgegenzutreten zu können. Zu vermeiden ist allerdings auch bei den Untersuchungen, Modellen und Argumenten von der FSA ein überwiegend nährwertbasierter Fokus. Wie in der FSA-Studie von 2018 sehr deutlich wurde, ist Hunger, versteckt, chronisch oder akut, ebenso wie Mangel- und Fehlernährung, also

ein insgesamt schlechter Gesundheitsstatus von bestimmten Frauen*, auf vielschichtige verflochtene Ursachen zurückzuführen. Mit anderen Worten: Auch die von der FSA empirisch ermittelte Nährstoffzusammensetzung von lokalen Nahrungsmitteln ist in Komplexität und Machtstrukturen eingelassen – und kann daher nicht isoliert betrachtet werden. Eine Perspektive, die das außer Acht ließe, könnte ansonsten dem nutritionistischen Rahmen und den Interessen der indischen Regierung im Verbund mit transnationalen Konzernen in die Hände spielen. Gerade FSA, die betont, dass Ernährungssouveränität nur durch Führung von Frauen* und die Beseitigung von Patriarchat zu erreichen ist, bleibt als grundlegende Überzeugung, dass die Ernährungssituation immer als eingebettet in patriarchale Strukturen und weitere Formen struktureller Gewalt zu begreifen ist.

5 Ausblick

Anhand der Debatten um feminisierte Nahrungserzeugung, Nutritionismus und Biofortifikation konnte ich verdeutlichen, dass sich mit der Liberalisierung des Agrarsektors und der Ausbreitung reduktionistischer Maßnahmen zur Hungerbekämpfung die kleinbäuerlichen Produktionsweisen sowie die Ernährungs- und Gesundheitssituation von intersektional benachteiligten Frauen* im globalen Süden eindeutig verschlechtert haben. Ebenso zeigen die autonomen Untersuchungen von FSA zu lokalen Diäten und deren gesundheitlichen Auswirkungen, dass organisierte Adivasi- und Dalit-Frauen* weiterhin Zugang zu nahrhaften, gesunden, nachhaltigen Nahrungsgrundlagen besitzen und zugleich über ganzheitliches Ernährungswissen sowie Expertise für die Bekämpfung struktureller Ursachen von Hunger, Mangelernährung und schlechtem Gesundheitszustand verfügen. Als Vorgehen ist es deshalb unabdingbar, das Wissen von kleinbäuerlichen Frauen* über Nahrung, Ernährungswerte sowie Landwirtschaft sichtbar zu machen, aufzuwerten und institutionell zu fördern. Diese beiden Elemente sind fundamental für eine Demokratisierung von Nahrungs- sowie Agrarsystemen – und damit ein Schritt hin zu gelebter Ernährungssouveränität, wie FSA sie anstrebt. Angesichts der negativen Erfahrungen von mehrfach benachteiligten Frauen* mit ‚techno fixes‘ (wie z. B. der grünen Revolution) gibt es in Indien – wie auch in anderen Ländern des globalen Südens – berechtigte Widerstände gegen die von der Regierung vorgeschriebene Anreicherung von Grundnahrungsmitteln, die vor allem dem biopolitischen Zugriff auf die Körper, Verhaltensweisen, Subjektivitäten und Praktiken von ländlichen, benachteiligten, oft in Armut lebenden Frauen* Vorschub leisten. Damit bleibt insbesondere aus machtkritischer intersektional- bzw. postkolonial-feministischer Perspektive eine genaue Betrachtung des kontroversen Diskurses um Hunger, Mangelernährung, Gesundheit und synthetische Nahrungsanreicherung notwendig, den FSA auch als ein handlungsmächtiger Akteur innerhalb der globalen Zivilgesellschaft mitgestaltet und kritisch weiterentwickeln kann. Einerseits ist es für FSA möglich, mit dem Anspruch, Frauen* als zentrale Subjekte im Kampf gegen das Patriarchat zu unterstützen sowie zu stärken, bisherige Forschungen und politische Forderungen durch Kritik an Familien bzw. Haushalten zu erweitern bzw. zu schärfen für ein umfassendes Verständnis intersektionaler Machtverhältnisse. Andererseits können transnationale feministische Netzwerke und Ansätze von der Handlungs-

fähigkeit, den Kenntnissen sowie langjährigen Organisationen, Widerständen und politischen Kämpfen subalterner Frauen* für Ernährungssouveränität lernen. Mit Blick auf die gegenwärtigen Hunger- und Überlebenskrisen, die durch Corona und den Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine verstärkt wurden, bietet sich für diverse Akteur:innen im politischen Feminismus eine Gelegenheit, sowohl die komplexen gesellschaftlichen Bedingungen des Entstehens von Ernährungsunsicherheit durch v. a. geschlechtsspezifische Armut und Benachteiligung lokal und infolge von Weltmarktintegration, Reproduktion verflochtener sozialer Ungleichheiten entlang Patriarchat, Kasten, Klassen und Nord-Süd-Asymmetrien, unfaire internationale Handels- und Entwicklungsabkommen, Intensivierung exportorientierter Landwirtschaft, Enteignung bzw. Zerstörung von Wäldern als CO₂-Senken, Land Grabbing für Biodiesel sowie Klimakolonialismus sichtbar zu machen als auch Bereiche wie Ernährung, Essen, Nahrungsmittelproduktion als zentrale feministische Themen anzuerkennen und zu re-politisieren. Gelingt es aktuell, systemischen Hunger sowie Ernährungssouveränität zu einem relevanten feministischen Thema zu machen, könnte dies eine Wegmarke hin zu globalem feministischem Engagement für eine gegenhegemoniale linke Allianz sowie die Ausweitung der Autonomie subalternisierter und populärer Frauen* für ein gutes Leben darstellen.

Anmerkung

Bedanken möchte ich mich bei Sandra Beaufaÿs, der anonymen Gutachterin für die konstruktiven, präzisen und hilfreichen Anmerkungen und Sagari Ramdas von Food Sovereignty Alliance India, die gemeinsam mit allen Mitgliedern der Plattform FSA für eine Demokratisierung des Nahrungssystems kämpft.

Literaturverzeichnis

- ASHA (2021). *Letter on Planned Mandatory Fortification in India of Edible Oils and Rice*, 02.08.2021. Zugriff am 09. Mai 2022 unter <https://im4change.org/upload/files/ASHAs%20letter%20to%20FFRC%20on%20mandatory%20fortification%20Aug%202021.pdf>.
- Black, Edward; Victora, Cesar G.; Walker, Susan P.; Bhutta, Zulfiqar A.; Christian, Parul; de Onis, Mercedes; Ezzati, Majid; Grantham-McGregor, Sally; Katz, Sally; Martorell, Reynaldo; Uauy, Ricardo & the Maternal and Child Nutrition Study Group (2013). Maternal and child undernutrition and overweight in low-income and middle-income countries. *Lancet*, 382, 427–451. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(13\)60937-X](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(13)60937-X)
- Comprehensive National Nutrition Survey (CNNS) (2019). *National Report*. Ministry of Health and Family Welfare, Government of India, UNICEF & Population Council. Zugriff am 31. August 2022 unter https://www.popcouncil.org/uploads/pdfs/2019RH_CNNSreport.pdf.
- Das, Jai; Salam, Rehana; Kumar, Rohail & Bhutta, Zulfiqar (2013). Micronutrient fortification of food and its impact on woman and child health: a systematic review. *Systematic review*, 2, 67–72. <https://doi.org/10.1186/2046-4053-2-67>
- Food and Agriculture Organization (FAO) (1995). *FAO Consultation on Food Fortification: Technology and Quality Control*. Rom. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://www.fao.org/3/W2840E/W2840E00.htm>.
- FAO; IFAD; UNICEF; WFP & WHO (2021). *The State of Food Security and Nutrition in the World 2021. Transforming food systems for food security, improved nutrition and afford-*

- able healthy diets for all. Rom. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://www.fao.org/3/cb4474en/cb4474en.pdf>.
- Food Safety and Standards Authority India (FSSAI) (2017). *Journey of Food Fortification – Fighting Malnutrition, Improving Lives*. Neu-Delhi: Fortified – Sampoorna Poshan Swasth Jeevan.
- Food Safety and Standards Authority India (FSSAI) (2020). Draft of regulations for mandatory fortification of edible oil and packaged milk. *The Gazette of India*, 04.12.2020. Zugriff am 31. August 2022 unter https://www.fssai.gov.in/upload/uploadfiles/files/Draft_Notification_Fortification_Oil_Milk_14_12_2020.pdf.
- Food Sovereignty Alliance India (FSA) (2014). *Who we are*. Zugriff am 21. Mai 2022 unter <https://foodsovereigntyalliance.wordpress.com/about/>.
- Food Sovereignty Alliance India (FSA) & Catholic Health Association of India (2018). *Exploring the Potential of Diversified Traditional Food Systems to contribute to Healthy Diet*. Hyderabad. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://foodsovereigntyalliance.files.wordpress.com/2018/12/Report-1.pdf>.
- Government of India (GoI) (2018). *Economic Survey 2018–19*. Ministry of Finance Department of Economic Affairs Economic Division, Band 1. Neu-Delhi: Government of India. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://www.indiabudget.gov.in/budget2019-20/economicsurvey/doc/echapter.pdf>.
- Gupta, Arun; Dadhich, J. P.; Singh Khaira, Navdeep & Holla, Radha (2014). Manipulation by Association. Is the Private Sector Undermining Nutrition? *Economic and Political Weekly*, 49(30), 18–21.
- IIPS & ICF/Ministry of Health and Family Welfare (Hrsg.). (2017). *National Family Health Survey (NFHS-4), 2015–16: India*. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://dhsprogram.com/pubs/pdf/FR339/FR339.pdf>.
- International Food Policy Research Institute (IFPRI) (2016). *Global Nutrition Report 2016: From Promise to Impact: Ending Malnutrition by 2030*. Washington. <http://dx.doi.org/10.2499/9780896295841>
- Jitendra (2019). *Fortified rice scheme to create Rs 3,000-crore market for just five big firms*, 17.09.2019. Zugriff am 09. Mai 2022 unter www.downtoearth.org.in/news/food/fortified-rice-scheme-to-create-rs-3-000-crore-market-for-just-five-big-firms-66761.
- Kabeer, Naila (1994). *Reversed Realities. Gender Hierarchies in Development Thought*. London: Verso.
- Kimura, Aya Hirata (2013). *Hidden Hunger: Gender and the Politics of Smarter Foods*. Ithaca, New York: Cornell UP.
- Kurpad, Anura et al. (2021). When the cure might become the malady: the layering of multiple interventions with mandatory micronutrient fortification of foods in India. *American Journal of Clinical Nutrition*, 114(4), 1261–1266. <https://doi.org/10.1093/ajcn/nqab245>
- Löw, Christine (2020). Pandemie // Corona, postkolonialer Feminismus und Necropolitics in Indien. *blog interdisziplinäre geschlechterforschung*, 08.10.2020. Zugriff am 09. Mai 2022 unter www.gender-blog.de/beitrag/corona-und-necropolitics/.
- Löw, Christine (2021). „In Verteidigung unserer natürlichen Ressourcen“: Postkoloniale ökologische Bewegungen, Geschlechterverhältnisse und die Sicherung von Existenzgrundlagen. In Johanna Leinius & Heike Mauer (Hrsg.), *Intersektionale und postkolonial-feministische Perspektiven als Instrumente einer politikwissenschaftlichen Macht- und Herrschaftskritik* (S. 225–249). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1c5cs1c.13>
- Narasimhachar, Sudha (2021). *Mandatory Fortification benefits corporates, not people, believe experts*, 03.10.2021. Zugriff am 21. Mai 2022 unter www.purecoindia.in/mandatory-food-fortification-benefits-corporates-not-people-believe-experts/.

- Patel, Raj (2013). The Long Green Revolution. *The Journal of Peasant Studies*, 40(1), 1–63. <http://dx.doi.org/10.1080/03066150.2012.719224>
- Pattnaik, Itishree; Lahiri-Dutt, Kuntala; Lockie, Stewart & Pritchard, Bill (2018). The feminization of agriculture or the feminization of agrarian distress? Tracking the trajectory of women in agriculture in India. *Journal of the Asia Pacific Economy*, 23(1), 138–155. <https://doi.org/10.1080/13547860.2017.1394569>
- Rao, Nitya (2020). The achievement of food and nutrition security in South Asia is deeply gendered. *Nature Food*, 1, 206–209. <https://doi.org/10.1038/s43016-020-0059-0>
- Rao, Nitya; Pradhan, Mamata & Roy, Devesh (2017). *Gender Justice and Food Security in India: A Review*. IFPRI Discussion Paper 1600. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://ebrary.ifpri.org/utills/getfile/collection/p15738coll2/id/131054/filename/131265.pdf>.
- Reardon, Thomas & Minten, Bart (2011). *The Quiet Revolution in India's Food Supply Chains*. IFPRI Discussion Paper 01115. Zugriff am 31. August 2022 unter <https://ebrary.ifpri.org/utills/getfile/collection/p15738coll2/id/124942/filename/124943.pdf>.
- Scrinis, Gyorgy (2008). On the Ideology of Nutritionism. *Gastronomica*, 8(1), 39–48.
- Spivak, Gayatri (2000). The New Subaltern: A Silent Interview. In Vinayak Chaturvedi (Hrsg.), *Mapping Subaltern Studies and the Postcolonial* (S. 324–340). London: Verso.
- Welthungerhilfe; Terre des hommes & Hodge, Judith (2014). *Anreicherung von Nahrungsmitteln: „Techno-Fix“ oder nachhaltige Lösung für versteckten Hunger?* Bonn.

Zur Person

Christine Löw, Dr., Vertretungsprofessorin der Professur „Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Gender Studies“, Institut für Politikwissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen. Arbeitsschwerpunkte: post-/dekolonial-feministische Theorien, Umwelt- und Klimaforschung, Nachhaltigkeit, neue soziale Bewegungen und sozial-ökologische Transformationen, globale politische Ökonomie und material feminisms, kritische Gesellschaftstheorie. Kontakt: Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Politikwissenschaft, Karl-Glöckner-Straße 21E, 35394 Gießen
E-Mail: christine.loew@sowi.uni-giessen.de

„Mit Geschlecht hat das aber nichts zu tun“. Über die Schwierigkeiten von Professorinnen, über Geschlecht (nicht) zu sprechen

Zusammenfassung

Historisch wie aktuell finden sich in Interviews mit Professorinnen Konstruktionen von Geschlechtsneutralität, mit denen sie versuchen, die Widersprüche zu bearbeiten, die sich aus der Meritokratiennorm der Wissenschaft und gleichstellungspolitischen Versprechungen einerseits und alltäglichen Erfahrungen in der Hochschule andererseits ergeben. In einer aktuellen qualitativen Untersuchung an Hochschulen (Universitäten, Hochschulen für angewandte Wissenschaften, Kunst- und Musikhochschulen) wurden erstmals seit den 1980er-Jahren Erzählungen von Professor:innen über alltägliche Erfahrungen bzw. deren Einordnung in eine vergeschlechtlichte Organisationskultur analysiert. Zentraler Befund ist die regelmäßige und proaktive Dethematisierung von Geschlecht als relevanter Faktor für erfahrene Marginalisierungen. Diese Aussagen werden im vorliegenden Beitrag nicht als nahtlose Deskription einer heute erreichten Geschlechtergleichheit gedeutet, sondern als Praktiken der Bürgschaft für eine vermeintlich erreichte geschlechterneutrale Hochschule sowie als eigene Statussicherung auf der Position als Professorin und meritokratisch anerkannte Leistungsträgerin.

Schlüsselwörter

Hochschulforschung, Gendered Organization, Professorinnen, Dethematisierung von Geschlecht, Gleichstellung an Hochschulen, Meritokratiennorm

Summary

“But it has nothing to do with gender”. About the difficulties of women professors to (not) talk about gender

Both historically and currently, interviews with women professors reveal constructions of gender neutrality with which they try to work through the contradictions that arise from the meritocratic norm of science and equality policy promises on the one hand and everyday experiences in higher education on the other. In a recent qualitative study conducted at higher education institutions (universities, universities of applied sciences, art and music academies) professors' narrations about everyday experiences and their placement within a gendered organizational culture were analysed for the first time since the 1980s. The key finding is the regular and proactive de-thematization of gender as a relevant factor in experienced marginalization. In this article, these statements are not interpreted as a seamless description of that gender equality that has been achieved to date, but as practices that vouch for a supposedly achieved gender-neutral university and that serve to protect one's status as women professors and meritocratically recognized high achievers.

Keywords

higher education research, gendered organization, women professors, de-thematization of gender, gender equality at universities, meritocratic norm



1 Einleitung

Die Schwierigkeiten, Geschlecht als Faktor für Marginalisierungs- und Exklusionserfahrungen zu thematisieren, sind in der Geschlechterforschung zu Hochschulen und Wissenschaft kein neuer Befund. Er zeigt sich historisch und auch in einer aktuellen Befragung von Professorinnen an deutschen Hochschulen.¹ „Da spielt nämlich das Geschlecht für mich keine Rolle oder vielleicht möchte ich das nicht, dass es eine Rolle spielt“². Dieses Zitat steht in der Untersuchung für ein zentrales Artikulationsmuster, wenn es um die Bedeutung von Geschlecht auf der Professur geht.³

Eine Betrachtung dieser Äußerungen auf einer rein deskriptiven Ebene ließe den Schluss zu, dass auf der Professur heute weitgehend Geschlechteregalität erreicht sei. Bei näherer Betrachtung wird eine solche Deutung jedoch brüchig, denn die Interviews zeigen zugleich weitreichende geschlechtlich strukturierte Marginalisierungserfahrungen (vgl. Paulitz/Wagner 2020; Beaufäys 2012). Wie sind also diese prononcierten Zurückweisungen der Bedeutung von Geschlecht zu verstehen? Die folgenden Ausführungen sind von der These geleitet, dass dieses Artikulationsmuster auf Konstruktionen von Geschlechtsneutralität und von Meritokratie schließen lässt, mit denen sich Frauen in der Hochschule mit ihren feldtypischen vergeschlechtlichten Logiken als legitime Mitspielerinnen positionieren und existierende Widersprüche bearbeiten. Dies ist nicht neu. Doch hat sich heute der soziale Kontext verändert, da Frauen historisch erstmals etwa ein Viertel der Professuren besetzen und sich ein geschlechtsegalitäres Narrativ meritokratischer Anerkennung von Leistung in Hochschulen und Wissenschaft weitgehend durchgesetzt hat.

Der Beitrag setzt zunächst mit einer fokussierten Sichtung des Forschungsstands in einem längeren Zeitverlauf an, um Ähnlichkeiten und Veränderungen zu erfassen, die sich seit den 1950er-Jahren ergeben haben. Anschließend wird der theoretische Rahmen eingeführt, mit dem das Muster der Dethematisierung von Geschlecht im Hinblick auf seine Bedeutung in der Wissenschaftskultur und der Organisationskultur der Hochschule untersucht wird. Nach Darlegung des Forschungsdesigns der aktuellen Untersuchung werden die Ergebnisse zur Frage der (De-)Thematisierung von Geschlecht präsentiert.

-
- 1 Das diesem Beitrag zugrunde liegende Verbundvorhaben „Jenseits der Gläsernen Decke. Professorinnen zwischen Anerkennung und Marginalisierung (academica)“ wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter den Förderkennzeichen 01FP1637 und 01FP1638 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autorinnen. Nähere Informationen unter: www.academica-projekt.de.
 - 2 Die Anonymisierung der Interviews stellt aufgrund der geringen Grundgesamtheit von Professorinnen in vielen Fächern, insbesondere in herausgehobenen Positionen, eine besondere Anforderung dar. Zum Zwecke der Gewährleistung der Anonymität verzichten wir bei der Wiedergabe von Interviewpassagen auf jegliche Kennzeichnung. Dies erscheint methodisch vertretbar, da der Schwerpunkt der Analyse nicht auf der einzelnen Professorin als „Fall“ und da der Auswertungsfokus auf der Gewinnung übergreifender Befunde und somit weder auf der Spezifik von Fachkulturen noch auf regionalen Unterscheidungen liegt.
 - 3 Wenn unsere Argumentation auf die These zielt, die Exklusions- und Marginalisierungsmechanismen in Bezug auf Professorinnen zu rekonstruieren, so bedeutet das nicht, dass wir Frauen oder auch Männer als in sich jeweils einheitliche oder homogene Gruppe betrachten. Ebenso wenig setzen wir a priori ein dualistisches Verständnis von Geschlecht voraus, sondern rekonstruieren im Rahmen eines offenen qualitativen Vorgehens die im Forschungsfeld erkennbaren Strukturierungen und Differenzkonstruktionen.

Zentral sind hier Praktiken der Zurückweisung, wie sie auch in der eingangs zitierten Passage zur Sprache kommen, aber auch die Wahrnehmung eines subtilen Aufschimmerns von Geschlecht und geschlechtlicher Markierungen. Der Beitrag endet mit einer Zusammenfassung und Diskussion.

2 Geschlecht und Hochschule – Problemkonstellation und Forschungslage

Die Art und Weise, wie die Bedeutung von Geschlecht im Hochschulkontext thematisiert wird bzw. werden kann, hat in der Bundesrepublik Deutschland eine Geschichte, die mit der schrittweisen Öffnung der höheren Bildungsinstitutionen für Frauen eng verwoben ist (Schlüter 1986; Paletscheck 2012). Um das Phänomen der Dethematisierung von Geschlecht angemessen einordnen zu können, bedarf es daher einer kurzen Sichtung dieser Geschichte. Während die aktuelle Forschungslage vor allem auf Fragen von Diskriminierung und deren Wirkungen auf die Wahrnehmung von Wissenschaftlerinnen (Müller 2010) oder die institutionelle Dethematisierung von „asymmetrischen Geschlechterkulturen“ (Müller 2008), auf Biases, Stereotype sowie Handlungsräume für Interventionen auf individueller und institutioneller Ebene (z.B. in Berufungsverfahren) abhebt (vgl. exemplarisch Bocher et al. 2020; Bohnet 2016) oder Fragen der Dethematisierung durch die Betroffenen verstärkt psychologisch erklärt werden (vgl. etwa Jost/Kay 2005), sind die organisations- und wissenschaftskulturellen Dimensionen des benannten Artikulationsmusters eher unterbelichtet. Dies erstaunt angesichts der gerade in der BRD in der Geschlechterforschung zu Hochschulen entwickelten Perspektiven und Ansatzpunkte in den 1980er-Jahren. Daher erscheint es uns notwendig, diese Forschungstradition aufzurollen, um das Phänomen präzise einzuordnen und an die entwickelten Linien produktiv anzuschließen.

Nach einzelnen Untersuchungen aus den 1950er-Jahren (vor allem Lorenz 1953) setzte mit dem Ausbau der Hochschulen und der damit verbundenen Notwendigkeit der Erhöhung des akademischen Personals die Erforschung der Unterrepräsentanz von Frauen im Lehrkörper und insbesondere auf Professuren ein. Eine Pionierstudie von Hans Anger (1960) gibt Auskunft über weitgehend unverblühte Vorbehalte von Professoren gegenüber der Beschäftigung von Frauen im Wissenschaftsbereich. Die meisten der überwiegend männlichen Befragten attestierten ihnen eine verminderte Eignung für die geforderte akademische Arbeit. In der Folge versuchte Peter Schindler (1962) mit einer schriftlichen Befragung von Hochschullehrerinnen, deren „Stimmung“ in Bezug auf die von Anger festgestellte negative Einstellung einzufangen. Auf die Frage nach Benachteiligungen im Habilitationsprozess antworteten 73 Prozent der 26 Teilnehmerinnen, dass sie in ihrer Laufbahn keine erfahren hätten. Lediglich zwei Befragte antworteten „unentschieden“ (Schindler 1962: 14). Kurz darauf legte Margherita von Brentano (1963) eine erste analytische Deutung vor, in der sie in den Antworten der von Anger befragten drei Hochschullehrerinnen spezifische Umgangsweisen mit Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts identifiziert und diese drei „Verhaltenstypen“ zuordnet: Zum ersten zählte sie Professorinnen, die die Frage nach der Bedeutung von Geschlecht explizit abwehrten. In der zweiten Kategorie wurden jene versammelt, die

die männlichen Stereotype über Frauen in der Wissenschaft teilten. Lediglich der dritte Typus („outsproken“) äußerte sich explizit über selbst erlebte Diskriminierungen (vgl. auch Paletscheck 2012: 314).

Diese frühen Forschungsarbeiten stehen im Kontext einer Hochschullandschaft, in der der Professorinnenanteil so gering ist, dass er statistisch als nicht erfassbar gilt. 1953 konnten an westdeutschen Universitäten gerade einmal drei ordentliche Professorinnen gezählt werden (von Oertzen 2012: 105). Zwar waren seit 1955, maßgeblich auf Betreiben des Deutschen Akademikerinnenbundes, Forderungen nach einer Berücksichtigung habilitierter Frauen von der Hochschulrektorenkonferenz aufgenommen worden, doch stieg der Frauenanteil auf Professuren von 1,6 Prozent im Jahr 1960 lediglich auf 5 Prozent im Jahr 1976 (Bock/Braszeit/Schmerl 1983: 19, 65). Eine Beschleunigung setzte erst in den 1990er-Jahren ein (CEWS 2020). Dieser Wandel wurde durch das Zusammentreffen zweier Phänomene begünstigt, den Ausbau der Hochschulen und die Entwicklung der im Kontext der Neuen Frauenbewegung entstehenden „Frauenhochschulbewegung“ (Metz-Göckel 2018).

Vor allem ab den 1980er-Jahren wurde im Rahmen der im Entstehen begriffenen Frauenforschung die Untersuchung der „Situation von Frauen im Wissenschaftsbetrieb“ (Bock/Braszeit/Schmerl 1983) intensiviert. Neben einer Identifikation von – zunächst vor allem subjektiven – Faktoren, die zu einer Benachteiligung bzw. geringeren Präsenz von Frauen in den akademischen Institutionen führte (Schmerl/Bock/Braszeit 1983; Lind 2007), ging es auch um die Frage nach Diskriminierungserfahrungen in verschiedenen Karrierestufen sowie im weiteren Verlauf um die Zusammenhänge von Strukturen und subjektiven Voraussetzungen (vgl. u. a. Clemens et al. 1986; Neusel/Wetterer 1988).

Schultz (1991) konstatierte für den Anfang der 1980er-Jahre die widersprüchliche Situation, dass sich im Zuge gesellschaftlichen Wandels und im Kielwasser der Frauenbewegung zwar das soziale Klima in Bezug auf die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen verändert habe, jedoch ohne dass sich dies (angesichts von bloß 5 Prozent Frauenanteil auf Professuren Mitte der 1980er-Jahre) nennenswert auf die strukturelle Situation von Frauen in der Wissenschaft und ihren Anteil an Professuren niedergeschlagen habe. Ein Frauenanteil von 15 bis 40 Prozent wurde als Größenordnung betrachtet, um die negativen Effekte von *tokenism* (Kanter 1977) zu überwinden.

Es sind dann die im Laufe der 1980er-Jahre durchgeführten empirischen Studien über die Situation von Frauen an Hochschulen, die vielfache Spannungen und Ambivalenzen herausarbeiten (vgl. Wetterer 1986; Schmerl/Bock/Braszeit 1983; Beiträge in Clemens et al. 1986). Sie zeigen unisono, dass vor allem die befragten Professorinnen erklären, keine Diskriminierungen in ihrem Berufsleben zu erfahren, während ihnen solche Diskriminierungen allgemein an Hochschulen durchaus bekannt seien. Das eigene Selbstverständnis folgt, wie Angelika Wetterer dies pointiert mit einem Interviewzitat wiedergibt, dem Strukturmuster „Ja, geben tut's das, aber mir ist das nie passiert“ (Wetterer 1986: 273). Sie interpretiert diese Abgrenzung als „höchst empfindliche Identitätsbalance“ (Wetterer 1986: 282) bzw. an anderer Stelle gemeinsam mit Aylá Neusel als Auseinanderfallen von „objektiven Diskriminierungstatbeständen“ (Neusel/Wetterer 1988: 151) und einer „subjektive[n] Realitätsdeutung“ (Neusel/Wetterer 1988: 151). In ähnlicher Weise stellt Wetterer, die sich wohl am intensivsten dieser Spannungskonstel-

lation widmet, in den Interviews eine explizite Ablehnung z. B. gegenüber Quotierungsanliegen fest, da auch diese die Gefahr bergen, dass die Identitätsbalance kippt, weil sie den Befragten „als Dokumentation dessen erscheint, daß [...] sie dann als Frauen ‚so abgestempelt‘ wären“ (Wetterer 1986: 283). Diese Studien lassen darauf schließen, dass hochqualifizierte Frauen Schutz in einer meritokratischen Haltung suchen, in der ihre individuelle Deutung zum Hauptbezugspunkt ihres Selbstbildes wird. Gleichzeitig wird eine solche individuelle und individualisierende Deutung auch als normative Anforderung an andere Frauen im Wissenschaftsbetrieb gerichtet. Deutlich wird, dass trotz struktureller Ungleichheit und zahlreicher Erfahrungen, die auf Benachteiligungen hinweisen, die Zurückweisung jeder Geschlechtsmarkierung ein durchgängiges Muster der Selbstpräsentation von Frauen in einer Minderheitenposition an Hochschulen darstellt.

Mit dem zwar umkämpften, aber zunehmenden Einzug der Frauenforschung an den Hochschulen, ihrer Weiterentwicklung zur Geschlechterforschung sowie der entgegen der anfänglichen Interdisziplinarität stattfindenden Orientierung an den etablierten Disziplinen setzte dann eine Spezialisierung ein, in der die „übergreifenden“ Fragen von *Frauen* an den Hochschulen aus dem Blick gerieten (u. a. Majcher/Zimmer 2010: 706f.). Institutionalisierte Gleichstellungspolitik wurde in diesem Zuge ausgerichtet auf das Ziel der Erhöhung des Frauenanteils, während insbesondere die anfänglich gestellten „Strukturfragen [...] ins Abseits“ (Filter 1997: 67) gerieten.

Aktuelle Studien zu Geschlechterverhältnissen auf der Professur geben jedoch Hinweise darauf, dass sich die Ungleichheitsproblematik nicht im Zuge der Steigerung des Frauenanteils auf Professuren von selbst erledigt hat. Im quantitativen Teil einer Untersuchung des Instituts für Hochschulforschung (HoF) wurde ein Gender Pay Gap auf der Ebene der Professur in Niedersachsen nachgewiesen. Im qualitativen Teil der Studie äußern die befragten Professor:innen Erstaunen über diese Feststellung. Ihre Erklärungsversuche (Fachspezifik, geschlechtsspezifische Mobilitätsmöglichkeiten und Verhandlungsführung sowie Erfahrung als Leistungskriterium) zeugen wiederum von dem Versuch, andere Faktoren als das Geschlecht zu identifizieren (Burkhardt/Harrlandt/Schäfer 2019).

Die wenigen seit den 2000er-Jahren erschienenen Studien über die Statusgruppe Professor:innen, die im Anschluss an Bourdieu die Wissenschaftskultur und den vergeschlechtlichten Habitus an Hochschulen untersuchten (Engler 2000; Beaufaÿs 2003), enthalten wichtige Befunde für die Annahme, dass sich Ungleichheitsstrukturen insbesondere mit Blick auf die alltagskulturellen Praktiken in Wissenschaft und Hochschule trotz steigendem Professorinnenanteil fortgeschrieben haben. Eine jüngere qualitative Untersuchung über wissenschaftliche Führungskräfte in der Exzellenzinitiative erarbeitet die These, dass nach der Berufung die Marginalisierungsmechanismen der Wissenschaftskultur „erst richtig zum Tragen“ (Beaufaÿs 2012: 113) kommen. Auf der Ebene der Professur würden letztlich die dominanten Feldpositionen ausgehandelt (Beaufaÿs 2012: 110ff.). Und auch Studien über das anglophone Hochschulsystem weisen auf die Persistenz benachteiligender Strukturen hin. So sei die hochkompetitive Umgebung von „masculinist organisational cultures“ (Morley 2014: 125) für viele Frauen abschreckend, weswegen solche informellen Kulturen einer eingehenderen Analyse bedürften.

Während Schindler 1962 noch davon ausging, dass der Professorinnenanteil 20 Prozent nie übersteigen werde, sind nach ca. 60 Jahren, zwar mit etlichen Schwankun-

gen und bis heute in geringem Tempo, über alle Hochschultypen hinweg, 25,6 Prozent (CEWS 2020) erreicht. Gleichzeitig hat sich der gesellschaftliche Diskurs zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen – wenn auch nicht durchgehend – verschoben. Marginalisierung und Diskriminierung finden nicht mehr in der Offenheit statt, die noch für die Befragung von Anger (1960) kennzeichnend ist. Angesichts dieser Verschiebungen wird im Folgenden der Befund der Zurückweisung von Geschlechtsmarkierungen in einer aktuellen Studie nochmals aufgegriffen.

3 Qualitative Untersuchung zu den alltagskulturellen Erfahrungen von Frauen auf der Professur

Vor diesem Hintergrund zielt die vorliegende qualitative Untersuchung auf die in den Erfahrungswelten von Professorinnen und in der Alltagspraxis der Hochschulen verankerten Strukturen, Symboliken und Praktiken und deren Zusammenspiel, um auf Geschlecht bezogene informelle Dynamiken und Barrieren, aber auch Anerkennungspraktiken zu identifizieren.

Damit wird theoretisch an die an Bourdieu anschließenden wissenschaftssoziologischen Arbeiten der Geschlechterforschung angeknüpft und Wissenschaft als soziales Feld inklusive seiner geschlechtlich strukturierten Praktiken und Habitusbildungen betrachtet (vgl. Kraus 2000). Weitere Bezüge kommen aus der Organisationsforschung und deren Einsichten in die Funktionsweisen von „gendered organizations“ (Acker 1990; wissenschaftsspezifisch: Kahlert 2013). Unter den Dimensionen, die Acker für die Analyse vorschlägt (Acker 1990: 146), steht insbesondere die kulturelle Dimension der alltäglichen Interaktionen sowie der Bilder, Symbole und jener Vorstellungen im Zentrum, die Geschlechterordnungen herstellen bzw. asymmetrische Positionierungen perpetuieren. Ausgehend von Acker werden die „informal interactions while ‚doing the work““ (Acker 2006: 451) und die darin zum Tragen kommenden Vergeschlechtlichungen in Hochschulen in den Blick genommen.

Das gewählte qualitative Forschungsdesign zielte auf eine offene Erhebung der Erfahrungen von Professorinnen (n = 108) und Professoren (n = 25) im Rahmen von leitfadengestützten Interviews, um auf dieser Grundlage Marginalisierungsmechanismen und Handlungsspielräume zu rekonstruieren. Das Sample setzt sich aus Professor:innen zusammen, die ab 1995 auf Lebenszeit berufen wurden. Interviewt wurden im Zeitraum von 2017 bis 2021 zu gleichen Anteilen Professor:innen unterschiedlicher Altersgruppen und Berufszeitpunkte aus allen vier Hochschultypen (Hochschulen für angewandte Wissenschaften, Kunsthochschulen, Musikhochschulen, Universitäten).⁴ Einige der Interviewpartner:innen verfügen über Leitungserfahrung in Dekanat oder Hochschulleitung. Entsprechend dem Paradigma qualitativer Zugänge wurde im themen- und problemzentrierten Leitfaden ein offen-erzählgenerierender Fragestil angewandt (Witzel 2000). Im Eingangsstimulus wurde nach den Erfahrungen beim „Ankommen auf der Professur“ gefragt. Die weiteren Fragen beziehen sich auf ein breites Spektrum

4 Zusätzlich wurden Interviews mit zwölf Expert:innen aus Gleichstellungspolitik und Wissenschaftsberatung/-coaching und zwei Gruppendiskussionen mit Expert:innen aus Hochschule, Wissenschafts- und Gleichstellungspolitik zur Validierung der Ergebnisse durchgeführt.

an Erfahrungskontexten: eigene Positionierung („standing“) in der Organisation, erlebte bzw. verwehrt Anerkennung, Ein- bzw. Ausschlüsse sowie eigene Handlungsstrategien, -ressourcen und Umgangsweisen mit diesen Erfahrungen. Die Interviews wurden nach der Grounded Theory ausgewertet (Strauss/Corbin 1996), mit der für das hier im Zentrum stehende Phänomen auf die Rekonstruktion von Sample-übergreifenden, überindividuellen sozialen Deutungs- und Handlungsmustern abgehoben wird, die im Zuge des Auswertungsprozesses verdichtet, validiert und so empirisch abgestützt werden.

Dabei ist für die Untersuchung der (De-)Thematisierung von Geschlecht zudem die Dimension der nicht (voll) bewussten, ausgeblendet, verdrängt oder verborgenen Aspekte (Schütze 1983: 286) von Bedeutung. Es geht deshalb auch um das Ungesagte, das, was sich in Sprechpausen, zögernden Formulierungen oder unvermitteltem Lachen ausdrückt und sich damit quasi gegen den manifesten Inhalt einer Aussage Geltung zu verschaffen sucht. In der Darstellung wird nicht nach Hochschultypen oder -größe und auch nicht nach fachkulturellen Spezifika differenziert, da sich das hier beschriebene Phänomen unabhängig von Hochschultyp und Fach zeigt.

4 Dethematisierungen von Geschlecht

Die (De-)Thematisierung von Geschlecht in den Interviews mit Professor:innen lässt zwei differente Formen erkennen: Zum einen wird Geschlecht in seiner Bedeutung explizit zum Thema gemacht. Dabei beziehen sich die Äußerungen der Befragten (unabhängig vom Geschlecht) nahezu durchgängig auf die organisational diskursivierten Themenfelder Gleichstellung, Quotierung, die Frage der Vereinbarkeit wissenschaftlicher Karrieren mit familiären Verpflichtungen sowie auf Alltagstheorien über Geschlechterdifferenzen und deren Bedeutung für „gemischte Teams“. Jenseits dieser diskursivierten und damit von der eigenen Person eher unabhängigen Thematisierungen ist besonders markant, dass die Relevanz von Geschlecht nahezu ausschließlich in den Interviews mit den Professorinnen und von diesen vielfach proaktiv in Zweifel gezogen oder bestritten wird. Bisweilen artikulieren sich dabei auch Ambivalenzen in Bezug auf seine Bedeutung für die eigenen Erfahrungen auf der Professur. Im Folgenden wird das Hauptaugenmerk der analytischen Betrachtung auf diese Schwierigkeiten und Ambivalenzen, also auf die Formen der expliziten Dethematisierung von Geschlecht, gelegt. Es handelt sich bei den vorgestellten Befunden grundsätzlich um Phänomene, die sich quer durch das Sample an Interviews mit Professorinnen an allen Hochschultypen ziehen. Im Vergleich mit den Interviews mit Professoren, in denen solche proaktiven Dethematisierungen aus dieser Perspektive fast durchgängig eine symptomatische Leerstelle bilden, erweisen sie sich als besonders markante geschlechtlich strukturierte Charakteristik der Interviews.

Im ersten Abschnitt werden wir uns den verschiedenen Praktiken der Zurückweisung von Geschlecht und der darin erkennbaren Konstruktion der Professur als geschlechtsneutraler Position zuwenden, um dann im zweiten Abschnitt das Phänomen des subtilen Auftretens von Geschlecht im Hochschulalltag zu beleuchten. Beide Aspekte werden im Anschluss aufeinander bezogen, um so herauszuarbeiten, was für Professorinnen beim Benennen geschlechterbezogener Ungleichbehandlungen auf dem Spiel zu stehen scheint.

4.1 Praktiken der Zurückweisung und der Konstruktion von Geschlechtsneutralität

In vielen der Interviews mit Professorinnen fällt auf, mit welcher Entschiedenheit und Regelmäßigkeit konstatiert wird, dass Geschlecht kein relevanter Faktor zur Deutung ihrer Erfahrungen auf der Professur sei. Entweder wird Geschlecht rundheraus als Erklärungsmoment abgewiesen oder zumindest in seiner Bedeutung eingeschränkt. Dies geschieht häufig im Anschluss an die Schilderung problematischer Erlebnisse oder Konstellationen: „Aber das war nicht gegendert“, fügt eine Befragte mehrfach hinzu, um die Möglichkeit einer auf Geschlecht zielenden Deutung eines erzählten Vorfalls direkt zu unterbinden. Oder Erzählungen werden durch relativierende Einschübe aus einem geschlechtlichen Deutungsrahmen herausgenommen: „aber das ist eigentlich unabhängig vom Geschlecht“ oder – titelgebend für diesen Artikel – „mit Geschlecht hat das aber nichts zu tun“. Andere Äußerungen weisen eine solche Interpretation ebenfalls zurück und verlagern das Problem auf die Ebene einer allgemeinen, von Geschlecht unabhängigen Erfahrung in Wissenschaftskarrieren oder erklären die Sache zu einer Glaubensfrage:

„Also ich glaube, dass mal etwas schiefläuft, das passiert jedem, aber, dass es damit zusammenhängt, dass ich eine Frau bin, das glaube ich nicht.“

Die Variationsbreite des Abweisens ist groß. Konzidiert wird durchaus, dass es geschlechterbezogene Ungleichbehandlungen vielleicht schon gäbe, aber nicht bei einem selbst, nicht an der eigenen Hochschule, nicht im eigenen Arbeitsgebiet oder auch nicht vom eigenen Kollegium ausgehend. Symptomatisch ist folgende Äußerung, mit der etwa statt Geschlecht das Individuelle, Persönliche einer Sache betont wird: „Ja, also da, das ist sicherlich nicht geschlechtsspezifisch, sondern für mich persönlich so“. Andere thematische Abweisungen finden sich dann, wenn die Relevanz etwa von „diversen Herkünften und verschiedenen Hautfarben“ vorgetragen wird. Solche direkten Relativierungen erfolgen meist direkt im Erzählfluss, ohne dass von der Interviewerin explizit danach gefragt worden wäre. Zwar mag die Tatsache, dass Geschlecht im Mittelpunkt des Forschungsprojekts steht, ein zusätzliches methodologisches Moment in diesen Interviewsituationen darstellen. Trotzdem stellt das kollektive Bemühen der Professorinnen um die Eliminierung oder zumindest Relativierung von Geschlecht ein auffälliges und aus dem Setting heraus nicht notwendiges Aussagemuster dar. Und in den Interviews mit Professoren spielen diese Zurückweisungen und Relativierungen eben auch gar keine Rolle.

Kolleginnen erscheinen in diesen Zusammenhängen häufig als Beweis- wie Abgrenzungsfolie:

„Ja, ja. Nein, nein, also für mich persönlich nicht. [...] Doch natürlich, es wird bei Kolleginnen, wird das Thema, die fühlen sich benachteiligt. Ich fühle mich überhaupt nicht benachteiligt. Also ich habe nicht das Gefühl, dass ... da eine Benachteiligung stattfindet oder auch eine Bevorteilung.“

Ähnliche Verschiebungen und Zurückweisungen finden auch in Bezug auf Personen statt, die sich Frauen gegenüber nicht korrekt verhielten. Indem diese in den Erzählungen als Ausnahmen markiert werden, als Problematik entweder einer Einzelpersön-

lichkeit oder der Generationenzugehörigkeit, dienen sie gleichzeitig als Gegenbeweis für die erreichte Fortschrittlichkeit, in der Geschlecht kein strukturelles Problem mehr darstelle. Damit erzeugen die Befragten zugleich das Bild der Hochschule als Ort der Einlösung des Egalitätsversprechens:

„Es gibt eigentlich nur wenige Berufsfelder, die so gleichberechtigt aufgestellt sind wie unseres und wenn es Nachteile gibt, dann sind das eher welche, die so aus dem Gesamtgesellschaftlichen herauskommen.“

„Also, im Hochschulleben, finde ich, ist es auch recht neutral, das ist auch nochmal anders so, als in der freien Wirtschaft.“

Wir finden insofern in den Interviews Abweisungen und Verschiebungen zu anderen Personen, Generationen oder auch in andere Felder. Kennzeichnend ist aber insbesondere ein hohes Maß an Individualisierungen, die mit dem Glauben an Meritokratie einhergehen und strukturelle Verwobenheiten von Geschlecht und Hochschule für die Professur negieren und damit verdecken.

Die Zurückweisungen sind deshalb auch gepaart mit der Überzeugung, dass die ‚richtige‘ individuelle Einstellung als Professorin und Fähigkeiten wie Durchsetzungsstärke oder ein gewisser Sportsgeist, „sich nicht alles selbst anzuziehen oder auch sehr persönlich [...] zu nehmen“, gegenüber Marginalisierungen immunisiere. „Ich glaube, dass vieles mit einem eigenen, mit einer Souveränität im eigenen Auftreten zu tun hat.“ Distanzmarkierungen gegenüber traditionellen Weiblichkeitskonstruktionen, eben keine „typische Frau“, sondern ein selbstbestimmtes Subjekt im besten Sinne zu sein, das souverän genug ist, den eigenen Weg zu gehen, sind verbreitet. Dies erscheint wie ein Ausweis des erfolgten Statuswechsels auf die Professur, der zugleich nur individuell erreicht werden könne: „Nö, ich eigentlich nicht, also ich glaube, ich gehe auch mit einem gewissen Selbstbewusstsein durch die Gegend, dass das nicht zulässt (lacht leicht).“

Insofern deuten auch spezifische Formen der Selbstpräsentation in den Interviews in eine ähnliche Richtung. So zeigen sich einige Befragte etwa im Rahmen der perfektionierten Performance der erfolgreichen Professorin, Fachgebietsleiterin, Führungskraft als professionell, sachbezogen, distanziert und analytisch gewappnet gegenüber alltagskulturellen Widrigkeiten an der Hochschule oder als eloquente durchsetzungsfähige Problemlöserin. In solchen, Geschlecht neutralisierenden Darstellungsformen artikuliert sich eine Facette des (angestrebten) wissenschaftlichen Habitus: nämlich stets souverän auf objektiver Distanz und damit jenseits jedes subjektiven Betroffen-Seins von Geschlechterverhältnissen zu bleiben, in denen Frauen der Subjektstatus abgesprochen werden oder sie als Objekt unkontrollierbarer Machtverhältnisse erscheinen könnten.

Zurückgewiesen wird folglich all das, was den normativen Anforderungen des Wissenschaftsbetriebs im Sinne von Egalität und Meritokratie widersprechen könnte und die unausgesprochene Norm angreift, dass Geschlecht keine Rolle spielen darf. Pointiert formuliert lautet der Befund: Geschlecht ist nicht da, weil es nicht da sein darf. Auf diese Weise erfüllen die Zurückweisungs- und Relativierungspraktiken die Funktion, als Frauen die Geschlechtsneutralität der Hochschulen zu bezeugen und im Gegenzug sich selbst als geschlechtlich unmarkiert und damit vollgültiges Mitglied zu konstruieren. Das einleitend zitierte Statement einer Professorin bringt den Zusammenhang unwillkürlich auf den Punkt: „Da spielt nämlich das Geschlecht für mich keine Rolle

oder vielleicht möchte ich das nicht, dass es eine Rolle spielt“. Diese Äußerung zeigt, dass die expliziten Zurückweisungen ein Problem zu bannen suchen, es allerdings genau dadurch zugleich wieder auf die Agenda setzen. Aussagen, die die Irrelevanz von Geschlecht betonen, können deshalb nicht einfach als Beschreibung der Realität gelesen werden. Sie sind vielmehr als Versuche zu interpretieren, sich selbst in der Position der Professorin als geschlechtsneutrale Leistungsträgerin zu behaupten.

Doch mitunter artikulieren sich in solchen Selbstpräsentationen auch Sprünge und Risse, wenn sich Geschlecht diskursiv nicht vollständig abweisen lässt und die Hochschule als geschlechtsneutrale Organisation und ihr meritokratischer Mythos brüchig werden. Dies geschieht jedoch zumeist weniger in Worten als im Fehlen und Versagen derselben. Schweigen, Stocken, Lachen, Ironie, die Häufung von Füllwörtern und andere Störungen im Redefluss, der ansonsten durch Eloquenz geprägt ist, zeigen, wo die Befragten mit dem Unsäglichen kämpfen.

Das „Unsägliche“ wurde in unserer Analyse als Code im doppelten Wortsinn gebildet. Es verweist zum einen auf das nicht in Worten Sagbare und zum anderen zugleich auf das Unwürdige geschlechtlicher Ungleichbehandlung, das den sozialen Status der Professorin zu bedrohen scheint. Einen Hinweis auf diese Sprechweisen bietet die folgende Interviewpassage mit ihren symptomatischen längeren Sprechpausen:

„(8 sek.) Jetzt sage ich es mal, es gibt natürlich die, also die negative Erscheinungsweise von Geschlecht. Das ist natürlich, [...] dass man bestimmte Funktionen bei bestimmten Personen bekommt, gerade, weil man Mädchen ist, so. (15 sek.).“

Solche direkten Problematisierungen und Hinweise auf Kämpfe mit dem Unsäglichen der Herabsetzung zum „Mädchen“ haben im Interviewsample Seltenheitswert.

4.2 Das Problem des subtilen Auftretens von Geschlecht

Vordergründig werden die hier als Zurückweisungspraktiken analysierten Äußerungsmuster durch einen weiteren einflussreichen Umstand unterstützt. So scheint es den Interviewten bisweilen kaum möglich, die eigenen Erfahrungen auf eine geschlechthierarchische Hochschulkultur zurückzuführen, denn entsprechende Vorstellungen werden im Hochschulalltag selten unzweideutig geäußert.

Diese Situation ist nicht neu. Auch für die 1980er-Jahre ist dokumentiert, dass sich das Klima hinsichtlich offener Sexismen im Vergleich zu den 1950er-Jahren an Hochschulen verändert hatte. Doch erschließen sich aus den Interviews Hinweise auf eine heute weiter veränderte Situation, zu der eine strukturell verankerte Gleichstellungspolitik und ein gesellschaftlicher Wandel augenscheinlich beigetragen haben: Offene Diskriminierungen im Arbeitsalltag konnten verstärkt eingedämmt oder zumindest erschwert werden. Die Geschlechterforschung hat sich mit diesen Ungleichzeitigkeiten von Gleichheitsrhetorik bei persistenter struktureller Ungleichheit bereits beschäftigt (z.B. Wetterer 2003). Auch wenn davon auszugehen ist, dass Frauen an Hochschulen auch heute auf offen geäußerte Vorbehalte treffen können, so artikuliert sich in unseren Interviews deutlich das Problem subtiler und wenig greifbarer vergeschlechtlichter Marginalisierungspraktiken, wie im folgenden Interviewzitat als Beobachtung beschrieben wird:

„Es gibt ja keinen Mann, fast keinen Mann, der sagt: ich finde Frauen zum Kotzen, und ich will nicht, dass die eine Führungsebene haben oder Professorin werden oder, oder. Das wäre ja einfacher, wenn es die gäbe. Dann könntest du ja gleich sagen: Idiot – so ungefähr, ja? Es läuft ja viel perfider ab [...]. Sie merken dann oft gar nicht, wie sie Adjektive umdrehen. Also, das heißt, wenn der Mann fokussiert ist, ist die Frau verbissen. Wenn der Mann konzentriert ist, ist die Frau kleingeistig. Wenn der Mann ja, sich spezialisiert hat, dann sind wir einseitig.“

Viele Befragten verdeutlichen, die Relevanz von Geschlecht sei nicht nur unsicher, sondern geradezu heikel:

„Naja. Das ist, also das ist so ein Punkt, [...] da habe ich mich zum Beispiel gefragt, ob der, wenn ich jetzt ein Mann wäre, ob der das auch so gemacht hätte, also so altväterlich, bevormundend.“

Selbst in Kontexten, in denen Professorinnen berichten, dass sie sich über solche Vorfälle durchaus austauschen, bleiben sie mit ihren Deutungsmöglichkeiten meist auf Hypothesen verwiesen. „Also wir haben das unter uns als Frauen thematisiert, reflektiert, ja, sind auch zu keiner klaren Antwort gekommen, aber ... (lacht).“

Insofern finden sich die Professorinnen aufgrund der Subtilität in der heiklen Situation auf die eigenen Interpretationen verwiesen. Zugleich ist jedoch, wie im vorherigen Abschnitt zu sehen war, jede geschlechtliche Markiertheit bedrohlich für die eigene Position als vermeintlich neutrales, gleichgestelltes professorales Mitglied der Hochschule. Vor diesem Hintergrund muss eine geschlechtsbezogene Interpretation für Professorinnen umso ambivalenter sein.

An dieser Stelle lassen sich beide analytischen Spuren zusammenführen: Sowohl die proaktive explizite Dethematisierung von Geschlecht als auch die Versuche, Geschlecht als heikles Thema zu umschiffen oder allenfalls im Hypothetischen zu belassen, haben innerhalb der gleichstellungspolitisch modernisierten, doch zugleich in der kulturellen Praxis auch geschlechtlich strukturierten Organisation (Acker 1990, 2006) die Funktion, die Professorinnen in dem Spiel zu halten. In einer weiterhin vergeschlechtlichten Hochschulkultur können Frauen die vermeintlich neutrale Subjektposition der Professur eben nicht nahtlos besetzen. Die ungeschriebenen Regeln fordern gerade von ihnen die Bestätigung von Geschlechtsneutralität, um sich nicht selbst zu disqualifizieren. Denn ihre qua Berufung errungene Aufnahme in den erlauchten Kreis erfolgt, so das Ergebnis der Analyse, um den Preis, die Mythen von Neutralität, Objektivität und Meritokratie nicht nur mitzutragen, sondern für deren Einlösung selbst offensiv zu bürgen.

5 Fazit

Historisch wie aktuell finden sich in Interviews mit Professorinnen Konstruktionen von Geschlechtsneutralität, mit denen jene Widersprüche bearbeitet werden, die sich aus der Meritokratiennorm, gleichstellungspolitischen Versprechungen einerseits und den alltäglichen Erfahrungen in der Hochschule andererseits ergeben. In den gegenwärtigen Zurückweisungen der Bedeutung von Geschlecht lassen sich Formen wiederfinden, die auch aus früheren Studien bekannt sind, nach dem dort herausgearbeiteten Motto: „Ja, geben tut's das, aber mir ist das nie passiert“ (Wetterer 1986). Damit werden die Erfahrungen regelmäßig nicht in ihren strukturellen Dimensionen einer vergeschlechtlichten

Alltagskultur in Wissenschaft und Hochschule gesehen und thematisiert, sondern als Probleme „anderer“ individualisiert, entpolitisiert und so einer kollektiven Bearbeitung entzogen.

Hochschulpolitisch hat sich heute der Kontext partiell verändert. Zwar befinden sich Frauen auf Professuren auch heute in verschiedenen Fächern in Minderheitenpositionen an ihren Instituten oder Fakultäten. Dennoch hat der Frauenanteil auf Professuren mit 25,6 Prozent eine andere Größenordnung erreicht. Auch haben gleichstellungspolitische Maßnahmen und Regularien eine Veränderung herbeigeführt, die gemeinsam mit gesellschaftlichen Wahrnehmungen die Vorstellungen der Bedeutung von Geschlecht verschoben haben. So wurde mit der Institutionalisierung von Gleichstellungspolitik eine politische Erwartungshaltung an die Rekrutierungs- und Leistungspraxis der Hochschulen formuliert, die sich in Form konkreter Kriterien ausdrückt. Zugleich hat sich damit ein geschlechtsegalitäres Narrativ der meritokratischen Leistungsmessung in Hochschule und Wissenschaft weitgehend durchgesetzt. Die Zurückweisung der Relevanz von Geschlecht scheint daher ebenfalls eine veränderte Funktion zu erfüllen: Frauen auf der Professur ist auferlegt, als erfolgreiche, wenn auch stets prekäre Novizinnen (vgl. Kortendiek 2019) für dieses Narrativ zu bürgen, indem sie diskursiv die alltagskulturelle Relevanz von Geschlecht eindämmen, ohne jedoch die Möglichkeit zu haben, nahtlos die vermeintlich geschlechtsneutrale professorale Subjektposition zu besetzen. Anders ausgedrückt: Die erfolgreiche Installation des Narrativs verlangt die Konstruktion der Geschlechtsneutralität der Professur als Tribut für die Mitgliedschaft. Die Professorinnen zahlen diesen Tribut in Form einer geradezu habitualisierten proaktiven Zurückweisung jeglichen Zweifels an diesem Narrativ. Der feldspezifische Glaube an die Meritokratiennorm und Individualisierungspraktiken bilden dabei einen wechselseitigen Verweisungszusammenhang, denn die individuelle Leistung gilt gerade als die Eintrittskarte und Voraussetzung auch für die weitere Anerkennung.

Die hochgradige Subtilität, mit der geschlechtsbezogene Marginalisierungen derzeit meist praktiziert werden, stellt eine zusätzliche organisationskulturelle Hürde dar, die es schwierig erscheinen lässt, solche Erfahrungen zu thematisieren oder sie gar strukturell zu bearbeiten. Geschlecht als Erklärungsmuster für erfahrene Benachteiligungen oder Ausgrenzungen wird daher zu einer heiklen Angelegenheit, da die vergeschlechtlichte Praxis kaum dingfest gemacht werden kann, sondern eher auf der Ebene des Hypothetischen bleibt und damit jede dahingehende Interpretation prinzipiell angreifbar ist. Für Professorinnen wird die Thematisierung von Geschlecht – angesichts dieser alltagskulturellen Logik von subtiler Präsenz der vergeschlechtlichten Praktiken – noch stärker zu einem riskanten Unterfangen: Sie sind gefordert, glaubwürdig als Personifikationen für die Geschlechtsegalität jenes Systems aufzutreten, das sie trotz ihres Geschlechts aufgenommen und anerkannt hat. Wollen sie nicht selbst in die strukturell entwertete Position der „Quotenfrau“ mit der dieser anhaftenden Aberkennung von fachlicher Exzellenz geraten, scheint nur die proaktive Beteuerung zu bleiben, einem Mantra gleich, dass all das, was einer widerfährt, mit Geschlecht nichts zu tun habe.

Literaturverzeichnis

- Acker, Joan (1990). Hierarchies, Jobs, Bodies: Theory of Gendered Organizations. *Gender & Society*, 4(2), 139–158.
- Acker, Joan (2006). Inequality Regimes: Gender, Class, and Race in Organizations. *Gender & Society*, 20(4), 441–464.
- Anger, Hans (1960). *Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten*. Tübingen: Mohr.
- Beaufaÿs, Sandra (2003). *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839401576>
- Beaufaÿs, Sandra (2012). Führungspositionen in der Wissenschaft. Zur Ausbildung männlicher Sozibilitätsregime am Beispiel von Exzellenzeinrichtungen. In Sandra Beaufaÿs, Anita Engels & Heike Kahlert (Hrsg.), *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft* (S. 87–117). Frankfurt/Main: Campus.
- Bocher, Marie; Ulvrova, Martina; Arnould, Maëlis; Coltice, Nicolas; Mallard, Claire; Gérard, Mélanie & Adenis, Alice (2020). Drawing everyday sexism in academia: Observations and analysis of a community-based initiative. *Advances in Geosciences*, 53, 15–31.
- Bock, Ulla; Braszeit, Anne & Schmerl, Christiane (1983). *Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Dokumentation und Untersuchung der Situation von Studentinnen und Dozentinnen unter besonderer Berücksichtigung der Hochschulen von Nordrhein-Westfalen*. Weinheim: Beltz.
- Bohnet, Iris (2016). *What works: Gender Equality by Design*. Harvard: Harvard University Press.
- Brentano, Margherita von (1963). Die Situation der Frauen und das Bild „der Frau“ an der Universität. In *Universität und Universalität* (S. 73–93). Berlin: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110848052>
- Burkhardt, Anke; Harlandt, Florian & Schäfer, Jens-Heinrich (2019). „Wie auf einem Basar“. *Berufungsverhandlungen und Gender Pay Gap bei den Leistungsbezügen an Hochschulen in Niedersachsen* (HoF-Arbeitsbericht 110). Halle-Wittenberg: HoF.
- CEWS (2020). *Frauenanteile an Habilitationen, Berufungen, Professuren und C4/W3-Professuren, 1980–2019*. Zugriff am 25. Mai 2021 unter www.gesis.org/cews/unser-angebot/informationsangebote/statistiken/thematische-suche/detailanzeige/article/frauenanteile-an-habilitationen-berufungen-professuren-und-c4-w3-professuren.
- Clemens, Bärbel; Metz-Göckel, Sigrid; Neusel, Ayla & Port, Barbara (1986). *Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung*. Frankfurt/Main: Campus.
- Engler, Steffani (2000). Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In Beate Kraus (Hrsg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt* (S. 121–151). Frankfurt/Main: Campus.
- Filter, Dagmar (1997). Koordinationstellen: innovative Einmischung oder Problemverwaltung. In ZFF FU Berlin & ZIF an der HU Berlin (Hrsg.), *Deutsch-Österreichisches Treffen der Koordinationstellen zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an den Hochschulen* (S. 62–72). Berlin: FU.
- Jost, John & Kay, Aaron (2005). Exposure to Benevolent Sexism and Complementary Gender Stereotypes: Consequences for Specific and Diffuse Forms of System Justification. *Journal of Personality and Social Psychology*, 88, 498–509.
- Kahlert, Heike (2013). *Risikante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977). *Men and Women of the Corporation*. New York: Basic Books.

- Kortendiek, Beate (2019). Hochschule und Wissenschaft: zur Verwobenheit von Organisations-, Fach- und Geschlechterkultur. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1329–1338). Wiesbaden: Springer VS.
- Krais, Beate (2000). *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/Main: Campus.
- Lind, Inken (2007). Ursache der Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen – individuelle Entscheidungen oder strukturelle Barrieren? In Wissenschaftsrat (Hrsg.), *Exzellenz in Wissenschaft und Forschung. Neue Wege in der Gleichstellungspolitik* (S. 59–86). Köln: Wissenschaftsrat.
- Lorenz, Charlotte (1953). *Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Majcher, Agnieszka & Zimmer, Annette (2010). Hochschule und Wissenschaft: Karrierechancen und -hindernisse für Frauen. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 705–712). Wiesbaden: VS Verlag.
- Matthies, Hildegard; Kuhlmann, Ellen; Oppen, Maria & Simon, Dagmar (2001). *Karrieren und Barrieren im Wissenschaftsbetrieb. Geschlechterdifferente Teilhabechancen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen*. Berlin: Sigma.
- Metz-Göckel, Sigrid (2018). Frauenhochschulbewegung: Selbstermächtigung und Wissenschaftskritik. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1033–1042). Wiesbaden: Springer VS.
- Metz-Göckel, Sigrid; Möller, Christina & Auferkorte-Michaelis, Nicole (2009). *Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Morley, Louise (2014). Lost leaders: women in the global academy. *Higher Education Research and Development*, 1, 114–128.
- Müller, Ursula (2008). De-Institutionalisierung und gendered subtexts. „Asymmetrische Geschlechterkultur an der Hochschule“ revisited. In Karin Zimmermann, Marion Kamphans & Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.), *Perspektiven der Hochschulforschung* (S. 143–156). Wiesbaden: VS Verlag.
- Müller, Ursula (2010). Institutional thematization of gender and individual de-thematization of discrimination. In Birgit Riegraf, Brigitte Aulenbacher, Edit Kirsch-Auwärter & Ursula Müller (Hrsg.), *GenderChange in Academia. Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective* (S. 305–318). Wiesbaden: VS Verlag.
- Neusel, Aylá & Wetterer, Angelika (1988). Frauen in Studium, Hochschule und Beruf. In Gabriele Gorzka, Klaus Heipcke & Ulrich Teichler (Hrsg.), *Hochschule – Beruf – Gesellschaft. Ergebnisse der Forschung zum Funktionswandel der Hochschulen* (S. 139–160). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Oertzen, Christine von (2012). „Was ist Diskriminierung?“ Professorinnen ringen um ein hochschulpolitisches Konzept (1949–1989). In Julia Paulus, Eva-Maria Silies & Kerstin Wolff (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik* (S. 103–118). Frankfurt/Main: Campus.
- Paletschek, Sylvia (2012). Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert. In Christian Hesse & Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), *Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas* (S. 307–352). Basel: Schwabe.
- Paulitz, Tanja & Wagner, Leonie (2020). Professorinnen – jenseits der „Gläsernen Decke“? Eine qualitative empirische Studie zu geschlechtshierarchisierenden Praxen der Alltagskultur an Hochschulen. *GENDER*, 12(2), 133–148. <https://doi.org/10.3224/gender.v12i2.09>

- Schindler, Peter (1962). Die Stellung der Dozentin an wissenschaftlichen Hochschulen. Ergebnisse einer Umfrage. *DUZ*, (11), 11–21.
- Schlüter, Anne (1986). „Wenn zwei das Gleiche tun, ist das noch lange nicht dasselbe“ – Diskriminierungen von Frauen in der Wissenschaft. In Anne Schlüter & Annette Kuhn (Hrsg.), *Lila Schwarzbuch. Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft* (S. 10–33). Düsseldorf: Schwann.
- Schmerl, Christiane; Bock, Ulla & Braszeit, Anne (1983). Innenansichten vom Herrenhaus. Frauen im Gebäude der Wissenschaft. In Ulla Bock, Anne Braszeit & Christiane Schmerl (Hrsg.), *Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie* (S. 170–206). Frankfurt/Main: Campus.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *neue praxis*, 13, 283–293.
- Schultz, Dagmar (1991). *Das Geschlecht läuft immer mit. Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Wetterer, Angelika (1986). „Ja, geben tut’s das, aber mir ist das nie passiert“ – Was sagen subjektive Diskriminierungen über die objektive Situation von Wissenschaftlerinnen aus? In Bärbel Clemens, Sigrid Metz-Göckel, Ayla Neusel & Barbara Port (Hrsg.), *Töchter der Alma Mater* (S. 273–286). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wetterer, Angelika (2003). Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In Gudrun Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz* (S. 286–319). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Witzel, Andreas (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1, Art. 22.

Zu den Personen

Tanja Paulitz, Prof. Dr., Technische Universität Darmstadt. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschafts-, Technik- und Hochschulforschung, Arbeit und Technik, Fach- und Berufskulturen, Ingenieure, feministische Theorien.

Kontakt: TU Darmstadt, Institut für Soziologie, Dolivostraße 15, 64293 Darmstadt

E-Mail: paulitz@ifs.tu-darmstadt.de

Leonie Wagner, Prof. Dr., HAWK – Hochschule Hildesheim/Holzminden/Göttingen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Soziale Arbeit in ländlichen Räumen, Migrationsforschung.

Kontakt: HAWK – Hochschule Hildesheim/Holzminden/Göttingen, Haarmannplatz 3, 37603 Holzminden

E-Mail: leonie.wagner@hawk.de

Geschlechtergerechtigkeit im Spannungsfeld von nachhaltiger und digitaler Transformation – eine interdisziplinäre Annäherung

Zusammenfassung

Die Sustainable Development Goals (SDGs) der Vereinten Nationen streben anhand von SDG 5 danach, die Gleichheit der Geschlechter im globalen Kontext herzustellen. Wir zeigen, dass der aktuelle, global angelegte Nachhaltigkeitsdiskurs nicht nur blinde Flecken im Hinblick auf die konsequente Bekämpfung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten aufweist, sondern auch einen wenig reflektierten Umgang mit der digitalen Transformation pflegt. Mögliche Ansätze zur Bewältigung des identifizierten Spannungsfeldes sehen wir in einer gendersensiblen IT-Gestaltung, einem digitalen Gleichstellungsgesetz und der konsequenten Bewertung von Folgen der globalen Nachhaltigkeitspolitik und -forschung im Hinblick auf Diskriminierung.

Schlüsselwörter

Globale Geschlechtergerechtigkeit, SDGs, Informatik, Recht und Nachhaltigkeit, DSGVO

Summary

Gender equality in the field of tension between sustainable and digital transformation – an interdisciplinary approach

The United Nations Sustainable Development Goals (SDGs) aim to achieve gender equality through SDG 5. We show that current global discourses on sustainability not only have blind spots when it comes to the mechanisms of (re)producing gender inequality but that digital transformation processes are also insufficiently reflected on. We see gender-sensitive IT design, a digital equality law and rigorous impact assessments of global sustainability politics and research on discrimination as possible approaches to resolving this tension.

Keywords

global gender equality, SDGs, computer science, law and sustainability, GDPR

1 Einleitung

Die weltweite digitale Transformation ist ein komplexer Prozess, der sich in ambivalenten Wahrnehmungen und Einschätzungen widerspiegelt. Wie mit den Sustainable Development Goals (SDGs)¹ im Jahr 2015 beschrieben wurde, werden Informations- und Kommunikationstechnologien für Entwicklung (ICT for Development, ICT4D) und mittlerweile auch Künstliche Intelligenz (AI for Good, AI4G) als zentrale Faktoren betrachtet, um globale Nachhaltigkeitsziele zu erreichen. Welche Aspekte positiv als Chance oder negativ als Risiko bewertet werden, hängt wesentlich von den Interessen, Einstellungen und sozio-kulturellen Handlungskontexten gesellschaftlicher Akteur*innen und Institutionen ab. Aus der Perspektive der SDGs und damit einer globalen Perspek-

1 Bei den SDGs handelt es sich um 17 globale Ziele nachhaltiger Entwicklung: <https://sdgs.un.org/goals>.



tive auf Nachhaltigkeit birgt die Digitalisierung beispielsweise das Risiko des übermäßigen Energie- und Ressourcenverbrauchs, der trotz sinnvoller Effizienzbemühungen im Forschungsfeld der nachhaltigen Künstlichen Intelligenz (KI) ein zentrales Problem darstellt (Henderson et al. 2020). Entsprechende Forschung thematisiert KI-Technologien und deren Beitrag zu nachhaltiger Entwicklung wie auch die nachhaltige Gestaltung der Technik und Anwendungsprozesse (van Wynsberghe 2021). Somit bietet die digitale Transformation auch Gelegenheitsfenster für Nachhaltigkeitsprojekte, wie sie etwa in der Sharing Economy wahrgenommen wurden (Gossen/Scholl 2016). Der Einsatz von Algorithmen kann sinnvoll sein, um einen objektivierenden Blick auf diskriminierungsanfällige Entscheidungen zu werfen. Andererseits zeigt die Debatte um die Funktionsweise des Digitalen, besonders sichtbar an Global Playern wie Google oder Facebook/Meta, dass digitale Medien datenschutz- und IT-sicherheitsrechtliche Probleme bergen, zu Oligopolen führen können und ihre Algorithmen für viele Konsument*innen bzw. Nutzer*innen nur noch schwer zu kontrollieren sind (Beblo et al. 2021; Busch 2018: 9ff.; Datenethikkommission 2019; Eubanks 2017).

Dabei fällt auf, dass nur wenige Überschneidungen zwischen den o. g. Diskursen bestehen und es kaum systematische Forschung zum Verhältnis von Digitalisierung, Nachhaltigkeit und Gender Bias gibt (Steinhilber 2020). Das SDG 5 (Geschlechtergleichheit) nehmen wir als Ausgangspunkt, um die skizzierte Problematik aus der Perspektive der Geschlechterforschung zu vertiefen. Fragen der Teilhabe, der sozialen Ungleichheit und Diskriminierung, ungleicher Geschlechterverteilung sowie intersektionaler Gender Bias beim Training algorithmischer Systeme sind im Zusammenhang mit nachhaltiger Entwicklung von Bedeutung. Um neben der Gleichstellungsthematik auch Gender Bias und gesellschaftliche Strukturen aufzugreifen, nehmen wir Bezug auf ein mehrdimensionales, intersektionales Verständnis von Geschlechtergerechtigkeit.

Wir verfolgen in diesem Beitrag die These, dass das SDG 5 eine „Digitalisierungslücke“ aufweist. So werden digitale Technologien verkürzt als *enabler* (Ermöglicher) gesehen (Steinhilber 2020: 9). Die Risiken der digitalen Transformation als solche, mit ihrem enormen Verbrauch an Ressourcen, den Auswirkungen auf Arbeit, Bildung und Teilhabe, werden kaum expliziert. Zudem wird Geschlechtergerechtigkeit im Diskurs des Zusammenhangs von Nachhaltigkeit und Digitalisierung eher als Randthema aufgegriffen (Steinhilber 2020: 8). An Nachhaltigkeitsdiskurse anschlussfähige Gestaltungsrichtungen der Informatik, wie der soziotechnische Ansatz (Mumford 2006) oder das Partizipative Design (Simonsen/Robertson 2013), bieten sich hier zur Überprüfung und Umsetzung eines integrativen Nachhaltigkeitsverständnisses an²; regulatorisch sind im nationalen Kontext insbesondere Gleichheitsgrundrechte und das Antidiskriminierungsgesetz (AGG) Anknüpfungspunkte. Auch die Verbindung der Inhalte von SDG 5 speziell zu Diskursen im Bereich von Gender und Datenschutz (Beblo et al. 2021) kann ein fruchtbarer Ansatz sein. Das skizzierte Spannungsverhältnis zwischen Digitalisierung, Geschlechtergerechtigkeit und Nachhaltigkeit wird in diesem Beitrag interdisziplinär ausgeleuchtet. Dafür gilt es, die Reproduktionsmechanismen von Ungerechtigkeiten

2 Der soziotechnische Ansatz geht auf die Untersuchungen der britischen Kohleindustrie der 1940er-Jahre zurück und berücksichtigt soziale und technische Aspekte als gleichwertig und sich gegenseitig beeinflussend in Gestaltungsprozessen. Partizipatives Design wurde in den 1970er-Jahren vor allem im skandinavischen Raum als Mittel zur Demokratisierung von Arbeit durch die Mitgestaltung von Produktionsmitteln und Werkzeugen bekannt.

und Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis (Gender Bias) in der digitalen Transformation zu identifizieren und die verkürzte Sicht auf Digitalisierung in den SDGs insgesamt zu skizzieren.

Entlang des Begriffs der Geschlechtergerechtigkeit und eines integrativen Nachhaltigkeitsverständnisses werden in einem ersten, analytischen Schritt blinde Flecken und Probleme im Spannungsverhältnis von Digitalisierung und globalen Nachhaltigkeitszielen aufgegriffen. Gender Bias und vergeschlechtlichte Ungleichheiten in der Technikentwicklung und -anwendung sind auf der operativen Ebene von zentraler Bedeutung, wie in einem zweiten Schritt ausgeführt wird. Es folgt die juristische Einhegung von Digitalisierung, Nachhaltigkeit und Gendergerechtigkeit auf der normativen Ebene. Fazit und Ausblick nehmen Lösungsansätze und Reflexionsmöglichkeiten in den Blick, um den diskriminierenden Auswirkungen von Doing Gender im Spannungsverhältnis von Digitalisierung und Nachhaltigkeit durch geschlechtergerechte Alternativen zu begegnen.

2 Geschlechtergerechtigkeit und Nachhaltigkeit

Im folgenden Abschnitt skizzieren wir unser Verständnis von Geschlechtergerechtigkeit, Gender und Nachhaltigkeit sowie einen integrativen Ansatz der Nachhaltigkeitsforschung als Grundlage für die interdisziplinäre Auseinandersetzung mit SDG 5, dem Gender Bias in der digitalen Transformation und den Konsequenzen für Technikgestaltung und rechtliche Regulierung.

2.1 Geschlechtergerechtigkeit als mehrdimensionales Konzept

Geschlechtergerechtigkeit ist ein normativer wie analytischer Ansatz, aus dem sich mögliche operative Folgen in Form von Antidiskriminierungsmaßnahmen ergeben können. Um gesellschaftlich geforderte Gerechtigkeit im Geschlechterverhältnis zu erreichen, müssen die strukturellen, institutionellen und sozio-kulturellen Mechanismen der (Re-)Produktion von Ungleichheit offengelegt und verstanden werden. Die Art und Weise der Problematisierung wandelte sich im Laufe der Zeit, nicht nur aufgrund veränderter (feministischer) Konzeptionen, sondern auch infolge von Fort- und Rückschritten der Gleichstellung. Während in den 1970er-Jahren „Strategien der Inklusion“ von Frauen in der Öffentlichkeit zentral waren, kamen mit den 1980er-Jahren Forderungen nach Anerkennung von Weiblichkeit hinzu. Mit dem Linguistic Turn der 1990er-Jahre richtete sich der Fokus der Auseinandersetzung zunehmend auf die Kategorie Geschlecht an sich (Pimminger 2018: 3). Geschlechtergerechtigkeit erfordert zudem, Differenzen zwischen Frauen zu berücksichtigen, zum Beispiel im Sinne globaler (Un-)Gerechtigkeit (Nagl-Docekal 2010: 308). Auch wenn das AGG einen inklusiven Ansatz im Sinne der Integration von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen verfolgt und das Bundesverfassungsgericht eine dritte Geschlechtsbezeichnung eingefordert hat (BVerfGE 147, 1), werden gerade die Anerkennung von Weiblichkeit sowie die (De-)Konstruktion von Geschlecht bis hin zu nichtbinären Geschlechterkonzepten immer noch erheblich vernachlässigt.

Im Rahmen dieses Artikels verfolgen wir zudem ein mehrdimensionales Verständnis von Geschlechtergerechtigkeit. Geschlecht wird als soziale Kategorie verstanden, „die auf vielschichtige Weise in gesellschaftsstrukturelle Verhältnisse, symbolische Wertordnungen und subjektive Identitäten eingewoben ist“ (Pimminger 2019: 8). Es ist somit das Ergebnis sozialer Interaktionen und Prozesse (Doing Gender), welche durch „Normen und Diskurse strukturiert“ (Pimminger 2019: 8) sind und durch körperliche Aneignung übernommen werden (Villa 2006). Basierend darauf sind im Kontext von Geschlechtergerechtigkeit Gleichheits-, Differenz- und dekonstruktivistische Ansätze miteinander verwoben (Pimminger 2019). Eine weitere Schärfung dieser Perspektive stellt der Intersektionalitätsansatz dar, der auf die Arbeiten Schwarzer Feminist*innen zurückgeht (siehe vor allem Crenshaw 1989, 1991). Durch die Metapher der Kreuzung (Intersection) wird auf die Zusammenhänge verschiedener Differenzkategorien (besonders *race*, Class, Gender) und die diskriminierenden Folgen des Ignorierens einzelner Kategorien aufmerksam gemacht. Mehrdimensionale Weiterentwicklungen zielen darauf ab, eine komplexitätsangemessene Analyse über „Zusammenhänge und Wechselwirkungen sozialer Differenzierung“ (Winker/Degele 2009: 8) zu leisten. Dazu setzen die Autorinnen drei Ebenen in Bezug zueinander: Strukturen (Reproduktion der Arbeitskraft), Repräsentationen (symbolische Reproduktion sozio-ökonomischer Verhältnisse) und Identitäten (Verunsicherung sozialer Akteur*innen).

2.2 Nachhaltigkeit als integratives Konzept

Im Ansatz „Gesellschaftliche Naturverhältnisse“ des Frankfurter Instituts für sozial-ökologische Forschung (ISOE), dem unsere Gruppe nahesteht, wird Nachhaltigkeit als normatives Leitbild (siehe u. a. Blättel-Mink 2021) relativiert und um eine analytische und eine operative Dimension erweitert (Becker/Jahn/Stieß 1999; Becker 2002). *Normativ* sind danach Vorstellungen gesellschaftlicher Entwicklung, wie zum Beispiel die Forderung nach Gleichheit und Gerechtigkeit zwischen Geschlechtern oder die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen. Diese Dimension umfasst den Diskurs über die Definition, die Bewertung, die Kriterien, Indikatoren und Ziele von Nachhaltigkeit. Es ist die Ebene der SDGs. Die *analytische* Dimension steht für die Untersuchung gegenwärtiger Probleme und Zusammenhänge aus der Perspektive der Zukunftsfähigkeit. Forschungsfragen richten sich etwa auf sozial-ökologische Transformationen, welche die Formen und Muster gesellschaftlicher Naturverhältnisse verändern. Schließlich ermöglichen die *operativen* Leitlinien die Einbindung zu realisierender Problemlösungen in einen langfristigen Entwicklungsprozess (Keil/Hummel 2006: 242f.). Damit wird es möglich, Nachhaltigkeitsforschung zu verstehen als sozial-ökologische Forschung, die „Bedingungen und Möglichkeiten einer nachhaltigen Entwicklung gesellschaftlicher Naturverhältnisse in einer transdisziplinären Perspektive“ (Becker/Jahn 2006: 238) untersucht. Zentral ist dabei die Wissensintegration. Zu integrieren sind Zielwissen (normative Ebene), Systemwissen (analytische Ebene) und Handlungs- bzw. Gestaltungswissen (operative Ebene) (siehe auch Mogalle 1999).

Wenn wir uns in interdisziplinärer Absicht mit dem Verhältnis von Geschlechtergerechtigkeit, Digitalisierung und Nachhaltigkeit auseinandersetzen, so erweist sich die soziologische Perspektive – hier auf Formen der Reproduktion geschlechtsspezifischer

Ungleichheit im Kontext von digitaler und sozial-ökologischer Transformation bezogen – als vorrangig analytische Ebene (Systemwissen), die gendersensible Informatik – mit Konzepten partizipativer Gestaltung sozio-(öko-)technischer Systeme – als vorrangig operative Ebene (Gestaltungsebene) der Auflösung der identifizierten blinden Flecken und die rechtswissenschaftliche Perspektive – hier auf Fragen der Diskriminierung im Recht – als vorrangig normative Ebene (Zielwissen) (Pohl/Hirsch Hadorn 2021).

2.3 Geschlechtergerechtigkeit in den SDGs

Das SDG 5 umfasst neun Unterziele und 14 Indikatoren, anhand derer Themen wie Diskriminierung, Gewalt gegen Frauen und Mädchen, Kinder- und Zwangsheirat, unbezahlte Pflege- und Hausarbeit, Teilhabemöglichkeiten oder gleiche Rechte auf wirtschaftliche Ressourcen aufgegriffen werden. Angelegt als Policy-Maßnahmen, die in globalen, nationalen und regionalen Kontexten umzusetzen sind, bleiben die SDGs mitunter allgemein formuliert, wie Unterziel 5.1 mit dem Anspruch, „[a]lle Formen der Diskriminierung von Frauen und Mädchen überall auf der Welt [zu] beenden“ (UN 2015: 18), zeigt. Ein Großteil der Unterziele von SDG 5 setzt auf der Strukturebene an und ist auf das Teilsystem Wirtschaft ausgerichtet, so zum Beispiel der gleiche Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen.

Aus der Perspektive des oben entwickelten Verständnisses von Geschlechtergerechtigkeit werden Ebenen der Konstruktion und Repräsentation von Gender sowie die Identitätsebene, Mechanismen des Doing Gender also, deutlich weniger bis gar nicht beachtet, schon gar nicht in Bezug auf Digitalisierung und deren Einfluss. Auch wird die Diversität von Geschlecht weitestgehend ignoriert.

Weitere blinde Flecken lassen sich besonders mittels SDG 5.a verdeutlichen: Frauen sollen Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen und Zugang zu Grundeigentum, Finanzdienstleistungen oder natürlichen Ressourcen erhalten. Zugang zum Familienerbe wird als ein zentrales Mittel gesehen, durch das Frauen Eigentum und Besitz erhalten können. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen staatliche und ökonomische Vorgaben geschaffen und soziale und vergeschlechtlichte Normen aufgedeckt werden (siehe Agarwal 2018).

Ein weiterer blinder Fleck ist der Bezug zu ökologischen Nachhaltigkeitszielen. Dieser wird im Rahmen von SDG 5 lediglich durch das Erwähnen von natürlichen Ressourcen in Abschnitt 5.a aufgegriffen. Dies ist relevant, da Frauen im Globalen Norden zumeist ein hohes bis sehr hohes Umwelt- und Klimabewusstsein haben (siehe für Deutschland Stieß et al. 2022: 16) und Frauen im Globalen Süden im Kontext sozio-kultureller Strukturen und Rollenzuschreibungen wie Familienernährerin und Kinderbetreuerin stärker von den Folgen des Klimawandels betroffen sind (Babirye 2019).³ Im Sinne bestehender Rebound-Effekte (Santarius 2015) ist zudem – von den SDGs nicht adressiert – ein Zielkonflikt auszumachen, der darin besteht, dass der globale Energie- und Ressourcenverbrauch steigt, wenn Frauen im Rahmen von Antidiskriminierungs-

3 Diese Aussagen lassen sich nicht pauschal für alle Frauen treffen. Es handelt sich um Tendenzen. Umwelt- und Klimabewusstsein variieren beispielsweise entlang der Kategorien Alter und Bildung. Die individuelle Betroffenheit durch den Klimawandel ist von sozio-ökonomischen und sozio-kulturellen Faktoren abhängig.

maßnahmen stärker Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) zugunsten ihrer Selbstbestimmung nutzen sollen (siehe SDG 5.b in UN General Assembly 2015; Steinhilber 2020).

3 Digitalisierung, Gender Bias und SDGs

An den obigen analytischen Problemaufriss schließt sich auf der operativen Ebene insbesondere das Problem des Gender Bias in der digitalen Transformation an.

3.1 Informatik als Beruf und Gender

Es sind vor allem Teilhabefragen, welche die fachlichen und öffentlichen Debatten zu Informatik und Gender bestimmen. Unter der Genderperspektive werden besonders der fehlende Zugang zu und die mangelnde Teilhabe von Frauen an IT-Disziplinen und Berufen verhandelt. In der Informatik erscheint der Anteil der als weiblich erfassten Studierenden mit Anteilen zwischen 10 und 20 Prozent über die Jahrzehnte hinweg stabil gering (de Vries/Füchtjohann 2018: 23). Dies legt den Schluss nahe, dass gesellschaftlicher Wandel und Emanzipationsprozesse bisher nicht zu einer erhöhten Beteiligung von Frauen in der Informatik (ähnliches gilt für andere technische Felder) geführt haben. Kritisch anzumerken ist zudem, dass in den deutschsprachigen Debatten intersektionale Verschränkungen sowie nichtbinäre Geschlechterpositionen bislang kaum berücksichtigt werden und auch keine Erhebungen hierzu vorliegen. Wissenschaftliche Arbeiten, wie auch die zahlreichen Initiativen zur Frauen- und Mädchenförderung in der Informatik, laufen vor diesem Hintergrund Gefahr, bestehende Bilder und Zuschreibungen von Geschlecht und Technik zu reproduzieren (siehe ausführlich hierzu: Bläsing/Draude 2020).

3.2 Diskriminierung durch Informationstechnologien (IT)

Im Zuge digitaler Transformation, insbesondere durch die Weiterverbreitung von KI-Technologien, werden in den letzten Jahren aber auch zunehmend die Auswirkungen von Digitaltechnik auf Geschlechtergerechtigkeit und die Wechselwirkung mit sozialen Ungleichheiten in der Öffentlichkeit und in technischen Disziplinen selbst diskutiert (Beblo et al. 2021). Vorangetrieben wurden diese Diskussionen durch verschiedene Negativbeispiele, die zeigen, dass durch die Digitalisierung Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht und interdependenten sozialen Kategorien reproduziert oder sogar verstärkt wurden, zum Beispiel in der Autovervollständigungsfunktion in Suchmaschinen, Gesichtserkennung (UN Women 2013; Buolamwini/Gebru 2018) oder in der Beurteilung von Chancen auf dem Arbeitsmarkt (Fröhlich/Spiecker gen. Döhmman 2018; Lopez 2019).

Alle Beispiele verdeutlichen die Relevanz sozialer Ungleichheitsdimensionen in Verschränkung mit der Planung, Entwicklung und dem Einsatz digitaler Technologien. Es braucht folglich einen ganzheitlichen Ansatz, der technische Entwicklung über den gesamten Produktionszyklus bis zum Einsatz in seinen Wechselwirkungen mit ge-

sellschaftlichen Kontexten und hierbei intersektionalen Ungleichheiten berücksichtigt. Selbst wenn Gesichtserkennungstechnologien in Zukunft Schwarze Frauen genauso gut wie *weiße* Männer klassifizieren könnten, würden die Technologien ja in einer durch soziale Ungleichheiten geprägten Gesellschaft eingesetzt werden, wo unterschiedliche Menschen verschieden durch den Einsatz von Gesichtserkennung und entsprechende Klassifikationen betroffen sind.

Insbesondere aus dem US-amerikanischen Raum sind Analysen bekannt, die vor einer Automatisierung von Ungleichheiten warnen und eine entsprechende Berücksichtigung bei digitalen Transformationsprozessen fordern (u. a. O’Neil 2016; Eubanks 2017; Wachter-Boettcher 2017). Die Beispiele zeigen auch, dass Teilhabeaspekte, neben der ungleichen Geschlechterverteilung im technischen Feld, auf weiteren Ebenen bedeutsam sind. Disparate Teilhabe am technischen Feld führt auch dazu, dass Frauen und weitere soziale Gruppen bei Entwicklungsprozessen unterrepräsentiert sind, was einer geschlechtergerechteren Mitsprache und Mitgestaltung im Weg steht. Dies begünstigt Praktiken der „I-Methodology“, bei der zumeist männliche, häufig jüngere Entwickler technische Gestaltung an ihrer Lebens- und Erfahrungswelt ausrichten und sich selbst als Stellvertreter für Nutzende und Betroffene setzen (Akrich 1995; Oudshoorn/Rommes/Stienstra 2004).

Darüber hinaus bestimmen IT-Systeme aufgrund ihrer Allgegenwart zunehmend, ob und auf welche Weise Teilhabe an der Welt, an sozialem Aufstieg, an Gerechtigkeit und an staatlichen Leistungen ermöglicht wird. Unfreiwillige oder unbewusste Beteiligung an IT ist ein weiteres Thema. Internettechnologien und automatisierte Entscheidungen sind in ihrer Funktions- und Wirkweise in der Regel für Nutzende nicht transparent; vorgeschlagene Entscheidungen oder Auswahlprozesse durch Algorithmen können nicht nachvollzogen werden, ebenso wenig, was mit den Datenspuren bzw. Verknüpfungen verschiedener Daten durch unterschiedliche Unternehmen geschieht (Draude/Klumbyte/Hornung im Erscheinen; Spiecker gen. Döhmann 2021b). Für das Trainieren von Technologien des Maschinellen Lernens wird zudem auf Datensätze zurückgegriffen, die verschiedene Verzerrungen, also Biases, haben können und bei denen darüber hinaus oft fragwürdig ist, inwieweit den Personen, von denen die Daten stammen, bewusst ist, wofür diese verwendet werden (Spiecker gen. Döhmann 2022). Solche Verzerrungen können durch Über- oder Unterrepräsentation bestimmter sozialer Kategorien, Erhebung in bestimmten Kulturen oder lokalen Kontexten oder durch die Nutzung historischer Quellen in Datensätzen auftauchen (Zou/Schiebinger 2018). Verzerrungen aufgrund von Geschlechterklassifikationen tauchen z. B. bei Textverarbeitung und Übersetzungssoftware auf – in der Informatik sind Forschende bestrebt, solchen Verzerrungen durch De-Biasing-Verfahren entgegenzuwirken (Bolukbasi et al. 2016).

3.3 Nachhaltige Technikgestaltung

Forscher*innen aus dem Feld der Nachhaltigen KI verweisen zusätzlich zu den Chancen von KI für Nachhaltigkeit auch auf deren ökologische Kosten. Sie empfehlen, die Nutzung von CO₂-Emissionen-Trackern bei der Entwicklung und Überarbeitung von KI verpflichtend einzuführen. Auf dieser Grundlage ließen sich Zielkonflikte zum Beispiel

rund um die Frage, ob Energie für das Training von Algorithmen verwendet werden soll, bearbeiten (van Wynsberghe 2021). In Bezug auf Geschlechtergerechtigkeit werden Technologien jedoch weiter unreflektiert als *enabler* angesehen, sodass Zielkonflikte bestehen bleiben. Wie Steinhilber ausführt, zählt dazu, dass von Digitalisierungsmaßnahmen für Frauen im Globalen Süden zumeist diejenigen profitieren, die bereits privilegiert sind (Steinhilber 2020: 25ff.). Zudem entstehen Rebound-Effekte, wenn mehr Personen digitale Technologien nutzen, denn dadurch steigen Energie- und Ressourcenverbrauch. Um Zielkonflikte und Diskriminierung auch bei der nachhaltigen Gestaltung von IT und KI zu minimieren, wären soziale Nachhaltigkeitsziele, zum Beispiel im Sinne von SDG 5, stärker in die Gestaltung von Technik zu integrieren. Zugleich lassen sich komplexe gesellschaftliche Herausforderungen wie Diskriminierung nicht ausschließlich durch Technologien lösen (Schelenz/Pawelec 2021: 6, 10), denn auch normative und rechtliche Möglichkeiten sind dabei bedeutsam.

4 Rechtliche Ansätze zur Transformation von SDG 5

Digitalisierung, Nachhaltigkeit, Geschlechtergerechtigkeit und Diskriminierung sind seit jeher Querschnittsthemen rechtlicher Regulierungen, weil verschiedenste Elemente normativer Ordnungsbedürftigkeit gegeben sind (Spiecker gen. Döhmann 2021b). Der Regelungsrahmen umfasst im Allgemeinen insbesondere Art. 3 GG und die EU-DSGVO (1.) sowie im Speziellen AGG (2.). Vorweg kann festgehalten werden, dass die SDGs in den führenden Standardwerken zur Digitalisierung bisher keine Rolle spielen, weder dogmatisch noch (rechts)politisch.

4.1 Verfassungsrechtliche Rahmung

Die Themenfelder Geschlechtergerechtigkeit, Digitalisierung und Nachhaltigkeit sind jeweils im Verfassungsrecht verankert. Aufgrund der normativen Wirkung des Rechts, nicht zuletzt bei der Umsetzung von SDG 5, werden zentrale Regelungen im Folgenden ausgeführt.

4.1.1 Gleichberechtigung und Grundgesetz: Art. 3 GG

Die diskriminierungsrechtliche Grundsatznorm der Verfassung, Art. 3 GG, ist digitalisierungsfern. Art. 3 II GG spezifiziert die Anforderung, „Gleiches gleich“ und „Ungleiches ungleich“ zu behandeln, im Hinblick auf die Gleichberechtigung von Mann und Frau und formuliert zudem einen expliziten Förderauftrag des Staates, der in gewissem Umfang eine Realkontrolle einfordert. Denn danach fördert der Staat die „tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung“ und ist gehalten, bestehende Nachteile zu beseitigen. Schließlich normiert Art. 3 III GG ein absolutes Verbot der Diskriminierung auf der Basis besonderer Merkmale, welche also nicht gerechtfertigt werden kann und das selbst dann greift, wenn die Differenzierung zugunsten von Frauen bzw. einer unterrepräsentierten Gruppe wirkt. Das Geschlecht, aber darüber hinaus auch jegliche Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung, ist hier genannt (BVerfG 124, 199: 220).

Mittelbare Diskriminierungen, bei denen an scheinbar neutrale Kriterien angeknüpft wird, unterfallen wegen der indirekten Wirkung den geringeren Anforderungen des Art. 3 I GG. Dort ist eine Rechtfertigung möglich, wenngleich die Betroffenheit von in Art. 3 I GG genannten Gruppen besondere Rechtfertigungshürden aufbaut. Auch im europäischen Recht sind vergleichbare Vorstellungen enthalten, auf die hier aus Platzgründen nicht näher eingegangen wird.

4.1.2 Digitalisierung und Grundgesetz beziehungsweise Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO)

Dagegen findet sich keine allgemeine Rechtsnorm, welche die Digitalisierung umfassend anleitet. Am weitreichendsten greift das Recht auf informationelle Selbstbestimmung, Art. 2 I i. V. m. Art. 1 I GG [BVerfG 65, 1, 42 ff.], das, einschließlich Schutzpflichten, auch auf europäischer Ebene besteht, Art. 7 und 8 EU-GRCh. In der Folge gibt es, vor allem in der DSGVO, eine Reihe von Anforderungen auch an den Umgang Privater mit Daten sowie, besonders wichtig, institutionalisierte Absicherungen zur Durchsetzung wie die Datenschutzaufsichtsbehörden.

Die für Diskriminierung besonders relevante KI-VO ist noch im Aushandlungsprozess befangen; eine rechtlich durchgestaltete Digitalisierungsstrategie existiert (noch) nicht. Sie sieht immerhin einen gewissen Diskriminierungsschutz durch Anforderungen an die Qualität von Daten vor (Ebert/Spiecker gen. Döhmann 2021: 1190).

Damit ist die in den SDGs identifizierte Kernproblematik blinder Flecken auch auf regulatorischer Ebene angesprochen: Denn Datenschutzrecht stellt *Daten* und weniger *Entscheidungen* und deren Auswirkungen in den Mittelpunkt. Es wird zwar die Beeinflussung späterer Entscheidungen durch Daten gesehen (Simitis/Hornung/Spiecker gen. Döhmann 2019), die regulatorische Anknüpfung erfolgt aber zeitlich und gegenständig vorverlagert durch die Bezugnahme auf die Daten. Sie kontrollieren nur am Rande die Ergebnisse von Datenverarbeitung im Hinblick auf Diskriminierung, zum Beispiel über Art. 22 DSGVO, wonach eine Person grundsätzlich nicht aufgrund einer allein automatisiert zustande gekommenen Entscheidung beurteilt werden darf. Daher ist die DSGVO heftig kritisiert worden, dass der herausgehobene Schutz sogenannter „besonderer Daten“ im Sinne von Art. 9 DSGVO gerade Gender nicht inkludiert. Damit läuft auch der Schutz von Art. 54 III DSGVO leer, wonach Profiling nicht zur Diskriminierung eingesetzt werden darf, weil diese Vorschrift an die Kategorien des Art. 9 DSGVO anknüpft.

Daraus sollte aber nicht abgeleitet werden, dass Datenschutz – als zentrales Digitalisierungsrecht – nicht etwa sehr wohl eine antidiskriminierende Wirkung hat. Schon allein die Notwendigkeit einer Kontrolle über die Daten führt dazu, dass ein stärkeres Bewusstsein für den Zusammenhang von Daten und Entscheidungen besteht, und dieses wiederum stärkt auch das Bewusstsein für die Bewertungen und Zwecksetzungen hinter der Verwendung von Daten und damit für Diskriminierungspotenziale. Die Fokussierung liegt aber nicht in der Zweckkontrolle, sondern in der Kontrolle der Datenverarbeitung für den festgelegten Zweck und damit der Beherrschung der Machtasymmetrie zwischen Datenverwender und Datengeber/Datensubjekt (Spiecker gen. Döhmann 2022).

4.1.3 Nachhaltigkeit und Grundgesetz: Art. 20a GG

Auch die Nachhaltigkeit ist erst jüngeren Datums, und zwar in Art. 20a GG, verankert. Diese Staatszielbestimmung schafft aber keine subjektiven Rechte, sondern räumt dem Gesetzgeber einen weiten Gestaltungsspielraum ein, wie ein vorgeschriebener Minimalschutz erfolgen kann. Daran hat auch der aufsehenerregende Beschluss des BVerfG zur Klimagerechtigkeit von 2021 wenig geändert (vgl. BVerfG 157: 30), auch wenn das Gericht dort das „relative Gewicht des Klimaschutzgebots in der Abwägung bei fortschreitendem Klimawandel“ verstärkt hat. Das Spannungsfeld von Nachhaltigkeit, Digitalisierung und geschlechtlicher Ungleichheit, wie sie im Recht vor allem anhand von Diskriminierung thematisiert wird, ist hier noch nicht angekommen.

4.2 Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG)

Ist also die Verschränkung von Nachhaltigkeit und Diskriminierung im Sinne des SDG 5 auf der verfassungs- und europarechtlichen Ebene noch unausgestaltet, gilt Gleiches auch für das AGG. Mit dem Gesetz sollen Benachteiligungen u. a. aus Gründen des Geschlechts oder der sexuellen Identität verhindert oder beseitigt werden (§ 1 AGG) allerdings nur in ausgewählten Vertragsbeziehungen (§§ 2, 19 AGG). Explizite Normen mit Bezug zur Digitalisierung existieren nicht, das Gesetz ist technologieneutral (Datenehikkommission 2019). Deren besonderes Gefährdungspotenzial wird auf mehreren Ebenen nicht gesehen. Zum einen besteht ohnehin ein strukturelles Ungleichgewicht (Sachverständigenrat 2018), weil den Besonderheiten von Daten (Spiecker gen. Döhmman 2021a) und der Schwierigkeit der Erkennbarkeit von Rechtsverletzungen (Busch 2018) nicht hinreichend Rechnung getragen wird. Insbesondere statistische Diskriminierungen sind für durchschnittliche Bürger*innen nicht ermittelbar (Orwat 2019). Zudem hängt die Effektivität wesentlich von der Rechtsverfolgung ab. Insbesondere bei Diskriminierungen durch algorithmische Systeme ist das gegenwärtige Rechtsschutzsystem in den Anwendungskontexten des AGG von Defiziten geprägt. So ist zum Beispiel die – Erkennen voraussetzende – Beweiserleichterung in § 22 AGG nur auf die Benachteiligung an sich bezogen, nicht aber auf die sonstigen Voraussetzungen für Ansprüche Betroffener (Orwat 2019). Die rechtlich geschaffene Möglichkeit, Rechtsbeistand bei Antidiskriminierungsverbänden zu finden (§ 23) oder über die Antidiskriminierungsstelle des Bundes Stellungnahmen bei den Beteiligten einholen zu können (§ 28 I) setzen eine gehörige Eigeninitiative, Ressourcen und vor allem bereits fortgeschrittene Einschätzungen zum potenziellen Vorliegen einer Diskriminierung voraus, sodass Betroffene sich in aller Regel gegen die zeit- und kostenintensive Rechtsverfolgung mit unsicheren Erfolgsaussichten entscheiden (Busch 2018; siehe auch Evaluation des AGG 2016).

5 Fazit und Ausblick

Das Spannungsverhältnis zwischen Digitalisierung, Geschlechtergerechtigkeit und Nachhaltigkeit, so zeigen die Befunde, ist bisher nur unterkomplex erfasst. So lässt sich auf der analytischen Ebene nicht nur zeigen, dass das zentrale Ziel der Geschlechterge-

rechtigkeit mit einer auf Frauen und Männer verkürzten Kategorie Geschlecht arbeitet und die sozio-kulturellen Mechanismen von Doing Gender systematisch vernachlässigt werden. Geschlechtergerechtigkeit scheint zudem bereits dann gegeben zu sein, wenn Frauen Zugang zu – hier sehr verkürzt gefassten – ökonomischen Ressourcen erhalten. Zielkonflikte zwischen Sozialem, Ökonomischem und Ökologischem werden weitestgehend ausgeblendet. Weitere blinde Flecken, etwa die Berücksichtigung globaler Unterschiede in der Gleichstellung von Geschlechtern oder das Verhältnis von Datenschutz und Gender, bedürfen weiterer Untersuchungen.

Digitalisierung wird vereinfachend als *enabler* betrachtet und die besonderen Herausforderungen digitaler Technologien sind unzureichend adressiert. In der Folge bleiben auf der operativen Ebene Optionen ungenutzt, um Risiken wie fehlende Durchsetzung bestehender Antidiskriminierungsregulierung und Biasing in algorithmischen Systemen abzumildern und damit einer nachhaltigen Geschlechtergerechtigkeit zur Wirkung zu verhelfen.

Mithilfe mehrdimensionaler Ansätze lassen sich die blinden Flecken und Zielkonflikte in der weiteren Forschung präziser fassen, in ihrer Komplexität aufschlüsseln und systemische, integrative Lösungen über Fächergrenzen hinweg identifizieren. Für die Informatik stellt es eine Herausforderung dar, normativ geprägte soziale Vorstellungen wie Diskriminierungsfreiheit, Geschlechtergerechtigkeit, aber auch ein multidimensionales Verständnis von Nachhaltigkeit in enger Verschränkung und entlang von technischen Entwicklungsprozessen umzusetzen. Es gibt jedoch verschiedene Gestaltungsansätze, die es ermöglichen, entsprechende Verschränkungen in die Technikgestaltung einzubeziehen.

Diese Ansätze sind allesamt auf den Einbezug intersektionaler Geschlechterforschungsexpertise angewiesen und es muss das Ziel, dezidiert antidiskriminierend und geschlechtergerecht zu gestalten, als solches formuliert werden (siehe Smyth/Diamond 2014; Schiebinger et al. 2011–2021; Draude/Maaß 2018). Aus der Perspektive einer integrativen Nachhaltigkeitsforschung bietet das Gender Impact Assessment (GIA), das explizit für die Umwelt- und Klimapolitik weiterentwickelt wurde (Spitzner et al. 2020), einen ergänzenden Lösungsansatz, um staatliches Handeln zu untersuchen. Basierend auf intersektionalen und interdependenten Ansätzen (Crenshaw 1989; Walgenbach 2012) vermag das GIA eine transformative Wirkung zu entfalten, indem gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse in die Analyse einbezogen werden. Die Anwendung des umwelt- und klimabezogenen GIAs erscheint insbesondere für jene SDGs vielversprechend, die Gender nicht als Querschnittsthema thematisieren. Somit können implizite Auswirkungen auf Geschlechtergerechtigkeit bei der Umsetzung aller SDGs erkannt werden.

Aus rechtlicher und regulatorischer Sicht ist eine stärkere Verschränkung von Datenschutz, IT-Sicherheit und Diskriminierungsforschung geboten. Erste Ansätze zum Verständnis finden sich (Fröhlich 2021; Beblo et al. 2021); der Entwurf der EU-KI-VO lässt zumindest ein gewachsenes Verständnis erkennen. Allerdings sind die Detailfragen in ihrer Reichweite oftmals noch nicht erkannt. So wird eine effektive Rechtsdurchsetzung an der stärkeren Einbindung institutioneller Kräfte bis hin zur Ausweitung der Befugnisse von Antidiskriminierungsstellen, -verbänden und Aufsichtsbehörden kaum vorbei kommen. Vor allem aber ist aus einer interdisziplinären Perspektive dringend erforderlich, die Vorstellung von Digitalisierung als einem *enabler* der Antidiskrimi-

nierung unter dem Vorzeichen der Nachhaltigkeitsziele der SDGs zu relativieren und sich der Risiken und Zielkonflikte bewusst zu werden. Nur dann kann eine nachhaltige Digitalisierung auch die Ziele des SDG 5 integrieren und können umgekehrt die Ziele des SDG 5 mit Digitalisierung zu einer nachhaltigen (globalen) Gesellschaft führen.

Anmerkung

Wir danken Bianka Zurek für die wertvolle Zuarbeit in Form von Literaturrecherche und Textzusammenfassungen.

Literaturverzeichnis

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2016). *Evaluation des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes*. Büro für Recht und Begleitung GbR mit wissenschaftlicher Begleitung von Prof. Dr. Christiane Bors. Zugriff am 16. Dezember 2022 unter https://ec.europa.eu/migrant-integration/library-document/evaluation-des-allgemeinen-gleichbehandlungsgesetzes-agg_en.
- Agarwal, Bina (2018). Gender Equality, Food Security and the Sustainable Development Goals. *Current Opinion in Environmental Sustainability*, 34, 26–32. <https://doi.org/10.1016/j.cosust.2018.07.002>
- Akrich, Madeleine (1995). User Representations: Practices, Methods and Sociology. In Arie Rip, Thomas J. Misa & Johan Ed Schot (Hrsg.), *Managing Technology in Society. The Approach of Constructive Technology Assessment* (S. 167–184). London, New York: Pinter Publisher.
- Babirye, Joanita (2019). *Saving the Planet Means Defying Patriarchy: Strive For Inclusive Climate Solutions*. Zugriff am 15. Dezember 2022 unter <https://africanfeminism.com/saving-the-planet-means-defyingpatriarchy-strive-for-inclusive-climate-solutions/>.
- Beblo, Miriam; Draude, Claude; Gegenhuber, Thomas; Höyng, Stephan; Nebe, Katja; Richter, Caroline; Send, Hendrik & Spiecker gen. Döhmman, Indra (2021). *Dritter Gleichstellungsbericht. Digitalisierung geschlechtergerecht gestalten. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Zugriff am 15. Dezember 2022 unter www.bmfsfj.de/resource/blob/184544/665a7070dbc68f9984fe968dc05fd139/dritter-gleichstellungsbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf.
- Becker, Egon (2002). Transformations of Social and Ecological Issues into Transdisciplinary Research. In UNESCO (Hrsg.), *Knowledge for Sustainable Development. An Insight into the Encyclopedia of Life Support Systems (3)* (S. 949–963). Paris, Oxford: UNESCO.
- Keil, Florian & Hummel, Diana (2006). Dynamik gesellschaftlicher Naturverhältnisse: Nachhaltigkeit und kritische Übergänge. In Egon Becker & Thomas Jahn (Hrsg.), *Soziale Ökologie: Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen* (S. 240–247). Frankfurt/Main: Campus.
- Becker, Egon; Jahn, Thomas & Stieß, Immanuel (1999). Exploring Uncommon Ground: Sustainability and the Social Sciences. In Egon Becker & Thomas Jahn (Hrsg.), *Sustainability and the Social Sciences* (S. 1–22). London, New York: Zed Books.
- Berghahn, Sabine; Klapp, Micha & Tischbirek, Alexander (2016). *Evaluation des AGG, erstellt im Auftrag des Bundes*. Zugriff am 15. Dezember 2022 unter www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/AGG/agg_evaluation.pdf?__blob=publicationFile&v=6.
- Bläsing, Lisa Marie & Draude, Claude (2020). Geschlechterforschungen zwischen Reflexion und Reproduktion bestehender Bilder von Informatik. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 40(3), 276–295.

- Blättel-Mink, Birgit (2021). Nachhaltige Entwicklung als Strategie der Völkergemeinschaft zur Überwindung der „Grenzen des Wachstums“. Ein kritisch-historischer Abriss. In Birgit Blättel-Mink, Thomas Hickler, Sybille Küster & Henrike Becker (Hrsg.), *Nachhaltige Entwicklung in einer Gesellschaft des Umbruchs* (S. 121–140). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31466-8_7
- Bolukbasi, Tolga; Chang, Kai-Wei; Zou, James; Saligrama, Venkatesh & Kalai, Adam (2016). Man is to Computer Programmer as Woman is to Homemaker? Debiasing Word Embeddings. In Daniel D. Lee, Ulrike von Luxburg, Roman Garnett, Masashi Sugiyama & Isabelle Guyon (Hrsg.), *Proceedings of the 30th International Conference on Neural Information Processing Systems* (S. 4356–4364). Barcelona: Curran Associates Inc.
- Buolamwini, Joy & Gebru, Timnit (2018). Gender Shades: Intersectional Accuracy Disparities in Commercial Gender Classification. *Proceedings of Machine Learning Research*, (81), 77–91.
- Busch, Christoph (2018). *Algorithmic Accountability, ABIDA: Assessing Big Data*. Zugriff am 15. Dezember 2022 unter ww.abida.de/sites/default/files/ABIDA%20Gutachten%20Algorithmic%20Accountability.pdf.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2021). *Dritter Gleichstellungsbericht. Digitalisierung geschlechtergerecht gestalten*. Zugriff am 21. März 2023 unter <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/184544/c0d592d2c37e7e2b5b4612379453e9f4/dritter-gleichstellungsbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf>.
- BVerfG, *Beschluss des Ersten Senats vom 10. Oktober 2017 – 1 BvR 2019/16 –*, Rn. 1–69. Zugriff am 15. Dezember 2022 unter www.bverfg.de/e/rs20171010_1bvr201916.html.
- BVerfG, *Beschluss des Ersten Senats vom 24. März 2021 – 1 BvR 2656/18 –*, Rn. 1–270. Zugriff am 15. Dezember 2022 unter www.bverfg.de/e/rs20210324_1bvr265618.html.
- Crenshaw, Kimberlé Williams (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. *Feminist Theory and Antiracist Politics. University of Chicago Legal Forum*, (1), 139–167.
- Crenshaw, Kimberlé Williams (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. *Stanford Law Review*, 43(6), 1241–1299.
- Datenethikkommission der Bundesregierung (2019). *Gutachten*. Berlin. Zugriff am 28. April 2022 unter www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/Themen/Fokusthemen/Gutachten_DEK_DE.pdf?__blob=publicationFile&v=3.
- de Vries, Lisa & Füchtjohann, Marai (2018). Blickpunkt Daten und Fakten: Hochschultypen – Frauenanteile – Informatik. Fact Sheet des BMBF geförderten Projekts *FRUIT: Erhöhung des Frauenanteils im Studienbereich Informationstechnologie durch Maßnahmen flexibler, praxisorientierter und interdisziplinärer Studiengangsgestaltung*. Gütersloh: CHE – Zentrum für Hochschulentwicklung. Zugriff am 03. April 2022 unter: www.chede.de/downloads/FRUIT_Factsheet_Informatik_Deutschland_Frauen_final_20180426.pdf.
- Draude, Claude & Maaß, Susanne (2018). Making IT work. Integrating gender research in computing through a process model. In Nicola Marsden, Volker Wulf, Jennifer Rode & Anne Weibert (Hrsg.), *Proceedings of 4th Gender&IT conference, Heilbronn, Germany (GenderIT'18)* (S. 43–50). New York: ACM. <https://doi.org/10.1145/3196839.3196846>
- Draude, Claude; Klumbyte, Goda & Hornung, Gerrit (im Erscheinen). Mapping Data Justice as a Multidimensional Concept through Feminist and Legal Perspectives. In: Andreas Hepp, Juliane Jarke & Leif Kramer (Hrsg.), *The Ambivalences of Data Power: New Perspectives in Critical Data Studies*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Ebert, Andreas & Spiecker gen. Döhmman, Indra (2021). Der Kommissionsentwurf für eine KI-Verordnung der EU: Die EU als Trendsetter weltweiter KI-Regulierung. *Neue Zeitschrift für Verwaltungsrecht*, 40(16), 1188–1193.

- Eubanks, Virginia (2017). *Automating Inequality. How High-Tech Tools Profile, Police, and Punish the Poor*. New York: St. Martin's Press.
- Forestier, Oana & Kim, Rakhyun E. (2020). Cherry-Picking the Sustainable Development Goals: Goal Prioritization by National Governments and Implications for Global Governance. *Sustainable Development*, 28(5), 1269–1278. <https://doi.org/10.1002/sd.2082>
- Friedman, Batya (Hrsg.). (1997). *Human Values and the Design of Computer Technology* (CSLI Lecture notes, 72). Stanford/Kalifornien, Cambridge, New York: CSLI Publications.
- Fröhlich, Wiebke (2021). *Datenschutz und Gleichstellung, Handreichung, Grenzen algorithmischer Entscheidungsprozesse*. Zugriff am 03. April 2022 unter <https://stiftungdatenschutz.org/fileadmin/Redaktion/Gutachten-Studien/Stiftung-Datenschutz-Wiebke-Froehlich-Handreichung-Datenschutz-und-Gleichstellung-2021-12.pdf>
- Fröhlich, Wiebke & Spiecker gen. Döhmann, Indra (2018). *Können Algorithmen diskriminieren?* *Verfassungsblog*, 26.12.2018. Zugriff am 03. April 2022 unter <https://verfassungsblog.de/koennen-algorithmen-diskriminieren/>.
- Gossen, Maike & Scholl, Gerd (2016). The sharing economy. Results and comparison of a representative population survey in Germany. *Ökologisches Wirtschaften*, 31(1), 41–45. <https://doi.org/10.14512/OEW310141>.
- Henderson, Peter; Hu, Hieru; Romoff, Joshua; Brunskill, Emma; Jurafsky, Dan & Pineau, Joelle (2020). Towards the Systematic Reporting of the Energy and Carbon Footprints of Machine Learning. *Journal of Machine Learning Research*, 21, 1–43.
- Hornung, Gerrit & Spiecker gen. Döhmann, Indra (2019). Einleitung. In Spiros Simitis, Gerrit Hornung & Indra Spiecker gen. Döhmann (Hrsg.), *Datenschutzrecht Kommentar* (S. 215–240). Baden-Baden: Nomos.
- Lopez, Paula (2019). Reinforcing Intersectional Inequality via the AMS Algorithm in Austria. In *Critical Issues in Science, Technology and Society Studies. Conference Proceedings of the STS Conference* (S. 289–309). Graz: Verlag der Technischen Universität.
- Lusseau, David & Mancini, Francesca (2019). Income-Based Variation in Sustainable Development Goal Interaction Networks. *Nature Sustainability*, 2(3), 242–247. <https://doi.org/10.1038/s41893-019-0231-4>
- O'Neil, Cathy (2016). *Weapons of Math Destruction. How Big Data Increases Inequality and Threatens Democracy*. London: Penguin.
- Mogalle, Marc (1999). *Transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung – vom Schlagwort zu Forschungskonzeptionen*. Institut für Wirtschaft und Ökologie an der Universität St. Gallen (IWÖ-HSG).
- Mumford, Enid (2006). The Story of Socio-Technical Design: Reflections on its Successes, Failures and Potential. *Information Systems Journal*, 16(4), 317–342. <https://doi.org/10.1111/j.1365-2575.2006.00221.x>
- Nagl-Docekal, Herta (2010). Feministische Philosophie. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 302–311). Wiesbaden: VS Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_35
- Orwat, Carsten (2019). *Diskriminierungsrisiken durch Verwendung von Algorithmen*. Zugriff am 03. April 2022 unter: www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Experten/studie_diskriminierungsrisiken_durch_verwendung_von_algorithmen.html.
- Oudshoorn, Nelly; Rommes, Els & Stienstra, Marcella (2004). Configuring the User as Everybody: Gender and Design Cultures in Information and Communication Technologies. *Science, Technology & Human Values*, 29, 30–63. <https://doi.org/10.1177/0162243903259190>
- Pimminger, Irene (2019). Gleichheit – Differenz: Die Debatten um Geschlechtergerechtigkeit in der Geschlechterforschung. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 45–54). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_156

- Pohl, Christian & Hirsch Hadorn, Getrude (2006). *Gestaltungsprinzipien für die transdisziplinäre Forschung*. München: Oekom.
- Sachverständigenrat für Verbraucherfragen (2018). *Gutachten Verbrauchergerechtes Scoring*. Zugriff am 03. April 2022 unter www.svr-verbraucherfragen.de/wp-content/uploads/SVRV_Verbrauchergerechtes_Scoring.pdf.
- Santarius, Tilman (2015). *Der Rebound-Effekt. Ökonomische, psychische und soziale Herausforderungen für die Entkopplung von Wirtschaftswachstum und Energieverbrauch*. Marburg: Metropolis.
- Schelenz, Laura & Pawelec, Maria (2021). Information and Communication Technologies for Development (ICT4D) Critique. *Information Technology for Development*, 23(1), 165–188. <https://doi.org/10.1080/02681102.2021.1937473>
- Schiebinger, Londa; Klinge, Ineke; Paik, Hee Young; Sanchez de Madariaga, Inés; Schraudner, Martina & Stefanick, Marcia (Hrsg.), (2011–2021). *Gendered Innovations in Science, Health & Medicine, Engineering and Environment*. Zugriff am 05. April 2022 unter www.gendereinnovations.stanford.edu.
- Simitis, Spiros; Hornung, Gerrit & Spiecker gen. Döhmann, Indra (2019). Einleitung. In Spiros Simitis, Gerrit Hornung, & Indra Spiecker gen. Döhmann (Hrsg.), *Datenschutzrecht Kommentar* (S. 158–200). Baden-Baden: Nomos.
- Simonsen, Jesper W. & Robertson, Toni (Hrsg.). (2013). *Routledge International Handbook of Participatory Design*. New York: Routledge.
- Smyth, Thomas & Dimond, Jill (2014). Anti-Oppressive Design. *Interactions*, 21(6), 68–71. <https://doi.org/10.1145/2668969>
- Spiecker gen. Döhmann, Indra (2021a). § 23: Informationsverwaltung. In Wolfgang Kahl & Markus Ludwigs (Hrsg.), *Handbuch des Verwaltungsrechts, Band I: Grundstrukturen des deutschen Verwaltungsrechts*. Heidelberg: C. F. Müller.
- Spiecker gen. Döhmann, Indra (2021b). Staatliche oder private Algorithmenregulierung? In Stiftung Gesellschaft für Rechtspolitik Trier und Institut für Rechtspolitik an der Universität Trier (Hrsg.), *Bitburger Gespräche – Jahrbuch 2020* (S. 37–57). München: C. H. Beck.
- Spiecker gen. Döhmann, Indra (2022). Artificial Intelligence and Data Protection. In Larry DiMatteo, Christina Poncibo, Pietro Sirena & Michel Cannarsa (Hrsg.), *The Cambridge Handbook on Artificial Intelligence* (S. 132–145). Cambridge: Cambridge University Press.
- Spitzner, Meike; Hummel, Diana; Gotelind, Alber & Röhr, Ulrike (2020). *Interdependente Genderaspekte der Klimapolitik. Gendergerechtigkeit als Beitrag zu einer erfolgreichen Klimapolitik. Wirkungsanalyse, Interdependenzen mit anderen sozialen Kategorien, methodische Aspekte und Gestaltungsoptionen* (Umweltforschungsplan des Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit, Nr. 30). Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt. Zugriff am 21. März 2023 unter https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/1410/publikationen/2020-02-06_texte_30-2020_genderaspekte-klimapolitik.pdf.
- Steinhilber, Silke (2020). *Digitalisierung geschlechtergerecht und nachhaltig gestalten? Überlegungen zum Zusammenhang von Sustainable Development Goals, Geschlechtergerechtigkeit und Digitalisierung. Studie für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung*. Zugriff am 21. März 2023 unter www.dritter-gleichstellungsbericht.de
- Stieß, Immanuel; Sunderer, Georg; Raschewski, Luca; Stein, Melina; Götz, Konrad; Belz, Janina; Follmer, Robert; Hölscher, Jana & Birzle-Harder, Barbara (2022). *Repräsentativumfrage zum Umweltbewusstsein und Umweltverhalten im Jahr 2020. Klimaschutz und sozial-ökologische Transformation*. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt.
- Trigg, Randy & Ishimaru, Karen (2013). Integrating Participatory Design into Everyday Work at the Global Fund for Women. In Jesper W. Simonsen & Toni Robertson (Hrsg.), *Routledge International Handbook of Participatory Design* (S. 213–234). New York: Routledge.

- UN General Assembly (2015). *Transforming Our World: the 2030 Agenda for Sustainable Development*, 21 October 2015, A/RES/70/1. Zugriff am 29. April 2022 unter www.refworld.org/docid/57b6e3e44.html.
- UN Women (2013). *UN Women ad series reveals widespread sexism*. Zugriff am 15. März 2022 unter www.unwomen.org/en/news/stories/2013/10/women-should-ads.
- Van Wynsberghe, Aimee (2021). Sustainable AI: AI for sustainability and the sustainability of AI. *AI and Ethics*, 1, 213–218. <https://doi.org/10.1007/s43681-021-00043-6>
- Villa, Paula-Irene (2006). *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper* (3. aktualisierte Ausgabe). Wiesbaden: VS Verlag.
- Wachter-Boettcher, Sara (2017). *Technically Wrong. Sexist Apps, Biased Algorithms, and Other Threats of Toxic Tech*. New York: W. W. Norton & Company.
- Walgenbach, Katharina (2012). Intersektionalität – eine Einführung. *Portal Intersektionalität*. Zugriff am 10. März 2022 unter <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung/>.
- Winker, Gabriele & Degele, Nina (2009). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Zou, James & Schiebinger, Londa (2018). AI Can be Sexist and Racist – it’s Time to Make it Fair. *Nature*, 559(7714), 324–326. <https://doi.org/10.1038/d41586-018-05707-8>

Zu den Personen

Birgit Blättel-Mink, Prof. Dr., Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: (soziale) Innovation, nachhaltiger Konsum, Transdisziplinarität und Frauen an der Hochschule.
E-Mail: b.blaettel-mink@soz.uni-frankfurt.de

Claude Draude, Prof. Dr., Fachbereich Elektrotechnik/Informatik, Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: partizipative, inklusive IT-Gestaltung.
E-Mail: claudedraude@uni-kassel.de

Franziska Ohde, M. A., Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: sozial-ökologische Transformation und Intersektionalität.
E-Mail: ohde@soz.uni-frankfurt.de

Indra Spiecker gen. Döhmman, Prof. Dr., Fachbereich Rechtswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Regulierung der Digitalisierung, Energiewende und Nachhaltigkeit.
E-Mail: spiecker@jur.uni-frankfurt.de

Rezensionen

Petra Ahrens

Henriette Müller/Ingeborg Tömmel (Hrsg.), 2022: *Women and Leadership in the European Union*. Oxford: Oxford University Press. 400 Seiten. 107,90 Euro

Die Europäische Union (EU) und ihre Institutionen präsentieren sich gerne selbst als Motor für Gleichstellungspolitik oder – in den Worten der derzeitigen und ersten Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen – als „Union der Gleichheit“. Ob sich dieses Selbstbild in der Realpolitik, d. h. in entsprechenden Machtpositionen für und Politikbeeinflussung durch Frauen niederschlägt, war eine bisher weitgehend unbeantwortete Frage.

Henriette Müller und Ingeborg Tömmel nehmen sich dieser Frage in ihrem Sammelband *Women and Leadership in the European Union* umfassend und auf vielfältige Weise an. In 16 Kapiteln, die nebst Einleitungs- und Schlusskapitel in fünf Abschnitte gegliedert sind, stellen 22 Autorinnen mittels verschiedener innovativer Theorierahmen und mit großer Methodenvielfalt neue Daten und Analysen zur deskriptiven Repräsentation von Frauen und zur Form der ausgeübten Führungsmacht in verschiedenen EU-Institutionen im Detail vor.

Der Band ist kohärent aufgebaut und die einzelnen Kapitel sind theoretisch wie empirisch aufeinander bezogen. Dies liegt nicht zuletzt an der innovativen Theoretisierung und Konzeptualisierung eines ‚positional and behavioral leadership‘ durch die beiden Herausgeberinnen im Einführungskapitel, das sämtliche Kapitel strukturiert. Sie definieren positionale Führung als deskriptive Repräsentation in Führungspositionen und behaviorale Führung bezogen auf den Führungsstil bzw. darauf, wie Führung ausgeübt wird und die daraus resultierenden Effekte. Quer dazu differenzieren Müller und Tömmel Führungspositionen in politische, administrative und fachbezogene. Diese Differenzierung systematisiert die Buchabschnitte und wird ergänzt durch einen Abschnitt zu Staatschefinnen. Angesichts der zahlreichen Kapitel werden nachfolgend entlang der Systematisierung politische, administrative und fachbezogene Führung exemplarisch Beiträge vorgestellt.

Die Kapitel zu politischer Führung sind untergliedert in die zwei Aspekte Zugang zu Führungspositionen und Ausübung von Führung. *Sarah Dingler* und *Jessica Fortin-Rittberger* untersuchen, ob sich der hohe und seit der ersten Direktwahl 1979 zudem kontinuierlich steigende Frauenanteil im Europäischen Parlament (EP) in entsprechenden Machtpositionen übersetzt. Mit ihrer Analyse der Anzahl von Fraktionsvorsitzenden, Ausschussvorsitzenden und deren Vizes sowie der Frage danach, welche Ausschüsse eher von Frauen geleitet werden, zeichnen sie ein ernüchterndes Bild. Vergleichbar zur Situation in den Mitgliedsstaaten, sind auch im EP Frauen – trotz ihres numerischen Gewichts von mittlerweile über 40 Prozent – in allen Machtpositionen unterrepräsentiert und leiten zudem häufiger statusärmere und/oder als ‚feminin‘ stereotypisierte Ausschüsse. *Johanna Kantola* und *Cherry Miller* vertiefen in ihrem Kapitel die EP-Analyse für die aktuell sieben Fraktionen. Sie zeigen vergleichend, dass Parität sehr



unterschiedlich gegeben ist und die Prozesse für die Besetzung von Führungspositionen sich unterscheiden, wobei vor allem in konservativen Fraktionen Frauen in machtvollen Positionen nicht entsprechend ihres Anteils repräsentiert sind.

Michele Cini zeichnet detailliert die Karriere einer der bekanntesten EU-Politiker*innen, der Luxemburgerin Viviane Reding, nach. Sie diskutiert, inwiefern individuelle Führungsstile unterschiedlich passfähig mit unterschiedlichen institutionellen Logiken sind und dadurch ‚behavioral leadership‘ beeinflusst wird. Sie zeigt, dass Reding mit ihrem oft konfrontativen individuellen Führungsstil in der Kommission zahlreiche Erfolge verzeichnete, während dieser im konsensorientierten EP für sie hinderlich war. Der Beitrag verdeutlicht, dass Debatten um mehr Frauen in Führungspositionen über reine Zahlen hinausgehen müssen und von der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen institutionellen Kontext profitieren.

Diesen institutionellen Kontext, präziser den Balanceakt zwischen so genannten ‚maskulinen‘ und ‚femininen‘ Charakteristika, den insbesondere Staatschef*innen bewältigen müssen, nehmen *Femke A. W. J. van Esch* und *Christoph Erasmý* in einer Analyse zu Angela Merkels europäischem Wirken sowie *Sandra Eckert* und *Charlotte Galpin* zu Theresa May und Brexit auf. In beiden Kapiteln wird deutlich, wie sehr die beiden Staatschefinnen im Vergleich zu männlichen Pendants immer noch einem ‚double bind‘ unterliegen und ihr Erfolg davon abhängt, inwiefern sie bereit und in der Lage sind, ihr weiblich konnotiertes ‚Führungskapital‘ kontextbezogen einzusetzen.

Im Abschnitt zu administrativer Führung analysiert *Ingeborg Tömmel* eine bisher übersehene zentrale Führungsposition in der Verwaltung: die Generalsekretär*in der Europäischen Kommission. Sie zeigt, wie Catherine Day, die dieses Amt von 2005 bis 2015 innehatte, in ihrer Karriere ihre Expertise zur Kommission nutzte, um diese intern umfassend zu reformieren, und wie sie die politische Agenda formte und somit durch ihr ‚behavioral leadership‘ entscheidend zur Modernisierung der EU-Verwaltung beitrug. In dieser wie auch in anderen Analysen wird sichtbar, wie der Einfluss von Frauen in den EU-Institutionen ‚übersehen‘ oder zumindest unsichtbar gemacht wird, weil ihre Leistungen öffentlich anderen – im Fall von Day den Kommissionspräsidenten José Barroso und Jean-Claude Juncker – zugeschrieben werden.

Fallstudien für fachbezogene Führung sind im Sammelband der Gerichtshof der EU und die Europäische Zentralbank. *Jessica Guth* erforscht mit dem Gerichtshof eine der ältesten EU-Institutionen und zeigt, dass Parität bis vor Kurzem nicht thematisiert wurde, obwohl Frauen immer noch gravierend unterrepräsentiert sind. Andererseits wurden Gerichtsfälle nicht stereotypisierend zugewiesen und Frauen auch nicht bei prestigeträchtigen Themen übergangen, was verglichen mit den anderen Institutionen Hoffnung gibt.

Insgesamt bietet die von Müller und Tömmel entwickelte Matrix aus positionaler/behavioraler Führung sowie politischen, administrativen und fachbezogenen Positionen ein innovatives und hilfreiches Instrumentarium, um Führungsfunktionen in politischen Institutionen zu analysieren. Zwar ursprünglich entwickelt für die supranationale Ebene, lässt sich dieses Instrumentarium zukünftig auch in anderen, z. B. nationalen Zusammenhängen nutzen, um verschiedene Aspekte von Führung auszuleuchten und über rein deskriptive Zahlen hinauszugehen. Der Sammelband füllt für die supranationale Ebene eine wichtige Forschungslücke und ergänzt sinnvoll bisherige Perspektiven zu Gleich-

stellungspolitik und Gleichstellungsprozessen in den EU-Institutionen. Besonders hervorzuheben ist außerdem der Anhang, der eine komprimierte und informative Übersicht zu Frauen in Führungspositionen aller EU-Institutionen bietet.

Wünschenswert wäre es dennoch gewesen, deutlicher die Verbindungen zwischen den Institutionen und zu vergebenden Positionen hervorheben. So wäre nicht nur die Situation innerhalb einer Institution, sondern es wären auch die politischen Aushandlungsprozesse untereinander sichtbarer, z. B. zur Nominierung als EZB-Präsident*in, Kommissionspräsident*in und EP-Präsident*in. Auch intersektionale Aspekte sind in den Kapiteln nicht weiter ausgeführt worden. So stellt sich nach der Lektüre beispielsweise die Frage, ob Frauen aus kleineren Mitgliedsländern oder jenen, in denen Frauen ohnehin in Führungspositionen unterrepräsentiert sind, noch geringere Chancen auf supranationale Karrieren haben.

Auch andere Aspekte, z. B. wie sich ‚women leadership‘ insgesamt für EU-Integrationsprozesse auswirkt, also, ob die bisherigen Frauen in Führungspositionen progressiver wirken oder sie bestimmte Themen (Demokratiedefizit, Nachhaltigkeit/Klimawandel, Ökonomie) anders bearbeiten, kann mit der vorgeschlagenen Theoretisierung nicht ohne weiteres erschlossen werden. Es bleibt zu hoffen, dass ein Folgeband sich dieser Themen annimmt.

Zur Person

Petra Ahrens, Dr. phil., Academy of Finland Research Fellow, Tampere Universität, Finnland. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union und Deutschland, Gender Mainstreaming, politische Repräsentation, supranationale Zivilgesellschaft, gendersensible Parlamente.

Kontakt: Tampere Universität, Kalevantie 4–5, 33014 Tampere, Finnland

E-Mail: petra.ahrens@tuni.fi

Janne Krumbügel

Anika Wehling, 2021: *Männer im Schwangerschaftskonflikt. Erfahrungen nach einem beunruhigenden pränatalen Befund*. Bielefeld: transcript. 328 Seiten. 45,00 Euro

Eine involvierte Rolle bereits vor der Geburt wird zunehmend zum Vaterschaftsideal. Auch in wissenschaftlichen Untersuchungen rücken werdende Väter vermehrt in den Fokus und werden sogar als „Co-Schwangere“ konzipiert, um ihre soziale Bedeutsamkeit in der Schwangerschaft hervorzuheben. Viele werdende Väter begleiten ihre schwangere Partnerin zu vorgeburtlichen medizinischen Untersuchungen und bei der Geburt. Besonders Ultraschalltermine gelten als Gelegenheit, um die vorgeburtliche Beziehung des werdenden Vaters zum Ungeborenen zu stärken. In erster Linie handelt es sich da-

bei jedoch nicht um einen „Fototermin“, sondern um eine medizinische Untersuchung, bei der nach Unregelmäßigkeiten in der Entwicklung des Ungeborenen gesucht wird. Anika Wehling legt in ihrer Dissertation *Männer im Schwangerschaftskonflikt. Erfahrungen nach einem beunruhigenden pränatalen Befund* den Fokus auf die Erfahrungen von Männern und nimmt damit ein bisher wenig untersuchtes Thema in den Blick.

Die Arbeit gibt zunächst in zwei theoretischen Kapiteln eine Einführung in die Verfahren der Pränataldiagnostik und thematisiert Herausforderungen werdender Väter als Begleitpersonen im medizinischen Kontext. Die Autorin verknüpft dabei stringent eine Problematisierung der Anforderungen aktiver Vaterschaft mit dem Forschungsstand zur Rolle werdender Väter bei einem auffälligen pränatalen Befund (Kap. 1 und 2). Sie stellt dabei heraus, dass werdende Väter zunehmend in den Entscheidungsprozess vor der Inanspruchnahme pränataldiagnostischer Verfahren und nach einer Diagnose involviert sind, und kritisiert die Marginalisierung der Perspektive werdender Väter als nur mittelbar Betroffene in der bisherigen Forschung. Gleichzeitig gebe die Forschungsliteratur bereits „Hinweise darauf, dass die Männer bzw. nichtschwangeren Elternteile mehr sind als die Begleiter ihrer schwangeren Partnerinnen, sondern ebenso selbst emotional von einem Befund betroffen“ (S. 14).

Den Kern der Arbeit bildet eine qualitative Interviewstudie. In narrativen Interviews, nach der Grounded-Theory-Methodologie ausgewertet, wurden (werdende) Väter zu ihrem Erleben eines pränataldiagnostischen Befundes und zu dessen biografischen Auswirkungen befragt (Kap. 3 und 4). Das Sample besteht aus 19 cismännlichen, heterosexuellen (werdenden) Vätern mit hohem Bildungsgrad, die in einer Partnerschaft mit der Mutter ihres Kindes stehen und eine biologische Verwandtschaft zum Kind angeben. Der Abstand zur Diagnose stellt die größte Varianz im Sample dar: von einer kürzlichen auffälligen Diagnose in einer noch bestehenden Schwangerschaft bis hin zu 19 Jahre nach der Diagnose. Dies ergibt zwar eine geringere Vergleichbarkeit der Fälle, ermöglicht gleichzeitig jedoch einen spannenden Einblick in verschiedene Stadien der biografischen Einordnung des Erlebten.

Der Ergebnisteil der Arbeit (Kap. 5) orientiert sich entsprechend nicht an Fallbeispielen, sondern gibt die Vielfalt der geschilderten Erfahrungen wieder. Zunächst werden fünf zeitliche Stadien rund um die Diagnose betrachtet, die sich an der Erzählweise der Interviewten orientieren: die Zeit vor dem Verdacht, der erste medizinische Verdacht, die Befundmitteilung, Entscheidungswege zum Schwangerschaftsausgang und die Zeit nach der getroffenen Entscheidung. Es wird deutlich, dass es nicht eine klare Linie der Erfahrungen von Männern mit pränataler Diagnostik gibt, sondern viele Faktoren das Erleben und die Entscheidungen der Interviewten prägen: von moralischen und religiösen Einstellungen über die Art der gestellten Diagnose und der voraussichtlichen Lebensfähigkeit nach der Geburt bis hin zur Haltung der schwangeren Partnerin und zu antizipierten sozialen und beruflichen Folgen nach der Geburt eines Kindes mit Behinderungen.

Die Entscheidung zwischen einem Austragen der Schwangerschaft und einem Spätabbruch spielt in den Erzählungen der Interviewten eine verschieden große Rolle. Während die Auseinandersetzung mit dieser Frage teils nur in wenigen Sätzen erwähnt wird, nimmt sie bei anderen die Hälfte der Gesprächszeit ein. Wehling arbeitet differenziert heraus, dass den Interviewten das Konfliktpotenzial bei ungleichen Präferenzen

bewusst ist, auch wenn Einvernehmen über das Vorgehen herrscht. Gerade in egalitär orientierten Beziehungen ergebe sich ein Spannungsverhältnis infolge der ungleichen, nämlich nicht körperlichen, Betroffenheit der Partner. Während sie zunächst in die pränatale Vorsorge involviert sind und über die Art der Untersuchungen partnerschaftlich mitentschieden haben, seien sie nach der Diagnose zwar emotional betroffen, jedoch nicht entscheidungsberechtigt. Die Herausforderungen für die Beziehung durch dieses „Dilemma der sekundären Mitsprache“ (S. 280) werde durch unterschiedliche Strategien, wie Überzeugungsversuche, das Zurückhalten der eigenen Meinung oder eine Verantwortungsabgabe an die Schwangere mit dem Ziel einer Angleichung der Präferenzen, gelöst. Wie stark die Mitsprache des werdenden Vaters bei der Entscheidungsfindung ist, stehe tatsächlich auch im Zusammenhang mit der Arbeitsteilung: „Bei einer stärker geteilt geplanten Elternzeit ist eine aktivere Mitsprache im Entscheidungsprozess auszumachen“ (S. 281).

Abschließend werden Faktoren zusammengetragen, die die Bewertung und Bewältigung des Erlebten bestimmen. Eine gemeinsam getroffene Entscheidung über die Fortsetzung oder den Abbruch der Schwangerschaft stellt sich als zentraler Faktor für eine als gestärkt empfundene Beziehung heraus, Uneinigkeiten und auch unterschiedliche Trauerprozesse hingegen als Belastung. Auch die Erwerbsarbeit wird von nahezu allen Interviewten als bedeutsam thematisiert. Dabei sticht das Bedürfnis gegenüber Vorgesetzten und Kolleg*innen hervor, Verständnis für fehlende Konzentration, längere Auszeiten und die Tragweite der Diagnose zu erfahren. Von manchen Interviewten wird die Arbeit als Ort der Ablenkung von der Diagnose geschätzt, andere wünschen sich eine längere Auszeit zur Verarbeitung des Erlebten und nehmen die Rückkehr zur Arbeit als belastend wahr.

Neben dem anschaulichen Einblick in diese Erfahrungen bietet das Buch ausführliche Empfehlungen für die Praxis (Kap. 6). Dabei wird vor allem die Notwendigkeit einer Ausweitung von Beratungsangeboten betont. Neben einer sensiblen Begleitung des Paares durch medizinisches Personal und Beratungsstellen wird die Betreuung bei der Geburt eines Kindes mit Behinderungen über den Zeitpunkt der Geburt hinaus angeraten, auch um die Beteiligung von Vätern an der Versorgung des Kindes zu fördern. Auch seien „geschlechtersensible Gruppenangebote“ (S. 299) und Literatur, die sich spezifisch an (werdende) Väter richtet, bisher selten. Ambivalent erscheint hingegen die Forderung, die vorhandenen Angebote stärker an den Beratungsbedarfen der Partner auszurichten. Die Aussage, „[n]icht nur die schwangere Frau, sondern ebenso den werdenden Vater nach einem Befund in den Blick zu nehmen, ist Aufgabe von Ärztinnen, Hebammen, Beraterinnen und begleitendem Fachpersonal“ (S. 36), ist nur zum Teil zutreffend. Im medizinischen Kontext ist die Schwangere als körperlich von der Diagnose, einem möglichen Spätabbruch oder einer palliativen Geburt Betroffene die Patientin und muss hinsichtlich ihres körperlichen Selbstbestimmungsrechts unabhängige Beratung erhalten können. Eigene Begleitangebote sind auch vor dem Hintergrund empfehlenswert, dass kein Kampf um (Beratungs-)Ressourcen entstehen sollte.

Männer im Schwangerschaftskonflikt liefert eindruckliche Einblicke in das Erleben von Männern nach einer auffälligen pränatalen Diagnose sowie weiterführende Überlegungen für eine bessere Begleitung werdender Eltern. Die Stärken der Untersuchung liegen in den detailreichen Darstellungen, die die partnerschaftlichen Entscheidungspro-

zesse für oder gegen einen Schwangerschaftsabbruch und die Verarbeitungsweisen des Verlusts eines Kindes in ihrer Komplexität und Vielfalt wiedergeben. Über dieses Panorama hinaus, das insbesondere die emotionale Involviertheit von (werdenden) Vätern herausstellt, wäre die Bedeutung von Geschlecht für die Erfahrung werdender Eltern mit Pränataldiagnostik von Interesse. Die Autorin selbst formuliert als Fragestellung für weiterführende Forschungsvorhaben, inwiefern „geschlechterdifferente Verhaltensweisen“ (S. 289) festzustellen seien, und benennt die Einbeziehung verschiedener Familienmodelle und nicht (cis)männlicher nichtschwangerer werdender Eltern als Leerstelle. Die hier präsentierten Ergebnisse legen nahe, dass es Ähnlichkeiten zwischen dem emotionalen Erleben Schwangerer und denen nichtschwangerer werdender Eltern gibt, sobald diese stark in die Verfahren und Entscheidungszwänge der Pränataldiagnostik sowie die Versorgung von Kindern involviert sind.

Zur Person

Janne Krumbügel, Dipl.-Soz., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Diskursanalyse, Männlichkeits- und Ratgeberforschung, Reproduktionstechnologien.
E-Mail: j.krumbuegel@uni-koeln.de

Almut Peukert, Ursula Offenberger

Julia Nentwich/Franziska Vogt (Hrsg.), 2021: (Un)doing Gender empirisch. Qualitative Forschung in der Kita. Wiesbaden: Springer VS. 236 Seiten. 53,49 Euro. Im Open Access unter <https://doi.org/10.1007/978-3-658-32863-4>

In dem von Julia Nentwich und Franziska Vogt herausgegebenen Sammelband *(Un)doing Gender empirisch. Qualitative Forschung in der Kita* werden die Ergebnisse des ethnografischen Forschungsprojekts „Puppenstuben, Bauecken und Waldtage: (Un)doing Gender in der Kinderkrippe“ vorgelegt, das vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms „Gleichstellung der Geschlechter“ gefördert worden ist. Das in der deutschsprachigen Schweiz durchgeführte Projekt rückte verschiedene Aspekte des Kita-Alltags sowie der Kita als Organisation in den Blickpunkt und fragte danach, inwiefern sich dort ein Doing Gender, ein Undoing Gender oder aber ein Not Doing Gender fand. Die Autor*innen diskutieren verschiedene (disziplinäre) Konzeptionen von „(Un)doing Gender“ und entwickeln daraus ein eigenes theoretisches und empirisches Forschungsprogramm, indem sie Kitas als vergeschlechtlichte Organisationen betrachten, in denen auf vielfältige Weise Geschlechterdifferenz hergestellt wird. Gleichwohl wird deutlich, dass sich auch Prozesse und Praktiken der Geschlechterneutralität und/oder -gleichheit finden lassen. Das Buchprojekt ist interdisziplinär ausgerichtet und in internationalen Debatten der

Geschlechterforschung sowie der frühkindlichen Bildungs- und Betreuungsforschung verortet. Damit richtet sich der Band besonders an Geschlechter- und Organisationsforschende sowie an Soziolog*innen, Pädagog*innen, Psycholog*innen und Sozialarbeitende.

Das Buch ist in neun Kapitel untergliedert. Die Einleitung gibt einen Überblick zum Forschungsprojekt „Puppenstuben, Bauecken und Waldtage“ als Entstehungszusammenhang des Buches. Im zweiten Kapitel stellen *Julia Nentwich* und *Franziska Vogt* grundlegende Überlegungen dazu an, welche Herausforderungen es mit sich bringt, wenn (Un)doing Gender empirisch erforscht werden soll. Sie beziehen sich dabei maßgeblich auf Debatten der Gender Studies in den deutschsprachigen Erziehungswissenschaften, der Soziologie, der Kritischen Diskurspsychologie sowie der englischsprachigen praxistheoretischen Forschung zu Gender und Organisationen. Im dritten Kapitel analysiert Franziska Vogt Dynamiken des (Un)doing Gender in räumlichen Arrangements von Kitas und schließt dabei an das Konzept der Gendered Organizations von Joan Acker an, um Vergeschlechtlichungen in räumlichen Arrangements und von Spielmaterialien zu beleuchten. Im vierten Kapitel „Doing und Undoing Gender in Interaktionen: Analyse der videogestützten Beobachtung“ analysiert Franziska Vogt neben Praktiken von Doing und Undoing in interaktiven Vollzügen auch Dramatisierungen und Dethematisierungen von Geschlecht und argumentiert, dass Undoing nicht mit Dethematisierung von Geschlecht gleichgesetzt werden könne. Julia Nentwich verfolgt im fünften Kapitel geschlechterdifferenzierende und -neutralisierende organisationale Rhythmen und Routinen, indem sie – an Vorstellungen idealer Arbeitskräfte anschließend – nach den jeweiligen Taktgebern für die zeitliche Strukturierung des Kita-Alltags fragt. Im sechsten Kapitel, verfasst von Julia Nentwich und *Wiebke Tennoff*, wird der Umgang männlicher Kinderbetreuer mit Identitätsdissonanz aus einer diskursanalytischen Perspektive untersucht. Es werden verschiedene Subjektpositionen identifiziert, auf die die Fachkräfte situativ Bezug nehmen. Dem „(Un)doing Masculinity in der Kita“ widmet sich das siebte Kapitel von *Tobias Bockstaller*, der körperliche Praktiken von männlichen Erziehern analysiert. *Julia Wustmanns* Analyse von Ausbildungsmaterialien (Kap. 8) hat Geschlechterwissen zwischen Essenzialismus und Konstruktivismus zum Gegenstand. Der Sammelband wird mit einem abschließenden Kapitel von Julia Nentwich und Franziska Vogt zu konzeptionellen, methodischen und praktischen Schlussfolgerungen abgerundet.

Für die theoretische Grundlegung werden Konzeptualisierungen von Un(doing) Gender aus den Perspektiven von Ethnomethodologie und Praxistheorie, des Symbolischen Interaktionismus sowie der Performativitätstheorie herangezogen und damit Autor*innen verschiedener Disziplinen und theoretischer Zugänge miteinander ins Gespräch gebracht, so beispielsweise Candace West, Don Zimmerman, Sarah Fenstermaker, Erving Goffman, Regine Gildemeister, Francine Deutsch, Stefan Hirschauer, Silvia Gheradi, Patricia Martin, Margaret Wetherell und Judith Butler. Nentwich und Vogt identifizieren Leerstellen, Widersprüche und Anschlüsse dieser Theorietraditionen etwa mit Blick auf Prozesse zwischen Vergeschlechtlichung und Neutralisierung, Dramatisierung und Dethematisierung oder Fluidität von Geschlecht. Gefragt wird nach den jeweiligen Voraussetzungen und Herausforderungen der Ansätze für die empirische Untersuchung von Geschlechterdifferenzierungen und -indifferenz in Kitas.

Im gesamten Band zeigen die Autor*innen, wie im Kita-Alltag fluide zwischen Doing und Undoing Gender gewechselt wird. Die analytische Unterscheidung in Dramatisierung und Dethematisierung von Geschlechterdifferenzierung ermöglicht ihnen, die Dynamik in den Interaktionen und Praktiken zu rekonstruieren. Auf Grundlage dieser theoretischen Konzeption, die den aktuellen Stand der Forschung und damit verbundene Perspektivdivergenzen produktiv diskutierbar werden lässt, präsentieren die Autor*innen ihre eigenen empirischen Ergebnisse, die neue Einsichten in Vergeschlechtlichungs- sowie Entkopplungsprozesse im Feld frühkindlicher Bildung und Betreuung geben.

Mit einem breiten Spektrum qualitativer Forschungsmethoden wie videogestützter Ethnografie, problemzentrierten Interviews, ethnografischer Beobachtung sowie Dokumentenanalysen wurde multimethodisch gearbeitet, wodurch eine vielfältige Datenbasis für die Analysen von (Un)doing Gender geschaffen wurde. Ebenso bieten die Raumanalysen, Sequenzanalysen, Dokumentenanalysen, sozialwissenschaftlich-hermeneutischen Analysen und Diskursanalysen eine große Diversität der analytischen Zugänge, wodurch in der Zusammenschau aller Befunde die von den Autorinnen angestrebte „Methodologie des Explizierens, Reflektierens und Kontrastierens“ (S. 223) erfüllt wird.

Dabei war sowohl für die empirischen Analysen als auch für die darauf aufbauende Theoriearbeit eine leitende Fragestellung, wie durch ethnografische Teilnahme an der alltäglichen Praxis erkannt werden kann, ob Befunde und Beobachtungen als „Doing“ oder als „Undoing Gender“ gelten können, und wie in der wissenschaftlichen Beschreibung vermieden werden kann, eine bestimmte Vorstellung von Zweigeschlechtlichkeit, von Männlichkeiten und Weiblichkeiten festzuschreiben oder vorauszusetzen. Die Methodenvielfalt der empirischen Zugänge kann dabei als ein Mittel gelten, vorschnelle Schließungen zu verhindern und die empirische Datenbasis hinreichend komplex zu gestalten.

Der Sammelband bereichert gegenwärtige theoretische wie empirische Debatten zu (Un)doing Gender auf einem hohen Qualitätsniveau, und der dreifache Anspruch des Buches überzeugt: a) Theoretisch wird das Konzept des (Un)doing Gender geschärft und weiterentwickelt (insb. Kap. 2). b) Das Konzept wird als Analyseheuristik multimethodisch im Feld Kita angewendet. Die empirischen Befunde zeigen, dass Kitas als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Organisationen zu verstehen sind, in denen gleichwohl geschlechterneutralisierende Praktiken vollzogen werden (Kap. 3 bis 8). c) Die Ergebnisse werden für die Praxis anschlussfähig gemacht, um dort Veränderungen anzustoßen (insb. Kap. 9). Das Buchprojekt leistet so einen theoretisch anspruchsvollen und empirisch gehaltvollen Beitrag zu aktuellen Debatten in der sozialwissenschaftlichen Geschlechtertheorie, der Organisations-, Bildungs- und Sozialisationsforschung. Während zu Schulen als Ort für Herstellung von Geschlechterdifferenz und/oder -gleichheit bereits Studien vorliegen, wurden Kitas als Organisationen von der empirischen Geschlechterforschung bislang vernachlässigt. Hier leistet das Buchprojekt einen wesentlichen neuen Beitrag. Zudem knüpft es an interdisziplinär geführte Debatten zu Geschlechterkonstruktion und -dekonstruktion an und leistet auch über den Bereich der frühkindlichen Bildung hinaus einen anschlussfähigen Vorschlag, (Un)doing Gender empirisch zu untersuchen.

Zu den Personen

Almut Peukert, Dr. rer. soc., Juniorprofessorin für Soziologie, insb. Arbeit, Organisation und Gender, Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Geschlechtersoziologie, Care-Arbeit, Familiensoziologie, Wohlfahrtsstaatenforschung, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: Universität Hamburg, Fachbereich Sozialökonomie, Welckerstraße 8, 20354 Hamburg
E-Mail: almut.peukert@uni-hamburg.de

Ursula Offenberger, Dr. rer. soc., Juniorprofessorin mit Schwerpunkt Lehre für Methoden der qualitativen Sozialforschung, Universität Tübingen (Methodenzentrum). Arbeitsschwerpunkte: qualitative Methoden, Grounded Theory und Situationsanalyse, Geschlechter-, Wissenschafts- und Technikforschung.

Kontakt: Universität Tübingen, Haußerstrasse 11, 72076 Tübingen
E-Mail: ursula.offenberger@uni-tuebingen.de

Sabrina Prem

Julia Cruschwitz/Carolin Heantjes, 2021: *Femizide. Frauenmorde in Deutschland*. Stuttgart: S. Hirzel Verlag. 216 Seiten. 18,00 Euro

Jeden dritten Tag wird eine Frau von ihrem Ehemann, Freund oder Ex-Partner getötet. Jede dritte bis vierte Frau erlebt partnerschaftliche Gewalt. Frauen werden getötet, weil sie Frauen sind, von Männern, die ihnen die Entscheidungsgewalt über ihr Leben nehmen wollen. Das nennt sich Femizid und Femizide sind keine Privatsache, sondern ein gesamtgesellschaftliches Problem. Diesem Problem widmen sich Julia Cruschwitz und Carolin Heantjes in ihrem Buch *Femizide. Frauenmorde in Deutschland* und klären über den Begriff „Femizid“ sowie über die damit verbundenen strukturellen Missstände auf. Anhand von Einzelschicksalen, Analysen und Fachwissen von Expert*innen aus Wissenschaft und Praxis führen sie umfassend in diese Thematik ein. Roter Faden ist dabei stets die Frage: Was können wir als Gesellschaft tun, um Femizide zu verhindern?

Das Buch besteht aus zehn Kapiteln und jedem Abschnitt stellen die Autorinnen einleitend ein Beispiel voran. Dabei handelt es sich um Geschichten Überlebender, aber auch um Femizidfälle, die Gegenstand langwieriger Gerichtsprozesse waren oder sind. Als ausschlaggebend für die Entstehung des Buches führen die Autorinnen im ersten Kapitel die brutale Tötung von Myriam Z. 2020 im Leipziger Auwald an. Damit steigen sie ein in die Begriffsdefinition und Erklärung, worum es sich genau bei einem Femizid handelt. Sie knüpfen an die Soziologin Diana Russell an, die 1976 zum ersten Mal den Begriff „femicide“ benannte und prägte (S. 11). Die Autorinnen gehen jedoch weiter, untersuchen den Begriff nicht nur hinsichtlich seiner Herkunft, sondern auch mit Blick auf seine aktuelle und internationale Verwendung (S. 12ff.).

In ihrem Buch konzentrieren sich Cruschwitz und Heantjes auf die häufigste Form von Femiziden in Deutschland: Trennungstötungen. In diesem Zusammenhang analy-

sieren sie im zweiten Kapitel die Täterprofile und fragen danach, wer die Täter sind und warum sie töten (S. 27ff.). Dafür widmen sie sich insbesondere den Studien der Kriminologin und Rechtspsychologin Luise Greuel und knüpfen an deren Fazit an, dass es nicht den typischen Täter von Femiziden gebe, sondern sich eine Art Beziehungsmuster erkennen lasse, das den Täter zu seiner Tat motiviere (S. 29). Auch der Aussage eines Täters geben die Autorinnen in ihrem Buch Raum und beleuchten das Thema so aus unterschiedlichen Perspektiven (S. 34ff.). Zudem zeigen sie dadurch auf, dass auch Täterarbeit und Täterberatung wichtig sind, um Opferschutz gewährleisten zu können. Cruschwitz und Heantjes stellen das Acht-Phasen-Modell der Kriminologin Jane Monckton-Smith vor, das für Polizei und Sozialbehörden entwickelt wurde, um Risikobeziehungen rechtzeitig erkennen und eingreifen zu können, bevor ein Mann seine (Ex-)Partnerin ermordet (S. 43).

Im dritten Kapitel, das begleitet wird von der Geschichte einer Frau, deren Kinder von ihrem Ex-Partner ermordet wurden und die einen Mordversuch ihres Ex-Partners selbst nur knapp überlebte, diskutieren die Autorinnen, ob und inwieweit Behörden Femizide verhindern könnten. Sie kommen zu dem Schluss, dass es bei den involvierten und handelnden Behörden Sensibilität gegenüber Warnzeichen und Vorgeschichten sowie Hintergrundwissen brauche, um die typischen Dynamiken zu verstehen (S. 57ff.). Entscheidend sei darüber hinaus ein Informationsaustausch zwischen allen Beteiligten, um so ein umfassendes Bild der Situation schaffen und eine akute Gefährdung erkennen zu können. Denn Prävention gelinge nur gemeinsam. Dazu werden Schulungen zur Femizidprävention, Fragebögen, angelehnt an die Ontario-Risikoeinschätzung für Angriffe im häuslichen Bereich (ODARA), und Fallkonferenzen vorgeschlagen und am Beispiel von Rheinland-Pfalz auf ihre Effektivität hin untersucht (S. 64ff.). Wie die einzelnen Bundesländer hinsichtlich ihres Hochrisikomanagements aufgestellt sind, haben die Autorinnen eingehend recherchiert und die Ergebnisse vergleichend gegenübergestellt (S. 77ff.). Danach gibt es nur vier Bundesländer in Deutschland, in denen ein Hochrisikomanagement überhaupt existiert: Hamburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern und Rheinland-Pfalz.

Im vierten Kapitel beschäftigen sich die Autorinnen mit dem Opferschutz und den zu diesem Zweck geschaffenen Frauenhäusern. Sie beleuchten die Geschichte der Frauenhausbewegung in den 1970er-Jahren bis zur heutigen Umsetzung der Istanbul-Konvention und dem Mangel an Frauenhausplätzen in Deutschland (S. 95ff.). Dabei greifen sie auch die Forderung nach einem Rechtsanspruch auf einen Frauenhausplatz auf sowie die besondere Gefährdung von geflüchteten Frauen im Allgemeinen und in Gemeinschaftsunterkünften im Besonderen (S. 101ff.). Im fünften Kapitel richten Cruschwitz und Heantjes den Blick nicht auf die Frauen, sondern auf die Kinder. Deren Betroffenheit wird dabei unter zwei Aspekten betrachtet: zum einen unter dem Aspekt der fehlenden psychischen Versorgung nach dem Miterleben eines Femizidfalles oder von häuslicher Gewalt innerhalb der eigenen Familie (S. 121ff.), zum anderen unter dem Aspekt der Gefährdung der Kinder (S. 120, 128). Denn die Autorinnen zeigen, dass Familienväter schon oft ihre Kinder getötet haben, um letztlich der Ehefrau/Partnerin zu schaden. Aus einem patriarchalen Besitzdenken heraus habe der Mann die Frau auf die für sie schlimmste Art bestrafen wollen: durch die Ermordung ihrer Kinder (S. 118). Und leider greifen auch die Jugendbehörden oftmals nicht früh genug ein, um die Kindstötung zu verhindern. Welche Folgen das haben kann, zeigen die Autorinnen

anhand einer fatalen Fehleinschätzung des zuständigen Jugendamtes im Ilm-Kreis. Hier wurden Kinder nach einem schweren Gewaltvorfall gegen die Mutter nicht präventiv in Obhut genommen und von ihrem gewalttätigen Vater getötet (S. 111ff.).

Wie das Umgangsrecht den Schutz vor Gewalt aushebeln kann, ist Thema des sechsten Kapitels. Die Autorinnen machen deutlich, dass oftmals auch Familienrichter*innen die nötige Sensibilität und das erforderliche Verständnis fehlen, um weitere Gewalt an Frauen zu verhindern. So bewerte die Rechtsprechung in Deutschland das Umgangsrecht oft höher als den Gewaltschutz (S. 137ff.). Im siebten Kapitel folgt ein weiterer Perspektivwechsel zu den Strafgerichten. Es wird erläutert, wie Femizidaten in Prozessen und allgemein im Strafrecht behandelt werden. Dabei zeige sich die Tendenz, dass Täter aufgrund ihres emotionalen Zustands häufig milder bestraft würden und die Tat seltener als Mord eingeordnet werde (S. 152ff.). Zudem wird die Frage aufgeworfen, ob es einen Straftatbestand „Femizid“ braucht, und diese unter Rückgriff auf Expert*innenmeinungen diskutiert (S. 156ff.). Im achten Kapitel setzen sich die Autorinnen mit den weltweiten feministischen Bewegungen auseinander, durch die auf Femizide aufmerksam gemacht und deren Ursachen bekämpft werden sollen. Diese Auseinandersetzung führt über die #niunameno- oder #keinemehr-Bewegung in Lateinamerika, Spanien, Italien und Frankreich bis nach Leipzig und spannt den Bogen zum Ausgangsfall von Myriam Z. (S. 171ff.). Auf diesen kommen die Autorinnen im letzten Kapitel noch einmal zurück und stellen die lesende Person vor die Frage: War es ein Femizid? Davor jedoch beschäftigen sich Cruschwitz und Heantjes im neunten Kapitel mit dem, was die Bundesregierung tut oder gerade nicht tut, um Femizide zu verhindern, und stellen kritisch fest: Das, was getan werde, sei nur ein Tropfen auf den heißen Stein (S. 186). Dagegen gebe es beispielsweise in Spanien eine schnelle präventive Ingewahrsamnahme von Aggressoren, Ausbildungen zu Gleichberechtigung und Überwachungssysteme für Hochrisikotäter (S. 186ff.). In ihrem Fazit blicken die Autorinnen auf die öffentliche Debatte rund um Femizide innerhalb der letzten Jahre und heben zwar einerseits positive Aspekte hervor, fordern andererseits jedoch insgesamt mehr Engagement, um Gewalt an Frauen im Allgemeinen und Femizide im Besonderen zu verhindern.

Das Buch *Femizide. Frauenmorde in Deutschland* von Julia Cruschwitz und Carolin Heantjes ist sowohl Leser*innen zu empfehlen, die sich zum ersten Mal mit dieser Thematik beschäftigen, als auch denjenigen, die sich ein umfangreiches Wissen und Verständnis aneignen wollen. Denn die Autorinnen sensibilisieren nicht nur, sondern zeigen auch deutlich auf, was getan werden muss, um Femizide zu verhindern und ein ausreichendes Schutzsystem zu etablieren. Sie blicken kritisch auf unsere Gesellschaft, in der Frauen und Männer vielfach doch noch nicht so gleichgestellt und gleichberechtigt sind, und auf das patriarchale System, das Femizide und häusliche Gewalt begünstigt. Mit ihrem Buch legen sie Muster offen, stoßen Denkprozesse an und fordern Veränderungen ein.

Zur Person

Sabrina Prem, Assessorin iuris, war Rechtsreferendarin am Landgericht Düsseldorf, u. a. in der Wahlstation bei UN Women Deutschland e. V. Arbeitsschwerpunkte: Strafrecht und Frauenrechte. E-Mail: sabrina.prem97@gmail.com



Berndt Keller

Frauenfußball: Auf dem langen Weg zum Profisport

Aktuelle Entwicklungen
und Perspektiven

2022 • 120 Seiten • kart. • 18,90 € (D) • 19,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2707-0 • eISBN 978-3-8474-1902-0

Frauenfußball ist aus dem deutschen Sportgeschehen nicht mehr wegzu-denken und wird doch oft vergessen. Seine aktuellen Entwicklungen haben bisher in Öffentlichkeit, Medien und Wissenschaft zu wenig Beachtung ge-funden. Dieses Buch befasst sich deshalb mit einer Vielzahl von Entwicklun-gen im Frauenfußball, vor allem mit der allmählichen Professionalisierung. Dabei haben sich nicht nur Organisation und Qualität erheblich verändert, sondern vor allem im vergangenen Jahrzehnt auch seine wirtschaftlichen Wettbewerbsbedingungen und Rezeption. Der Autor analysiert zudem ein breites Spektrum finanzieller Fragen im Frauenfußball, das von Vereinsbud-gets über Gehälter bis hin zur rasch fortschreitenden Kommerzialisierung und internationalen Entwicklungen reicht.

www.shop.budrich.de



Rosemarie Nave-Herz

Die Ehe in Deutschland

Eine soziologische Analyse über
Wandel, Kontinuität und Zukunft

2022 • 191 Seiten • Kart. • 19,90 € (D) • 20,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2655-4 • eISBN 978-3-8474-1810-8

Die Ehe wird in diesem Buch erstmals soziologisch als eine eigene Lebensform analysiert, und zwar im Hinblick auf ihre vielfältigen Aspekte. Dabei werden aktuelle Probleme aufgegriffen, wie bspw. Kinderehen, Zwangsehen, die Zunahme von kinderlosen Ehen und der Anstieg der Ehescheidungen. Historische Rückblenden sollen das Erkennen des gegenwärtig Besonderen ermöglichen. Ziel des Buches ist es, offene Fragen und aktuelle Probleme zu benennen und zu diskutieren sowie ihren Wandel aufzuzeigen.

Bislang wurden in der Soziologie nur spezielle Einzelprobleme von Ehebeziehungen oder die Ehe lediglich im Hinblick auf die Familie behandelt. Für die Vergangenheit ist diese wissenschaftliche Subsumierung der Ehe unter die Familie gerechtfertigt, da Ehen vor allem im Hinblick auf die Familiengründung eingegangen wurden und die Ehe- und Familienzeit zumeist identisch waren. Letzteres unterlag einem gravierenden zeitgeschichtlichen Wandel.

www.shop.budrich.de

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Schwerpunkte der letzten Ausgaben

- 1|23 **Digitale Transformation und Gender Bias**
- 3|22 **Ernährungspraxis im Wandel**
- 2|22 **Männlichkeit und Sorge**
- 1|22 **Prostitution und Sexarbeit**
- 3|21 **Soziale Mobilität und Geschlecht**
- 2|21 **Das gute Leben in der Krise – Geschlechterverhältnisse auf dem Prüfstand**
- 1|21 **Genderperspektiven für die European Studies**
- 3|20 **Inklusion und Intersektionalität in Bildungskontexten**
- 2|20 **Geschlecht, Arbeit, Organisation**
- 1|20 **Raumstrukturen und Geschlechterordnungen**
- 3|19 **Gender, Technik und Politik 4.0**
- 2|19 **Verwandtschaftsverhältnisse – Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert**
- 1|19 **Hochschule und Geschlecht**
- 3|18 **Mode und Gender**
- 2|18 **Flucht – Asyl – Gender**
- 1|18 **Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken**
- 3|17 **Gender und Design – zum vergeschlechtlichten Umgang mit dem gestalteten Alltag**
- 2|17 **Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit**
- 1|17 **Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften**

Sonderheft 2021

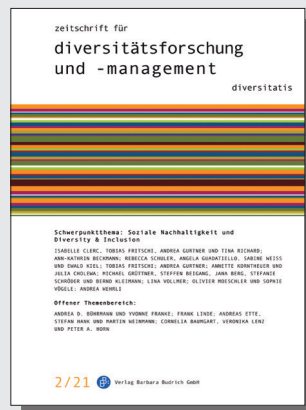
**Mobilisierungen gegen Feminismus und ‚Gender‘ –
Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien**

Sonderheft 2020

**Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität
und Zweigeschlechtlichkeit**

Bestellungen von Abonnements und Einzelheften über www.budrich-journals.de
und unter www.gender-zeitschrift.de. Bezugsbedingungen siehe Impressum.

Gender Studies im Verlag Barbara Budrich



Verlag Barbara Budrich 
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen
Tel.: (+49) (0)2171 79491 40
info@budrich.de
www.budrich.de
www.budrich-journals.de
www.shop.budrich.de

Alle unsere Zeitschriften aus dem
Fachbereich Gender Studies finden
Sie auf Budrich Journals unter:
www.budrich-journals.de

Sie können sich auch zu unseren
Zeitschriften-Alerts anmelden:
budrich.de/zeitschriften-alerts